

LUDWIG FEUERBACH

GESAMMELTE WERKE

HERAUSGEGEBEN
VON
WERNER SCHUFFENHAUER

Vorbemerkung:

Bei dieser Internet-Publikation handelt es sich um eine vorläufige Zusammenstellung der unter Leitung des Herausgebers Prof. Dr. Werner Schuffenhauer erarbeiteten Materialien zum Band 22 der von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen Ausgabe. Die BBAW, der Verlag de Gruyter und Inge Schuiffenhauer als Rechte-Inhaber haben diese elektronische Veröffentlichung auf der Webseite der Ludwig-Feuerbach-Gesellschaft Nürnberg genehmigt.

Die vorliegende Einrichtung der Texte erfolgte auf der Basis des letzten Bearbeitungsstandes durch Helmut Walther von der LFG Nürnberg.

Das Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen sowie die Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Nürnberg, im September 2020

Helmut Walther

LUDWIG FEUERBACH

Briefwechsel VI
(1869–1872)

Briefwechsel von und an Bertha und Leonore
Feuerbach
(1844–1920)

Briefwechsel Verwandte und nahestehende
Zeitgenossen
(1841–1923)

Neu aufgefundene, zu Lebzeiten nicht
publizierte Studien und Aufsätze
(1828–1863)

HERAUSGEGEBEN
VON
WERNER SCHUFFENHAUER

Briefwechsel

VI

Nachtrag zu Briefwechsel V (Band 21):

977 a

An Gustav Julius Junghann

11. Juni 1862

/ Rechenberg bei Nürnbn[erg] 11. Juni 62

Hochzuverehrender Herr!

Wie so häufig die Menschen ihre Ehren, selbst ihre Verdiensten nicht ihren geistigen Verdiensten, sondern höchst fleischlichen Konnexionen verdanken, so verdanke auch ich es nur der Blutverwandtschaft mit dem Mathematiker C. W. Feuerbach, daß mir die Ehre zu Teil geworden ist, von dem Entdecker der Tetraedrometrie – denn als solchen kündigt Sie auf eine auch dem Laien unverkennbare Weise Ihr einleitendes Vorwort an – ein Exemplar erhalten zu haben. Gleichwohl verschwindet mir diese Ehre vor der Freude, die ich darüber empfinde, daß Sie meinen unglücklichen Bruder aus dem Grabe der Vergessenheit wiedererweckt, die Verdienste seines von anderen noch nicht „wirklich durchstudierten“ Werkes ins Licht gesetzt und dadurch vielleicht selbst die Veröffentlichung desselben in seiner Vollständigkeit, welche bei Lebzeiten des Verfassers nur aus Mangel eines Verlegers unterblieb, möglich gemacht haben. Ich halte es daher auch für meine Pflicht, Ihnen, wenn Sie es anders wünschen, das Manuskript desselben zu dem Zwecke seiner Veröffentlichung zu übersenden und als Eigentum zu überlassen. Wer hat mehr Ansprüche darauf als Sie, der erst die Entdeckungen meines Bruders entdeckt und vervollkommen hat? Ihren vorletzten Brief habe ich richtig erhalten.

Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster

L. Feuerbach /

I. 1. Briefwechsel 1869-1872

1869

Ende Januar/12. Februar [1869]

/ Rechenberg bei Nürnberg

So geht's; so kommt man nicht zum Briefschreiben! Eben wollte ich mich hinsetzen, um Ihnen endlich auch einmal wieder ein paar Zeilen zu schreiben, als ich erhielt von meiner katholisch gewordenen Schwester in Rom einen großen Pack katholischer Schriften aus alter und neuerer Zeit und gleichzeitig einen Pack seit mehr als einem Monat ausgebliebener französischer Zeitungsnummern sehr entgegengesetzter Art an Geist und Tendenz („La Démocratie“). So geht's; so ging's zeither immer. Entweder kam mir eine Schrift oder ein anderer notwendig und eilig zu schreibender Brief oder die Kürze und Trübe der Tage, denn ich schreibe nicht mehr bei Lampenlicht, oder ein Unwohlsein oder sonst was dazwischen. Was soll ich Ihnen aber auch schreiben, was auf Ihren Brief (v[om] 17. September [18]68) antworten? Was Sie mir über die Willensfreiheit schreiben, das hat ja, wie Sie selbst wissen, meine volle Beistimmung. Ich unterscheide mich nur dadurch von den Deterministen, daß ich keinen abstrakten, metaphysischen Determinis[us] kenne, sondern nur einen durch den Glückseligkeitstrieb bestimmten, daß ich nur in diesem Triebe (den freilich auch viele Deterministen, aber in ihrer Weise, zugrunde liegen) die *naturhistorisch* oder wissenschaftlich begründete und begründbare Basis des Willens finde. Und diese naturhistorische Grundlage ist die Hauptsache. /

/ 12. Februar

Soviel schrieb ich trotz der Unterbrechung durch die Post noch vor Tisch schon vor 8 oder gar ich weiß es diesen Augenblick nicht 14 Tagen. Nach Tisch wollte ich weiter an Sie schreiben. Aber wer kam da ganz unerwartet? Herr Schreitmüller aus München mit seiner jungen Frau, einer angenehmen Persönlichkeit. Natürlich war's nun aus mit dem Schreiben an Sie. Was aber heute zweimal unterbrochen worden, sollte am andern Tag fortgesetzt und vollendet werden. Ich setze mich schon hin an den Schreibtisch, aber siehe, da kommen schon wieder Postsendungen verschiedner Art, darunter ein Brief aus Amerika mit der Anfrage, ob ich nicht Lust hätte, in Amerika, vor Deutschen natürlich,

Vorlesungen zu halten. Welche Anfrage an einen Mann in diesen Jahren, als ich stehe, und nach einem solchen Leben, als ich geführt habe! Doch immerhin eine erfreuliche und genug aufregende, um die Lust zur Fortsetzung eines unterbrochnen Briefes zu verlieren. Seitdem habe ich ihn aber gänzlich liegenlassen. Jetzt nehme ich ihn endlich wieder auf, aber es ist heute ein so trauriger, düstrer Tag, daß ich auf meiner Studierstube kaum Licht genug zum Schreiben habe. Dennoch will ich mich heute nicht unterbrechen lassen. Ich fahre also fort mit dem, was ich damals sagen wollte, aber noch im Kopfe habe.

Dieser Trieb war auch das hauptsächlichste Thema meiner schriftstellerischen Tätigkeit, als ich Ihnen das letzte Mal schrieb. Leider dauerte diese Tätigkeit nur // bis Mitte Juli, wo sie infolge offenbar der damals so großen und beharrlichen Hitze einem Zustand gräßlicher geistiger und körperlicher Abspannung, ja Apathie und Lethargie Platz machte. Und wenn auch die Ursachen schwinden, wie lange dauern die Wirkungen fort, namentlich die psychologischen, ein Dégout [Ekel], der Gram und Ärger über solche fatale Unterbrechungen glücklicher geistiger Tätigkeit! Was Sie mir aber schreiben über Ihre Doktorhabilitation, so wissen Sie gleichfalls, daß ich Ihnen auf dieser Laufbahn alles Gute von Herzen wünsche und gönne, Sie wissen aber auch, was ich halte von der Philosophie als einer besondern Fakultätswissenschaft, von der Philosophie, die und wie sie auf unsern Universitäten exerziert und toleriert wird. Sie wissen endlich, daß Herr Dr. D[ühring] in Berlin und dergleichen Professoren und Doktoren so wenig für mich existieren, als ich außer höchstens in den lächerlichsten Zerrbildern für sie existiere. Wozu also schreiben? Schon wieder eine Unterbrechung durch einen Brief von gänzlich unerwarteter Seite, der an sich erfreulich ist, doch mich in die größte Unruhe und Verlegenheit versetzt!

Leben Sie wohl!

Ihr

L. F. /

Von Gustav Bäuerle

14. Februar 1869

/ Hochverehrter Herr!

Ihren Brief vom 21. Okt[ober] [18]67 nebst Photographie habe ich seinerzeit richtig erhalten und danke Ihnen recht herzlich dafür. Verzeihen Sie mir, wenn ich mir wider Ihren Willen erlaube, mich aufs neue mit einigen Zeilen an Sie zu wenden.

Schon seit Monaten beschäftigt mich aufs angestrengteste ein Gegenstand, über den ich beim besten Willen nicht recht ins reine komme. Dieser Gegenstand ist der Kampf der modernen Weltanschauung mit der christlichen Moral. Dieser Kampf, ein Hauptmoment in der modernen Poesie, ist meines Wissens von der Wissenschaft noch nicht zu Ende geführt worden. Ein System der Ethik hat der wissenschaftliche Materialismus des 19. Jahrhunderts, als dessen Vater ich Sie verehere, noch nicht zutagegefördert. Ein solches aber halte ich für ein dringendes Bedürfnis. Ich glaube, // daß erst dann in Wahrheit an die Lösung der großartig erhabenen Aufgabe, den Materialismus zum Gemeingut aller zu machen, gedacht werden kann, daß erst dann bewiesen ist, daß Materialismus und Unsittlichkeit nicht identische, sondern sich ausschließende Begriffe sind, wenn die Ethik als eine Konsequenz des Materialismus begründet wird. Ich glaube, hochverehrter Herr, daß Sie besser als irgend sonst jemand imstande wären, eine Ethik in diesem Sinn zu veröffentlichen. In Ihren Schriften findet sich zwar manches über diesen Gegenstand; aber es ist zu ungenügend, nicht erschöpfend, eingehend genug. Geht Ihre Ansicht vielleicht dahin, daß der gegenwärtige Stand der Wissenschaft es noch nicht erlaubt, ein solches Werk zu schreiben? Ich könnte dies kaum glauben.

Bei manchen ethischen Fragen weiß ich beim angestrengtesten Nachdenken nicht recht, wie ich urteilen soll, was gut und was schlecht ist und warum etwas gut // oder schlecht ist, z. B. bei den geschlechtlichen Verhältnissen, beim Selbstmord u. dgl.; würde ich mich, wie früher, auf den christlichen Standpunkt stellen, so wüßte ich im Augenblick aufs genaueste, wie ich zu urteilen hätte.

Gerade so, wie die christliche Moral von der christlichen Religion, welche nur eine verkehrte, phantastische Psychologie ist,

ausgeht, müßte die materialistische Moral von einer richtigen, vernünftigen Psychologie ausgehen, d. h. von einer solchen, welche als ihre Basis die Physiologie anerkennt. Gerade so, wie die christliche Moral das als Gebot aufstellt, was das Phantasiebild des Menschen, Gott genannt, verlangt, muß die materialistische Moral das als Gebot aufstellen, was das wahre, vernünftige Wesen des Menschen verlangt.

Da Sie, hochverehrter Herr, es waren, welcher zum erstenmal in wahrhaft erschöpfender Weise das Rätsel der Religion gelöst hat, indem Sie in genialer Weise darlegten, daß die Glaubenswahrheiten der Religion nur die verkörperten höchsten // Wünsche des Menschen, also nur Gebilde des menschlichen Geistes sind, so glaube ich, daß Sie am ehesten imstande sind, das Wesen dieses Geistes klar darzulegen und dadurch nicht nur der Wissenschaft, sondern der Kultur überhaupt einen großen Dienst zu erweisen.

Für eine gütige Beantwortung dieses Briefs wäre ich Ihnen sehr zu Dank verbunden und zeichne in dieser Erwartung mit vorzüglicher Hochachtung

Ihr ganz ergebener
Gustav Baeuerle

Stuttgart, 14. Februar 1869,
Bebenhäuserstr. 5. /

1188

Von Gustav Bäuerle

7. März 1869

/ Hochverehrter Herr!

Verzeihen Sie mir, wenn ich mir erlaube, Sie schon wieder mit einigen Zeilen zu belästigen.

In der letzten Zeit wurden hier öffentliche Vorträge gehalten, die verschiedene wissenschaftliche Gegenstände in ausgesprochen christlichem Sinn behandelten, deren Tendenz darin bestand, nachzuweisen, daß die echte Wissenschaft im schönsten Einklang mit dem Christentum ist. Es wurde dadurch der Gedanke in mir angeregt, einen Vortrag vom entgegengesetzten Standpunkt aus zu halten, da niemand es wagt, sich in radikaler Weise über die Religion auszusprechen, und darzulegen, daß Christentum und

Wissenschaft nicht in Einklang, sondern im vollsten Gegensatze zueinander sind. Ich arbeitete rasch einen Vortrag über diesen Gegenstand aus. Da ich denselben aber unentgeltlich halten wollte, so // versuchte ich, die ungefähren Kosten, die mir durch denselben erwachsen würden, mir durch Subskription bei bedeutenden Personen, die sich von der Religion losgesagt haben, zu verschaffen. Ich hielt dies für eine leichte Sache, aber ich habe mich getäuscht. Der eine will einen Beitrag zeichnen, wenn andere ihm mit gutem Beispiel vorangegangen, der zweite hält aus lauter Gleichgültigkeit es von vornherein für etwas Vergebliches, gegen den Glauben zu sprechen, der dritte ist ein fanatischer Demokrat, der aber keine Zeit hat, mit Dingen, die Religion betreffend, sich zu beschäftigen, der vierte hat zwar schon gegen die Unsterblichkeit geschrieben, ist aber aus Prinzip gegen populär gehaltene materialistische Vorträge, da solche nach seiner Meinung nur schaden können. Überall teils Gleichgültigkeit, teils Scheu, öffentlich auszusprechen, keine Christen zu sein, wäre es auch nur durch Unterstützung meines Vortrags. Endlich traf ich einen Mann, der lebhaftes Interesse für die Sache zeigte. Es war der Ästhetiker Vischer. Ich sagte ihm, // wie ich die Sache behandelt hätte. Der Titel meines Vortrags sei: „Gott und Unsterblichkeit. Ein materialistisches Glaubensbekenntnis“. Nach einer kurzen Einleitung lege ich den Standpunkt des Glaubens dar, führe dann die Resultate der Naturwissenschaft gegen denselben ins Feld, zeige dar, auf Grund Ihrer Lehre, wie der Mensch zum Glauben kommt, ziehe dann das Resultat, welches dahin lautet, daß Wissenschaft und Religion völlig entgegengesetzte Dinge sind, und komme nun, nachdem der negative Teil abgetan ist, mit einem kurzen positiven, welchen ich mit einigen Worten von Ihnen schließe. – Mit dem Grundgedanken meines Vortrags ist Vischer einverstanden; aber er machte folgende Einwände. Er meinte, daß ich vor allem einen anderen Titel wählen solle, der die Leute weniger abschreckt, ich solle z. B. sagen: „Die positive Religion und die sittliche Weltordnung“. Dann solle ich den negativen Teil möglichst kurz fassen, dagegen den positiven, ethischen, eingehend entwickeln und den Vortrag // nicht unentgeltlich, sondern gegen ein mäßiges Entree zur Deckung der Kosten halten. Vischer riet zu allem diesem deshalb, damit der Vortrag weniger Skandal verursacht. Die Geistlichkeit ist hier noch sehr orthodox und gilt viel bei der Regierung. Infolgedessen ist hier auch die pietistische Richtung sehr entwickelt.

Vischer stimmt nicht ganz mit Ihren Ansichten überein. So sagte er zu mir heute u. a., daß ich in meinem Vortrag sagen solle, daß ich an die Stelle der positiven die wahre Religion setze, die darin bestehe, daß man als einzelner einen Schauer, eine Verehrung dem Unendlichen gegenüber fühlen müsse. Ich sagte ihm offen, daß ich darin keine Religion finde, daß ich unter Religion den Glauben an Übernatürliches verstehe; wenn ich aber diesen Glauben den Leuten nehme, so wolle ich gründlich verfahren und auch nicht einmal das Wort stehen lassen. Vischer ist noch zum Teil Idealist. Er kann sich nicht damit befreunden, daß die // Materie das Ursprüngliche ist, daß das Unendliche aus dem Endlichen hervorgegangen ist. Er hält noch an übernatürlichen Gesetzen fest, am Unendlichen in pantheist[ischer] Weise. Davon abgesehen ist Vischer ganz meiner und damit auch Ihrer Ansicht und hält einen solchen Vortrag für sehr nötig, glaubt auch, daß ich als junger 23jähr[iger] Kaufmann viel weniger Unannehmlichkeiten habe als ein Professor, der eben nicht nur Lehrer, sondern auch Staatsbeamter ist. – Die Ansicht Vischers, daß ich, um die Gemüter für meine Sache besser zu gewinnen, recht die ethische Seite entwickeln soll, finde ich ganz richtig; aber dies führt auf den Punkt, der mich veranlaßte, Ihnen vor 3 Wochen zu schreiben. Ich bin über die Begründung der Ethik im Gegensatz zum Christentum selbst noch nicht ganz im reinen, glaube aber, daß wenige Worte von Ihnen hinreichen würden, mir volles Licht in *dieser Sache* zu verschaffen. Wenn ich sage, daß ich die Gebote der Sittlichkeit befolgen soll, weil Gott es befiehlt, so ist damit jede weitere Frage abgeschnitten, da mir ja kein // Recht zusteht, zu fragen, warum Gott es will. Sage ich aber, daß die Gebote der Sittlichkeit erfüllt werden müssen, weil es das Wesen des Menschen verlangt, so drängt sich mir eben die Frage auf: Warum verlangt es das Wesen des Menschen, und kann ich mir dies auch für diesen und jenen Fall beantworten, so kann ich es eben nicht in allen Fällen.

Ich bin entschlossen, meinen Vortrag in der von Vischer ange deuteten Weise umzuarbeiten, ich fühle aber nicht recht die Kraft dazu in mir und möchte die Sache doch nicht fallenlassen, da es mich drängt, öffentlich für meine Überzeugung, für Ihre Lehre zu wirken, dazu beizutragen, daß die Halbheit und Heuchelei der Gegenwart endlich ein Ende findet. –

Meine Bitte an Sie geht nun dahin, mir offen zu sagen, ob Sie meinen Vortrag für passend halten, und wenn dies der Fall, mir mit Ratschlägen in betreff desselben beizustehen. Ich glaube, //

daß Sie mir am besten angeben können, in welcher Art und Weise ich die Sache behandeln soll. Es fehlt mir an Zeit, einen größeren, zusammenhängenden Zyklus von Vorlesungen über die Religion zu halten, aber 1 oder 2 Vorträge auszuarbeiten und zu halten, das wäre mir schon möglich. Es ist aber doch besser, etwas zu tun als gar nichts. Es ist dies nach meiner Ansicht äußerst nötig, da die Theologie in Württemberg gegenwärtig alle nur erdenklichen Anstrengungen macht, um das Feld zu behaupten, und die hier lebenden wissenschaftlich gebildeten, geistig freien Männer, da sie fast alle in Staatsdiensten stehen, nur insgeheim, privatim ihre Ansichten über Religion aussprechen, öffentlich aber keinen Anstoß erregen wollen, des lieben Brotes wegen.

Ich habe es mir zu meiner Lebensaufgabe gemacht, für die materialistische Weltanschauung zu wirken. Leider bin ich durch die Verhältnisse gezwungen, meine beste Kraft und Zeit meinem Beruf zu widmen. Ich will aber dennoch tun, was ich kann. Das, was Sie auf Seite // 366 Ihrer „Vorlesungen über das Wesen der Religion“ sagen, daß nämlich der wahre Atheist sich auch öffentlich aussprechen müsse; daß der Atheismus nicht bloß für die Gelehrten (zu welchen ich nicht gehöre) sondern auch für das Volk sei, ist mir aus dem Herzen gesprochen. Ich wäre Ihnen deshalb für eine baldige Antwort sehr dankbar, da es mich drängt, auch einmal öffentlich der Sache des Materialismus zu dienen, meinem Herzen Luft zu machen, die Gemüter zum Denken anzuregen. Die gegenwärtige Halbheit und Unklarheit in religiösen Dingen ekelt mich an, und ich halte es für meine Pflicht, dagegen zu tun, was in meinen Kräften steht. –

In der Hoffnung, bald mit einer Antwort von Ihnen erfreut zu werden, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung

Gustav Baeuerle
Bebenhäuserstr. 5
3 Tr[eppen]

Stuttgart, 7. März 69 /

22. März 1869

/ Helsingfors, d[en] 22. März 69

Ihre lieben, langersehten Zeilen, mein teurer Freund, trafen mich in einem Zustande, wo ein Liebeszeichen ganz besondere Wirksamkeit hat. Ein heftiger Rheumatismus, vermutlich ein Ausbruch der anhaltenden Unpäßlichkeit, von der ich den ganzen Winter über vielfach heimgesucht worden, hatte mich im Nacken gelähmt und mich zu gänzlicher Untätigkeit verdammt. Dabei lebte ich der Aussicht auf einen Vorfall entgegen, der nun eingetreten. Die Professur, um die ich mich hier beworben, ist mir entgangen. Ich habe dies vornehmlich einer *rabies theologica* [theologischen Verleumdungssucht] zu danken, die aus allen Kräften gegen mich agitiert hat. Der Posten ist einem hegelischen Wiederkäufer reinsten Wassers zuerkannt worden. Die frommen Seelen halten es allezeit mit den vergangenen Gedanken, weil sie in solchem Bündnis ihr gleisnerisches Wesen ungestörter fortreiben zu können glauben. Außer den mit Hegeltum verbündeten Pfaffenränken, haben auch noblere Motive an meiner Verdrängung mitgewirkt. Es galt einem armen Schelm zu einem sichern Brot zu verhelfen, der ohne solche Sinekur[e] [Pfründe] übel daran wäre. Schließlich traten so intime Beziehungen, wie Herkunft und persönliches Schülertum zum Vorgänger im Amt, in die Schranken gegen den Fremdling, den Parvenue, den Freigeist und den auf ganz eigene Faust zu einem wissenschaftlichen Ansehen gelangten Patron. Mit dieser Entscheidung sind die Bande gelöst, die mich an den hiesigen Ort resp[ektive] dessen Universität, knüpften. Ich war es meinen hiesigen Verhältnissen schuldig, im Einklang mit meiner bisherigen Stellung, mich um den vakanten Posten zu bewerben, nachdem ich, aus eben denselben Gründen, den Dienst während 7 Semestern vicariter [vertretungsweise] ver-//sehen hatte. Nun bin ich aller Rücksichten enthoben und kann mich unumwunden dem freisten Forschartum in meiner, sagen wir, in unserer Wissenschaft hingeben. Es versteht sich ganz von selbst, daß ich mit der akademischen Bahn vorläufig breche und mich zunächst nach einem geeigneten Aufenthaltsort umsehe. Obschon ich in der Lage bin, in beschei-

denen Verhältnissen ziemlich sorgenfrei zu leben, muß ich dennoch auf eigenen Erwerb bedacht sein. Ein Ortswechsel muß also in Hinsicht hierauf vorgenommen werden. Für den Augenblick kann ich keinen festen Entschluß fassen. Stünde ich allein, würde ich Ihnen vorgeschlagen haben, an Ihrer Statt den Ruf nach Amerika anzunehmen, vorausgesetzt, daß Sie sich getrauen würden, einen langjährigen Freund und Anhänger als einen Jünger von sich auszusenden, denn sicherlich zielte der Vorschlag auf eine Darstellung Ihrer Lehre hin, mit der meine ganze wissenschaftliche, und ich kann sagen, persönliche Entfaltung aufs innigste verflochten ist. Das Geschick des Vortragens habe ich durch mehrjährige Kathedertätigkeit so ziemlich inne; es wäre also nicht ganz abenteuerlich, an einen derartigen Besuch nach der andern Hemisphäre zu denken. Doch nun bin ich zunächst ein Knecht des Hymen, und dieser Schutzpatron hat gewisse unabweisliche Forderungen. Diesen zulieb muß nicht nur Europa, sondern womöglich eine nicht allzuweit von meinem gegenwärtigen Lebensort entfernte Gegend gewählt werden, wo sich wohl ein Plätzchen finden dürfte, an dem ich mit meiner Feder mit einigem Erfolg tätig sein kann. Hiezu wird eine Rundreise gute Dienste tun. Der Sommer bietet mir gute Gelegenheit, mich in den mir bereits vertrauten Gegenden, sowohl im skandinavischen Norden als in Deutschland, nach einem passenden Aufenthaltsort umzusehen. Auf dieser Fahrt wird selbstredend ein Besuch bei Ihnen erstattet, obschon ich für den Augenblick den Zeitpunkt nicht angeben kann, wo ich bei Ihnen vorspreche. Ich nehme an, daß Sie eine etwaige Reise erst gegen den Herbst vornehmen, bis dahin werde ich wohl schon Ihre Gegend passiert haben. // Sollten Sie indessen zeitiger auf die Wanderschaft gehen, so geben Sie mir gefälligst einen Wink über Ihre Route unter der Adresse meines Freundes *Ed. W. Maas* in *Hamburg*, mit dem ich in beständigem Verkehr bin. In etwa 2 Monaten dürfte ich auf der Wanderschaft sein. Ich reise in Gesellschaft meiner Frau, die ich Ihnen und den lieben Ihrigen gern zeigen möchte.

Den Winter über habe ich, soviel die Gesundheit es gestattete, fleißig gearbeitet. Meine Studien galten vorzugsweise dem Engländer *Herbert Spencer*, auf dessen Leistungen ich vor mehreren Jahren durch Sie aufmerksam gemacht wurde, den ich aber erst jetzt Gelegenheit hatte kennenzulernen. Es ist ein gar gediegener und vorurteilsfreier Geist, dessen Bedeutung erst künftige Zeiten werden gebührend schätzen lernen. Seine auf biologischem resp[ektive] physiologischem Grunde entfaltete

Psychol[og]ie ist ein Meisterstück moderner Forschung im philosophischen Gebiete. Die Grundanschauung des Mannes entspricht durchaus derjenigen Ihres verstorbenen Freundes Dr. Heydenreich, dessen Ideen von der Einheit der Natur und Wirklichkeit überhaupt ganz und gar das Gewebe von Spencers Überzeugungen ausmachen. Der Mann ist, soweit ich es bisher ermessen kann, ein wahrhafter Gesinnungsgenosse von Ihnen. Denn Ihre ausdauernden Bestrebungen dürften schwerlich, in theoretischer Hinsicht, eine glänzendere Bestätigung finden, als die, daß man auf anderem Wege, mit anderen Mitteln, mit anderen Zielen zu dem Resultat gelangt, welches Sie festgestellt. Neben der rein naturwissenschaftlichen Grundlage, die Spencer in seinem ganzen Wirken für die Philosophie festzuhalten sucht, ist sein großes Thema durchaus das von Ihnen so vielfach behandelte – *the happiness*, die Glückseligkeit, als wirklicher, durch reelle, materielle, sinnlich-palpable [fühlbare] Mittel zu befriedigender Trieb. Mit dem nebelhaften, die Dinge auf den Kopf stellenden Traum-//wesen der Philosophie hat er völlig gebrochen. Als Denker ist er tiefer, kühner, folgerichtiger denn Stuart Mill, dem er auch in der Kunst der Darstellung vielfach überlegen ist. Mit der Gründlichkeit und Anschaulichkeit des gewissenhaften Empirikers verbindet Spencer das Geschick des großen Schriftstellers, welcher die rechten Maße einzuhalten weiß. In hohem Grade fesselt er durch die, häufig gleichsam verblüffende Einfachheit seiner Erklärungen und Herleitungen. Was in meinen Kräften steht, um die Kunde über diesen unseren Mitgenossen zu verbreiten, soll von mir aus möglichst befördert werden. Eine ausgedehntere Vertrautheit mit naturwissenschaftlichem Denken, das lediglich im Spencer formuliert und geordnet ist, leitet ganz direkt zu Ihnen. Von den im Banne christlicher Illusionen aufgewachsenen Geschlechtern ist nichts zu verlangen, daß sie *unvorbereitet* sich so mit Ihnen befreunden, wie es den wenigen energischen Naturen vergönnt ist, zu denen Sie als völliger Zeitgenosse gesprochen. Den Wahn religiöser Hirngespinnste ablegen, gelingt nur denen unmittelbar, die den Mut haben, deren Wertlosigkeit sich einzugestehen und an den ernsten und schwierigen Lebensbeziehungen sich einen Halt *durch eigene Anstrengung* zu geben wissen. Letztres vermögen gewöhnliche Gemüter nicht; ihnen muß der abzulegende Wahn durch äußere Einwirkung so *ausgefleischt* werden, wie er ihnen durch Sitte und Pfaffenmache *eingefleischt* worden. Zu diesem wichtigen Werk hat Luther I, wie Sie es uns gelehrt, den Grund gelegt, und Luther

II, wie es künftige Geschlechter mit Dank vernehmen werden, den Abschluß gegeben. Wir übrigen, Herb[ert] Spencer mit einbegriffen, sind nur die Arbeiter, die das von den beiden Luthern Vorgeschriebene mit unsern besten Kräften auszuführen haben.

Im Druck habe ich, seit meinem vorigen Brief, das 2. und 3. Heft meines politischen Werkes „Das Staatsleben Europas und die politischen Lehren der Philosophie“ (schwedisch) erscheinen lassen. Bei dieser Tätigkeit habe ich, zumeist infolge Ihrer Anregung, mich vielfach und zu meinem großen Entzücken mit dem Pierre Bayle // beschäftigt, und nun bin ich für diesmal am Ende. Gehaben Sie sich wohl, empfehlen Sie mich den lieben Ihrigen.

In treuer Anhänglichkeit

Ihr
W[il]h[el]m B[oli]n

1190

Von Nikolai Wladimirowitsch von Khanikoff

6. August 1869

/ 6 août 1869, Paris,
11, rue de Condé

Cher Monsieur et illustre professeur,

En examinant la liste des personnes à qui j'ai offert mon travail sur l'ethnographie de la Perse, j'ai remarqué avec regret que, par une facheuse inadvertance, j'ai manqué de vous l'envoyer jusqu'à présent. L'accueil bienveillant dont vous avez honoré, Monsieur, mon premier travail „Sur la partie méridionale de l'Asie centrale“, me fait espérer que vous voudrez accepter ce nouvel hommage de ma part, et je n'ai pas besoin de vous dire combien je serais heureux s'il parvenait à mériter votre approbation.

Je ne crois pas que la question générale de l'origine des races humaines soit soluble. L'humanité a traversé une innombrable série de siècles avant d'acquérir la faculté de conserver les traces de son passé. Les révolutions physiques et morales qu'elle a subies pendant les ténèbres de cette longue époque nous resteront, je le crains, à jamais inconnues, et comme c'est précisément dans cette époque préparatoire de l'homme historique que se sont formés les premiers germes des différences qui distinguent, jusqu'à nos jours, les races humaines, je doute qu'on puisse un jour tirer

cette question compliquée au clair. Mais toute désolante que soit cette conviction, elle ne doit pas nous empêcher de faire tout ce qu'il est possible pour dégager les premières notions que nous possédons sur le berceau des différentes nationalités d'une partie, au moins, du brouillard dont elles ont été entourées par une tendance // si malheureusement naturelle à l'homme, de faire intervenir le merveilleux, là où cesse pour lui la science certaine. J'ai taché de le faire pour la nationalité iranienne qui avait son époque de grande importance, et qui, même dans son état de décomposition actuelle, a gardé beaucoup de traces qui permettent de reconstruire son passé ethnographique.

En ethnographie, comme dans toutes les recherches accessibles à l'esprit de l'homme, je crois qu'il se tire assez bien des notions qui ne touchent pas aux limites des sujets de ses méditations. Mais les limites, en toute chose, échappent à sa compréhension. L'intérieur de l'infini nous est accessible, nous décrivons assez bien les faits qui nous y frappent, nous les classons assez logiquement, et nous en déduisons même des conséquences utiles à nos besoins matériels et intellectuels. Mais dès que nous approchons des conceptions limitées, il y a quelque chose qui nous échappe. La limite me semble toujours avoir quelque chose de vague, qu'il est douteux qu'on parvienne jamais à bien saisir. Arrivé à ce terme fatal, on est forcément obligé, ou de faire intervenir la foi, cette géométrie sans démonstration, ou d'avoir recours à la négation pure et simple. Devant l'idée de limite les lois les plus simples s'embrouillent et semblent nous manquer. Ainsi le grand principes de la gradation régulière qui, à ce qu'il paraît, accompagne tous les faits et gestes de la nature, devient bien douteux à la limite. Prenez // un simple verre d'eau et considérez la densité du liquide qui y est contenu. Tant que vous restez dans l'intérieur du liquide, vous voyez très clairement que ses densités varient très régulièrement de bas en haut, mais passé la surface extérieure du liquide vous trouvez la densité de l'air, qui présente un saut considérable comparativement à celle de l'eau, saut qui probablement s'explique par les variations de la densité à la surface limitée, mais que nous ne saurons jamais.

Le plaisir de causer avec vous, Monsieur, m'a entraîné probablement au delà des bornes de votre patience amicale, je m'arrête en vous priant d'agréer l'assurance de la haute considération avec laquelle j'ai l'honneur d'être

vos très dévoué serviteur
N. de Khanikoff /

[6. August 1869, Paris,
11, rue de Condé

Werter Herr, hochberühmter Herr Professor!

Beim Durchsehen der Liste der Personen, denen ich meine Arbeit über die Ethnographie Persiens zugeeignet habe, habe ich mit Bedauern bemerkt, daß ich durch ein ärgerliches Versehen bis jetzt unterlassen habe, sie Ihnen zu senden. Die wohlwollende Aufnahme, mit der Sie, verehrter Herr, meine erste Arbeit „*Sur la partie méridionale de l'Asie centrale*“ bedacht haben, läßt mich hoffen, daß Sie diese neue Zueignung von meiner Seite annehmen werden, und ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie glücklich ich wäre, wenn es gelänge, Ihren Beifall zu verdienen.

Ich glaube nicht, daß die allgemeine Frage des Ursprungs der Menschenrassen lösbar ist. Die Menschheit hat eine unzählige Reihe von Jahrhunderten durchgemessen, bevor sie die Fähigkeit erworben hat, die Spuren ihrer Vergangenheit zu bewahren. Die physischen und moralischen Revolutionen, die sie während der Finsternis dieser langen Epoche durchgemacht hat, bleiben uns, wie ich fürchte, für immer unbekannt, und gerade in dieser Vorbereitungszeit des Menschen haben sich die ersten Keime für die Unterschiede gebildet, die bis in unsere Tage die Menschenrassen kennzeichnen, ich zweifle, daß man eines Tages diese komplizierte Frage klären wird. Aber so betrüblich diese Überzeugung auch ist, sie darf uns nicht hindern, alles Mögliche zu tun, um die ersten Erkenntnisse, die wir über die Wiege der unterschiedlichen Nationalitäten besitzen, wenigstens teilweise von dem Nebel zu befreien, mit dem sie durch ein dem Menschen unglücklicherweise natürliches Bestreben umgeben sind, das Wunder dort einzuschalten, wo für ihn sicheres Wissen aufhört. Ich habe mich bemüht, es für die iranische Nationalität zu tun, die ihre Zeit großer Bedeutung hatte und die, selbst in ihrem Zustand der augenblicklichen Auflösung viele Spuren bewahrt hat, die ihre ethnographische Vergangenheit zu rekonstruieren erlauben.

Ich glaube, daß sich in der Ethnographie, wie in allen dem menschlichen Geist zugänglichen Forschungen, recht gut Begriffe gewinnen lassen, die nicht die Grenzen der Gegenstände seines Nachdenkens berühren. Aber die Grenzen entziehen sich in allen Dingen seiner Fassungskraft. Das Innere des Unendlichen ist uns zugänglich, wir beschreiben ziemlich gut die Tatsachen, die uns erstaunen, wir klassifizieren sie ziemlich logisch, und wir ziehen sogar daraus nützliche Schlüsse für unsere materiellen und

intellektuellen Bedürfnisse. Aber sobald wir uns Grenzanschauungen nähern, ist da etwas, das uns entgeht. Die Grenze scheint mir immer etwas Unbestimmtes zu haben, so daß es zweifelhaft ist, ob man jemals dahin gelangt, sie zu fassen. An diesem leidigen Punkt angekommen, ist man gezwungen, entweder den Glauben einzuschalten, diese Geometrie ohne Beweisführung, oder bei der schlichten Negation seine Zuflucht zu suchen. Vor der Idee der Grenze verwirren sich die einfachsten Gesetze und scheinen uns zu fehlen. So wird das große Prinzip der regelmäßigen Gradation, das, wie es scheint, alles Geschehen in der Natur begleitet, an der Grenze sehr ungewiß. Nehmen Sie ein einfaches Glas Wasser und betrachten Sie die Dichte der Flüssigkeit, die darin enthalten ist. Solange Sie im Inneren der Flüssigkeit bleiben, sehen Sie sehr klar, daß die Dichte sich sehr regelmäßig von unten nach oben verändert, oberhalb der Wasseroberfläche haben Sie die Dichte der Luft, die einen beträchtlichen Sprung zu der des Wassers darstellt, ein Sprung, der sich vielleicht durch die Veränderungen der Dichte an der Grenzfläche erklärt, was wir jedoch niemals wissen werden.

Das Vergnügen, mit Ihnen, verehrter Herr, zu plaudern, hat mich wahrscheinlich über die Grenzen Ihrer freundschaftlichen Geduld geführt, ich schließe, indem ich Sie bitte, die Versicherung der hohen Wertschätzung entgegenzunehmen, mit der ich die Ehre habe zu sein

Ihr sehr ergebener Diener
N. de Khanikoff]

1191

An Unbekannt

7. August 1869

/ Rechenberg bei Nürnberg, 7. Aug[ust] 1869

Mein Herr!

Gleich nachdem ich die erste Nummer der „Fraternité“ unter Kreuzband erhalten und mit Vergnügen gelesen hatte, war ich selbst auf die, eine gute halbe Stunde von hier entfernte, Post gegangen und hatte mir auf derselben die „Fraternité“ bestellt. Aber erst heute Vormittag habe ich endlich sie, vier Nummern zusammen, erhalten und gleichzeitig No. 4 unter Kreuzband. Ich

vermute, daß diese Kreuzbandsendung nebst der schön geschriebenen Adresse von Ihrer werten Hand kommt, und ersuche Sie daher in diesem Falle, mir nicht mehr die „Frat[ernité]“ zu senden, da ich sie ja jetzt durch die Post erhalte und daher nicht mehr nötig habe, wenngleich ohne Wissen und Willen wie bisher Ihre liebenswürdige Güte und Gefälligkeit in Anspruch zu nehmen.

Mit Vive la Fraternité! und der Versicherung meiner Hochachtung

Ihr ergebenster
L. Feuerbach /

1192

An Wilhelm Bolin

20. August 1869

/ Rechenberg, 20. August 69
Eiligst.

Lieber Herr Bolin!

Was soll ich Ihnen schreiben? Ich bin in Verlegenheit. Darum habe ich Ihnen auch nicht eher geschrieben. Und doch muß es jetzt geschehen; es ist die höchste Zeit. Um Ihnen etwas Bestimmtes schreiben zu können, sei folgendes festgesetzt. Ich komme nach München, was längst im Geiste festgesetzt ist, aber erst in den ersten Tagen Septembers. Bis dahin bleibe ich hier, mit Ausnahme von 1 oder höchstens zwei Tagen, wo ich (ich: im Singular und Plural) nach Happurg gehe, einen eine halbe Stunde von Hersbruck entfernten Ort, wo mein Neveu [Neffe] Anselm als praktischer Arzt sich niedergelassen hat und wohin dieser Tage seine Schwester nebst ihrem Manne aus Regensburg zum Besuche kommt. Wie schön wäre es gewesen, wenn wir uns in München getroffen hätten! Aber was hilft derselbe Ort, wenn nicht die Zeit damit in Harmonie steht? Dennoch hoffe ich Sie zu sehen, ehe Sie sich wieder in weite Ferne begeben.

In dieser Hoffnung Ihr freundschaftlichst ergebenster

L. F. /

/ Gerade wie ich den Brief an Sie zumachen wollte, kamen zwei Briefe auf den R[echenberg], der eine an die Meinigen mit der Meldung, daß die Heipels nicht nach Happurg, sondern nach München gehen, und der hieraus sich ergebenden Folgerung, daß

also auch wir, die nächste Zeit wenigstens, nicht dahin gehen; der andere an mich von dem lieben Deubler, der noch immer auf mich hofft und daher meine uralte Idee, dieses Jahr gewiß Goisern zu besuchen, wieder in mir wachruft. Ich bin somit am Schlusse wieder, wo ich am Anfang war. Was soll ich Ihnen schreiben? Ich will Ihnen auch in der Tat nichts schreiben, ich will Ihnen bloß als Nachbar einen bewillkommenden Gruß zusenden, alles andere den Göttern, d. h. den besten Wünschen irdischen Wiedersehens überlassend, ohne anmaßliche, gewagte und zuletzt doch trüglische Vorausbestimmungen von Zeit und Ort.

L. F. /

1193

An Konrad Deubler

21. August 1869

Rechenberg, den 21. August 1869

Lieber Deubler!

Der Sommer ist mir wie ein Dieb verschwunden, ob ich gleich oder vielleicht weil ich ein sehr fleißiger Sammler und Einhamsterer, namentlich auf dem Felde der großen Französischen Revolution von 1789 war. Was Du mir von dem alten Uhlich schreibst, ist erfreulich und beschämend. Er ist älter als ich. Aber freilich ist ein großer Unterschied zwischen einem Denker meiner Art und einem Sprecher und Prediger seiner Art. Auch ich bin immerfort tätig, aber nur nach innen, nicht nach außen. Wie lange brauche ich, bis ich einmal etwas aus mir herausbringe! Es ist nicht gut, wenn der Mensch früh reif wird. Er steht da allein, findet keine Ansprache, die allein belebt und zum Weitersprechen anreizt, wird auf sich selbst zurückgewiesen. Und findet er endlich Anklang in anderen, die dasselbe denken und wollen, so ist er entweder schon tot oder doch ein alter Mann. Du fragst mich, was ich von den Konzilen denke. Von dem römischen wünsche ich nur, daß es zustande komme, und zwar ganz im Sinne des Papstes, der Jesuiten. So kommt es dann endlich doch zu einer Entscheidung, wird der schamlosen Frechheit und Hohlheit des bekannten Syllabus die Krone aufgesetzt, den Schwach- und Dummköpfen selbst die längst ausgemachte Unverträglichkeit des Katholizismus mit den ersten Bedingungen und Grundlagen der menschlichen Gesellschaft augenscheinlich,

handgreiflich gemacht. Was aber das entgegengesetzte Konzil betrifft, so scheint mir dieses von meinem Standpunkte aus schon als Nachahmung, wenngleich in entgegengesetztem Sinne, verfehlt. Freilich an Ort und Stelle, auf italienischem Grund und Boden, würde es mir vielleicht in anderem, besserem Lichte erscheinen. Aber von hier aus frage ich mit Verwunderung: Was hat ein Konzilium für Freidenker für einen Sinn? Laßt doch den alten Orthodoxen, den Geistlichen, diese Form! Für uns paßt sie nicht. Doch ich muß schließen. Ich wünsche nur noch Dir und den Deinigen in und außer dem Hause ein Lebet wohl! Dein unsichtbarer, vielleicht aber noch dieses Jahr sichtbarer, herzlich ergebener alter

L. Feuerbach

1194

An Mathilde F. Wendt

3. Oktober 1869

Rechenberg bei Nürnberg, den 3. Okt[o]b[e]r 1869

Verehrte Frau!

Sie haben mir die ehrenvolle Einladung geschickt zur schriftstellerischen Teilnahme an einer unter Ihrer geehrten Mitwirkung gegründeten Zeitung: „Die Neue Zeit“. Schon im Jahre 1830 schrieb ich meine gegen den alten geheiligten Unsterblichkeitsglauben gerichteten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ im Vorgefühle der neuen Zeit. Jetzt steht diese neue Zeit, wenn auch nicht in reifen Früchten, doch eine reiche fruchtbare Zukunft verheißenden Saaten verschiedenster Art vor unsern Augen. Aber leider! ich bin unterdessen ein alter, noch dazu unter widerlichen, den Menschen auf sich zurückdrängenden Verhältnissen gealterter Mann geworden und kann daher der „Neuen Zeit“ nurmehr noch als Leser, aber nicht als Schriftsteller meine innige Teilnahme schenken.

Sie gedenken, verehrte Frau, in Ihrem interessanten Einladungsschreiben auch gütigst meiner Frau. Meine Frau ist allerdings vorurteilsfrei und für alles Bessere, wenn auch noch Zukünftige offen, empfänglich, aber sie ist zu keiner Schriftstellerin gebildet. Sie verwechseln mit ihr meine Schwägerin in Heidelberg, Hofrätin Henriette Feuerbach, Witwe meines ältesten, leider auch schon vor vielen Jahren verstorbenen Bruders Anselm,

des Verfassers des [„]Apollo von Belvedere[“]. Ich werde aber dieser Tage Ihr geehrtes Einladungsschreiben mitteilen. Indem ich Ihrem neuen Unternehmen den besten Erfolg und zu Ihren Mitarbeitern jüngere Kräfte als die meinigen wünsche, habe ich die Ehre zu zeichnen Ihr verehrungsvollst ergebener

Ludwig Feuerbach

1195

An E. La Rigaudière

10. November 1869

/ à Mr. E. La Rigaudière
à Heidelberg

Monsieur,

J'ai l'honneur, de vous faire savoir par cela, que je viens d'envoyer le prix d'abonnement pour le second trimestre de la „Fraternité“ en un mandat sur la poste à votre nom.

Recevez, Monsieur, l'assurance de la considération

de votre dévoué
L. Feuerbach /

Rechenberg, 10 nov[embre] 69

[An Herrn E. La Rigaudière
in Heidelberg

Sehr verehrter Herr!

Ich habe die Ehre, Sie davon in Kenntnis zu setzen, daß ich die Abonnementgebühr für das zweite Vierteljahr der „Fraternité“ in einer Postanweisung auf Ihren Namen übersandt habe.

Empfangen Sie, verehrter Herr, die Versicherung der Hochachtung

Ihres ergebenen
L. Feuerbach

Rechenberg, 10. Nov[ember] 69]

1196

Von Chronik

11. November 1869

/ Herrn Dr. Ludwig Feuerbach

Chicago, Illinois, 11. November 69

Verehrter Herr!

Ihre so herzvollen Worte vom 12. d[es] vorigen Monats haben mir unendlich wohlgetan. Dies nur desto mehr, als ich nach der langen Zeit des vergeblichen Harrens auf einen solchen Hochgeuß schon resignierte.

Sie haben mit Ihrem so lieben und liebenswürdigen Briefe mich reichlich entschädigt für mein banges Sehnen darnach.

Es liegt für mich eine mächtige Ermutigung darin, daß eine Größe Ihres Schlages mein, freilich sehr dreistes Unterfangen billigen möge.

Ehe ich wußte, daß Sie sich's wollten gefallen lassen, hatte ich es nicht wagen dürfen, Sie mit ferneren Heften zu behelligen. Nunmehr aber habe ich ein stolzes Vergnügen daran, die Sendungen nachzuholen –, was anbei geschieht.

Ihre Urteile, Ihre Ratschläge werden mir ebensoviele Unterweisungen sein, deren ich mich würdig zeigen will.

Gewiß ist die Leidensgeschichte, welche die Vorkämpfer des freien Gedankens drüben zu erdulden hatten, schmerzlich ergreifend. Hüben ist indes für die Verfechter des freien Geistes das Leiden nur ein andres, aber darum kein leichteres. /

/ Das Ideale oder Ideelle ist in diesem Lande der freien Staatseinrichtungen „das Mädchen aus der Fremde“. Der Schriftsteller auf dem Gebiete der Idee hat hier zwar nicht die tausendfachen übeln und kleinlichen Hindernisse wie ehemals drüben; aber er hat *ein* Hindernis, welches jene alle überwiegt. Es fehlt ihm das Publikum oder doch dem Publikum der erforderliche Wärmegrad.

Verehrter Herr! Ich hatte Sie mir nicht anders als in der aufrechterhaltenen Geistesjugend vorstellen können, und hat es mir eine begeisterte Herzensfreude gewährt, aus Ihrem verehrungswürdigen Schreiben die Bestätigung zu entnehmen für die Art, wie Sie mir vor der Seele gestanden. Gerade deshalb aber kann ich mich gar nicht dreinfinden, auf Ihr „Lebenszeichen“ für die „Zeichen der Zeit“ verzichten zu müssen.

Empfinde ich es schon schmerzlich genug, daß ich auf Ihre Belehrungen für mich und meine Leser nicht rechnen darf, die von größerem Umfange wären, so tut es mir zu wehe, auch Ideen: Strahlen aus der Sonne Ihres Systems nicht empfangen zu sollen,

welche in ihrer sentenziös gerundeten und abgeklärten Gestalt die „Z[eichen] d[er] Z[eit]“ zieren und mir als Texte zu Themas gelten würden.

Nun, so ganz entschieden scheint mir Ihre Ablehnung nicht. Oder ist es nur eine sanguinische Selbsttäuschung, die sich meine // süße Hoffnung vorspiegelt, um sich nicht aufzugeben? Ich bitte! haben Sie mir's nicht arg, daß ich weiter hoffe.

Und so seien Sie mir aus vollem Herzen begrüßt! Mögen Sie noch lange, lange rüstig ein *Feuerbach* sein, der den Flammen unsrer Geistes-Revolution Nahrung zuführt, nachdem er einer der ersten war, der sie angefacht!

Ich aber bin Ihr Bewunderer, Ihr Verehrer in Liebe

Ihr

Dr. Chronik /

1197

Von Edouard Vaillant

25. Dezember 1869

/ Tübingen, 25 décembre 1869
(à la veille de la guerre)

Monsieur,

Voilà bien longtemps que mon silence m'a privé de vos nouvelles, mais j'ai été puni au delà de ma faute n'ayant rien appris de vous depuis si longtemps. Je serais bien désireux d'apprendre que votre santé, meilleure déjà la dernière fois que je vous vis, s'est entièrement raffermie et qu'ainsi que M^{me} et M^{lle} Feuerbach vous vous portez tout à fait bien. La santé est à souhaiter à tout le monde surtout en ce moment, car il serait fâcheux qu'on ne fut pas libre de porter toute son attention au spectacle qui se prépare, le plus grand que le monde ait encore vu; et il faut que vous surtout vous ayez cette joie, vous le philosophe révolutionnaire, qui y avez tant contribué. Je reviens de France et j'ai pu me convaincre que toutes mes espérances étaient sur le point de se réaliser que la Révolution était proche et que si elle n'éclatait pas plutôt, c'est que son objet, plus considérable que jamais, demandait une préparation, une entente et un ensemble plus grands que jamais. Intéressés à tromper, ne racontant que les histoires des mondes officiel ou bourgeois, les journaux allemands libéraux ou

réactionnaires, ne tiennent malheureusement pas le public allemand au courant, de l'état réel des choses en France. // Ce qu'il y a de certain, c'est qu'il s'agit de toute autre chose que du renversement de l'empereur et de sa dynastie; s'il ne s'agissait que de cela un quart d'heure d'alliance des partis républicains et orléanistes à défaut de l'action d'un seul de ces partis, suffirait à la besogne. Mais ces alliances même sont devenues impossibles, car les partis ne sont plus ce qu'ils étaient autrefois; ils portent des étiquettes diverses encore, mais il n'y a plus que deux partis: révolution et réaction. Aujourd'hui la classe ouvrière se trouve vis-à-vis de la bourgeoisie dans la situation où celle-ci était vis-à-vis de la noblesse et du clergé en [17]89. En conquérant l'égalité, l'élément social inférieur, le prolétariat actuel fondera à jamais la République. Vous lui avez donné l'exemple, vous avez jeté à terre les bons dieux des chrétiens et des théistes; il vous suit et brise la dernière incarnation du mal, le Dieu-Capital. Enfin je l'espère, cette révolution, aussi radicalement sociale que politique, ne trouvera pas d'hostilité chez les peuples voisins, mais au contraire l'émulation révolutionnaire qui jusqu'ici a fait défaut et qui en isolant le mouvement français ne lui a pas permis de réussir. Déjà du jour où la révolution aura éclaté en France, la République est assurée en Italie, Espagne, Belgique. Je suis plein d'espérances en un mouvement en Allemagne, il me semble que depuis que vous parlez votre esprit a dû pénétrer les masses et leur apprendre qu'il était de se dégager des symboles et d'arriver aux réalités. /

/ Je vous écris de Tübingen où je suis depuis un mois. Aurais-je comme la dernière fois que j'y étais le plaisir de vous aller voir, je l'espère, et d'autant plus que d'après la célérité des événements, c'est la dernière année sans doute que je résiderai en Allemagne. J'ai passé l'année dernière à Vienne et jamais je ne me crus aussi sur de pouvoir aller vous trouver, au moment de retourner en France je me préparais à passer par Nuremberg et allais vous écrire pour vous annoncer mon arrivée, quand des lettres pressantes me forcèrent à partir précipitamment pour Paris. C'est partie remise, je l'espère, car même habitant la France je reviendrai toujours de temps en temps en Allemagne. Et vous, aurez-vous la bonté de me donner de vous nouvelles qui je souhaite et espère excellentes. Veuillez, je vous prie, présenter mes compliments respectueux et mes amitiés à Madame et à Mademoiselle Feuerbach et recevoir l'assurance de la profonde et respectueuse affection

de votre tout dévoué

J'ajoute mon adresse allemande et mon adresse française définitive:

Ed. Vaillant, Gartenstraße, Tübingen, Württemberg

Edouard Vaillant, route de Paris, No. 97, Vierzon (Cher) Frankreich

Je crois être arrivé à trouver l'ouvrage dont vous m'aviez parlé: Des remarques sur les Considérations de M^{me} de Staël, d'après le catalogue de livres d'occasion; le nom de l'auteur serait Bailleul et non Bailly. Je pense l'avoir bientôt et prendrai alors la liberté de vous l'envoyer.

Mes amis Rogeard, Rey, Roy et bien d'autres qui vous aiment sans personnellement vous connaître me chargent ou m'ont chargé de leurs affectueux compliments. /

[Tübingen, 25. Dezember 1869
(am Vortag des Krieges)]

Sehr geehrter Herr!

Durch mein Schweigen bin ich nun schon lange ohne Nachricht von Ihnen, doch ich wurde über meine Schuld hinaus bestraft, indem ich von Ihnen so lange nichts hörte. Ich wäre sehr begierig zu erfahren, ob Ihre Gesundheit, die schon besser war, als ich Sie das letzte Mal sah, sich völlig gefestigt hat, und ob Sie, ebenso wie Ihre Frau Gemahlin und Ihr Fräulein Tochter sich ganz wohl befinden. Die Gesundheit ist besonders in diesem Augenblick jedermann zu wünschen, denn es wäre ärgerlich, wenn man nicht frei wäre, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Schauspiel zu richten, das sich vorbereitet, das größte, das die Welt je gesehen hat; und besonders Sie sollten diese Freude haben, Sie, der revolutionäre Philosoph, der so viel dazu beigetragen hat. Ich komme soeben aus Frankreich, und ich habe mich überzeugen können, daß alle meine Hoffnungen im Begriff waren sich zu verwirklichen, daß die Revolution nahe war und daß, wenn sie nicht eher ausbrach, so deshalb, weil ihr Gegenstand, der gewaltiger denn je ist, eine Vorbereitung erforderte, ein viel größeres Bündnis und Zusammenwirken als je zuvor. Die deutschen liberalen oder reaktionären Zeitungen, nur interessiert irrezuführen, indem sie nichts als die Geschichten der offiziellen oder bürgerlichen Leute berichten, halten unglücklicherweise das deutsche Publikum nicht auf dem laufenden über den wirklichen Stand der Dinge in Frankreich. Soviel ist gewiß, daß es um weit mehr geht als um den Sturz des Kaisers und seiner Dynastie; ginge es nur darum, wäre die Sache, da keine der beiden Parteien

allein handel kann, schon mit einer viertelstündigen Allianz der Republikaner und der Orleanisten erledigt. Aber auch solche Allianzen sind unmöglich geworden, weil die Parteien nicht mehr das sind, was sie früher waren, sie tragen noch verschiedene Etiketten, aber es gibt nur noch zwei Parteien: Revolution und Reaktion. Heute befindet sich die Arbeiterklasse gegenüber der Bourgeoisie in der Situation, in der diese sich [17]89 gegenüber dem Adel und dem Klerus befand. Indem es die Gleichheit erringt, wird das niedrige gesellschaftliche Element, das jetzige Proletariat, die Republik endgültig begründen. Sie haben es ihm vorgemacht, Sie haben die alten Götter der Christen und Theisten gestürzt; es folgt Ihrem Beispiel und zerschmettert die letzte Verkörperung der Bösen, den Kapital-Gott. Schließlich wird, wie ich hoffe, diese Revolution bei den Nachbarvölkern nicht Feindseligkeit erwecken, sondern im Gegenteil den revolutionären Wetteifer, der bisher fehlte, wodurch die französische Bewegung isoliert war und nicht erfolgreich sein konnte. Schon an dem Tag, an dem die Revolution in Frankreich ausbricht, ist die Republik in Italien, Spanien und Belgien gesichert. Ich bin voller Zuversicht auf eine Bewegung in Deutschland, und ich meine, seit Sie sprechen, müßte Ihr Geist die Masse durchdrungen und ihnen klargemacht haben, daß es an der Zeit ist, von den Symbolen loszukommen und zu den Tatsachen zu finden.

Ich schreibe Ihnen aus Tübingen, wo ich seit einem Monat bin. Werde ich, wie das letzte Mal, als ich hier war, das Vergnügen haben, Sie zu besuchen? Ich hoffe es um so mehr, als nach der Schnelligkeit der Ereignisse es zweifellos das letzte Jahr sein wird, das ich in Deutschland verbringe. Ich habe das letzte Jahr in Wien verbracht, und niemals glaubte ich mich so sicher, Sie treffen zu können. Im Augenblick der Rückkehr nach Frankreich bereitete ich mich darauf vor, über Nürnberg zu fahren, und wollte Ihnen gerade schreiben, um Ihnen meine Ankunft anzukündigen, als dringende Briefe mich zwangen, Hals über Kopf nach Paris zu reisen. Es ist aufgeschoben, hoffe ich, denn selbst wenn ich in Frankreich wohne, werde ich von Zeit zu Zeit nach Deutschland kommen. Und Sie, werden Sie die Güte haben, mir Nachrichten zukommen zu lassen, die, wie ich wünsche und hoffe, ausgezeichnet sein werden? Wollen Sie bitte Ihre Frau Gemahlin und Ihrem Fräulein Tochter meine respektvollen Empfehlungen übermitteln und empfangen Sie die Versicherung der tiefen und respektvollen Zuneigung Ihres

ganz ergebenen

Ed. Vaillant

Ich füge meine deutsche und meine ständige französische Adresse bei:

Ed. Vaillant, Gartenstraße, Tübingen, Württemberg.

Edouard Vaillant, route de Paris, No. 97, Vierzon (Cher)
Frankreich.

Ich glaube endlich das Werk gefunden zu haben, von dem Sie sprachen: Des remarques sur les Considérations de Madame de Staël, nach dem Katalog antiquarischer Bücher; der Name des Autors wäre Bailleul und nicht Bailly. Ich denke, daß ich es bald haben werde und nehme mir dann die Freiheit, es Ihnen zu schicken.

Meine Freunde Rogeard, Rey, Roy und viele andere, die Sie lieben, ohne Sie persönlich zu kennen, beauftragen mich bzw. haben mich beauftragt, Ihnen herzliche Grüße zu übermitteln.]

1870

1198

An Mathilde F. Wendt

12. Januar 1870

Rechenberg bei Nürnberg, den 12. Jan[uar] 1870
Hochverehrte Frau!

Es hat bei mir nicht erst der in der letzten Nummer (No. 14) der „Neuen Zeit“ enthaltene Aufforderung „an unsere Leser“ bedurft, um für die Verbreitung dieser neuen Zeitschrift tätig zu sein; es ist der Inhalt derselben, die Sache, namentlich die Sache der *Frauenbewegung*, die mir erst durch dieselbe in ihr wahres Licht gesetzt wurde, welche mich bewogen hat, „die Zahl ihrer Abonnenten vermehren zu helfen“. Leider habe ich aber bis jetzt nur zwei Abonnenten gewonnen, der eine ist der Besitzer und Herausgeber des demokratischen „Nürnberger Anzeigers“, der ander bin ich selbst, und ich ergreife eben deswegen die Feder, um Ihnen, verehrte Frau, für die bisherige freiwillige Übersendung der „Neuen Zeit“ herzlich und verbindlichst zu danken, zugleich aber Sie zu ersuchen, von nun an dieselbe mir nicht mehr zusenden zu lassen. Wenn ich auch nicht mitschreibe, wenigstens zu regelmäßigen schriftstellerischen Beiträgen mich nicht verpflichtet habe und nicht verpflichten konnte, so will ich doch wenigstens mittun, mitzahlen ... Indem ich Ihnen nach alter europäischer Sitte ein glückliches neues Jahr wünsche, habe ich die Ehre zu sein Ihr verehrungsvoll ergebener

L. Feuerbach

1199

Von Konrad Deubler

17. Januar 1870

Dorf Goisern, den 17. Jänner 1870
Lieber, guter alter Freund!

Kein Tag vergeht, an dem ich nicht an Dich denke! Lange halte ich es nicht mehr aus, ich muß wieder einmal wissen, wie es Dir geht. Sei mir nicht böse, daß ich schon wieder mit einem unorthographischen und ungrammatikalischen Briefe Dich belästige;

dafür ist er um so aufrichtiger und wahrhafter, denn das Herz kennt keine Grammatik, denn wo die Liebe anfängt, hört die Regel auf.

Seit Deine gute Eleonora zu meinem Geburtstage im vorigen November mir Eueren Glückwunsch geschrieben hat (für den ich ihr meinen herzlichsten Dank sagen lasse), habe ich wieder nichts von Dir vernommen. Wie gerne möchte ich mit Dir über so manches reden, um wie vieles fragen! Was sagst Du zu dem Konzile in Rom, zu den Rückschritten des Protestantismus in Preußen, sowie hier in Österreich? Überall entstehen freie, konfessionslose Gemeinden. Soll ich zum Scheine dieses pietistische Getrödel noch ferner mitmachen? Oder meiner inneren Überzeugung gemäß austreten und mich in Graz oder Wien einer Freien Gemeinde anschließen? Ein Freund von mir, Franz Aschinger aus Wels, hat den großen Schritt getan und bei der Bezirkshauptmannschaft seinen Austritt aus der christlichen Religion angezeigt, um in Wien der Freien Gemeinde sich anzuschließen. Ich war bisher wegen der Leute alle Jahre am Karfreitag zur Kommunion gegangen und muß Dir aufrichtig gestehen, habe mich vor mir selbst geschämt. Mein ganzes besseres Selbst empörte sich gegen eine solche Heuchelei. Und doch, was bleibt mir übrig – zumal, wenn man als kleiner Gewerbsmann von diesen Leuten leben muß? Zum Auswandern bin ich jetzt schon zu alt und würde mich schwer von meinen so schönen Bergen trennen können. Ich ersuche Dich in dieser für mich so wichtigen Angelegenheit um Deinen Rat.

Übrigens lebe ich glücklich und zufrieden und bin samt den Meinigen immer gesund und wohlauf. Nur manchmal in einsamen Stunden beschleicht mich der drückende Gedanke, wie meinen armen verdummtten Mitmenschen geholfen werden könnte. „Gebt mir“, rufe ich oft, „einen großen Gedanken, damit ich mich daran erquicken kann!“ Dann suche ich Dein Buch über „Tod und Unsterblichkeit“ hervor und bin wieder gestärkt und aufgelegt zum Kampfe mit dem Miserere des Alltagslebens, und ich vermag dann mein Haupt über den schwülen Dunstkreis des niedrigen, gemeinen Trubels wieder zu erheben. Dann lege ich mir Deine Photographie vor mir auf den Tisch und beschaue mir mit geistigem Auge die Bildergalerie meiner Erinnerung: unser Ausflug zum Gosau-See, der Gang nach der Jochwand, wie uns das große Donner- und Hagelwetter überraschte, der Spaziergang auf der Solenleitung zum Hallstätter Salzberg usw. Dein Aufenthalt in unserem friedlichen Dorfe bildet den Glanzpunkt meines Lebens.

Der Gedanke, der größte, kühnste Denker in gegenwärtiger Zeit hat dich mit seiner Freundschaft beehrt, macht einen großen Teil meines Glückes aus! Grüße mir Deine liebe Frau und Tochter aufs herzlichste; sage Deiner Tochter meinen innigsten Glückwunsch zu ihrem bevorstehenden Namenstag; möge sie noch lange, recht lange das unschätzbare Glück genießen, ihre guten Eltern für sich und zum Wohle der Wissenschaft und der vorwärtsstrebenden Menschheit zu besitzen!

Wie geht es dem guten Fritz, der Tante Elisa? Was arbeitest Du gegenwärtig Wichtiges, was hat das wissenschaftlich gebildete Deutschland noch von Dir zu hoffen? Schreibe mir ja bald einmal wieder und behalte mich lieb. Ich küsse und umarme Dich im Geiste! Dein

Konrad

N[ota] b[ene]. Viele Grüße von den beiden Steinbrechern, Elssenwenger, von meinem Weibe, Pilz am Hallstätter See, Hotelbesitzer Franz Koch von Ischl.

1200

An Konrad Deubler

28. Februar 1870

Nürnberg, den 28. Februar 1870

Mein lieber Deubler!

... Die Religion, wenigstens die offizielle, die gottesdienstliche, die kirchliche ist entmarkt oder entseelt und kreditlos, so daß es *an sich* ganz gleichgültig ist, ob man ihre Gebräuche mitmacht; denn selbst diejenigen, die sie angeblich gläubig mitmachen, glauben nur an sie zu glauben, glauben aber nicht wirklich, so daß es sich wahrlich nicht der Mühe lohnt, wegen eines Glaubens, der längst keine Berge mehr versetzt, seine lieben Berge zu verlassen. Aber mußt Du denn, wenn Du die Niederträchtigkeit der christlichen Kirche fahren läßt, auch Deine erhabenen Berge fahren lassen? Kannst Du denn einfach Deinen Austritt aus derselben nicht auf negative Weise betätigen, nicht dadurch, daß Du eben nicht mehr zum Abendmahl gehst! Oder ist das nur bei uns, nur in der Stadt, nicht auf einem Dorfe, nicht bei Euch möglich, tunlich? Doch genug für heute. Es ist so wunderschönes Wetter,

daß ich kein Sitzfleisch habe, daß ich hinaus ins Freie muß.
Lebe wohl!

Dein Ludwig Feuerbach

1201

Von Wilhelm Bolin

April 1870

/ H[elsing]fors, im April 1870

Mein hochgeehrter Freund.

Obschon es mir nicht anders als sehr erwünscht sein kann, daß Sie vom brieflichen Verkehr nicht viel halten, muß ich mich doch, so gut es eben noch geht, über mein langes Schweigen entschuldigen. Selbiges ist größtenteils durch beständiges Aufschieben herbeigeführt, doch haben andere Dinge mitgewirkt.

Als wir uns im Frühherbst trennten, stand uns beiderseits eine längere Reise bevor. Die ihrige hatten Sie kaum angetreten, als ich mit meiner Begleiterin schon Deutschland verließ, um den noch langen Heimweg zurückzulegen. Ihnen dann unseren Dank für die freundliche Aufnahme in N[ü]r[n]b[er]g zu bezeugen, unterblieb lediglich, weil Sie dazumal von Hause abwesend waren; dagegen sollte es von hier aus im Spätherbste mit den letzten Dampfbooten geschehen. Kaum war ich aber in den eigenen vier Pfählen, als ich krank wurde. Unter gewöhnlichen Umständen wäre das Übel bald beseitigt gewesen. Diesmal kam aber zur leiblichen Anomalie eine weit schlimmere gemüthliche. Ich fühlte die ganze Wucht meiner besorglichen Lage: Ich war hier überflüssig, meine 5 dem heiligen Katheder gewidmeten Jahre hatten mir nichts als einen hohlen Titel eingebracht, den ich noch dazu durch nicht unbedeutendes Geldopfer auslösen mußte. Soweit ich die Verhältnisse übersehen konnte, stand mir nur Übersiedelung – oder sogar in mancher Hinsicht Verbannung – bevor. Obschon der Subsistenzmittel nicht beraubt, war ich doch ratlos hinsichtlich des Wo und Wie meines künftigen Fortkommens. Bei einem derartigen Gemütszustande erlahmt man gänzlich: wie mein somatisches Befinden ein bloßes Dahinschleppen war, konnte auch intellektuell nichts geleistet werden. So kam der Winter, und als unser eigentlicher Verkehr mit Europa abbrach, // war ich endlich so weit, meine Sorgen durch Arbeit

scheuchen zu können. Woche um Woche verstrich in rastloser schriftstellerischer Tätigkeit, die sich fast gleichzeitig auch auf die Presse erstreckte. Seit einigen Tagen ist es hiemit zu einem Schlußpunkt gekommen. Vor mir liegt der erste Band „Europas Staatsleben und die politischen Lehren der Philosophie“ (schwedisch), mit Machiavelli beginnend und mit dem ihm in dieser Hinsicht völlig wahlverwandten Spinoza abschließend. Die größere Hälfte davon (3/5) wurde [18]68 und im Frühling [18]69 herausgegeben; die jetzt fertigen, doch erst Ende der Woche erscheinenden übrigen zwei Fünftel sind der Ertrag meiner winterlichen Arbeit. Eine deutsche Übersetzung ist beschlossen und sogar unter Vorbereitung, doch kann ich keine Frist für Vollendung derselben festsetzen. Ich habe zunächst mit meinem Katheder zu tun (ich lese Logik, d. h. Theorie des Erkennens auf psychologischer Basis und nach naturwissenschaftlicher Methode); sodann aber bin ich dabei, den zweiten Band meines oben bezeichneten Werkes in Angriff zu nehmen, um das Ganze womöglich noch im Laufe dieses Jahres abgeschlossen zu haben. Über diese meine Schrift habe ich Ihnen zweifelsohne s[einer]z[eit] Bericht gegeben. Dem Leben gegenüber hat sie die Darlegung der Rechte und faktischen Fortschritte der Demokratie im Auge; wissenschaftlich bezweckt sie den Nachweis, daß die Tatsachen dem philosophischen Denken vorangehen und dieses so gestalten und beeinflussen, wie etwa klimatische und humische Verhältnisse die entsprechende Vegetation. Ergibt sich einerseits hieraus die tiefe Bedeutung der Philosophie im geschichtlichen Leben, so folgt auch andererseits die gänzliche Haltlosigkeit aller der Behauptungen, die man hinsichtlich des Ansehens der Philosophie in Umlauf gebracht. Mehr Wert als wie Wissenschaft überhaupt hat sie ebensowenig wie sie ein Patent auf Mehr- oder Besserwissen hätte. Beide, im Grunde identische, Zwecke halte ich für ebenso zeitgemäß als fruchtbar. /

/ Ich hatte das Schlußkapitel meines ersten Bandes noch unter der Feder, als ich die Nachricht erhielt, daß unser Ministerium mich zum außerordentlichen Professor an der hiesigen Universität ernannt habe. Hiemit widerfuhr mir eine Genugtuung, die ich aus mehrfachen Rücksichten willkommen heißen muß. Ab[g]esehen davon, daß es mich der qualvollen Stellung entzieht, an eine Übersiedelung denken zu müssen und eine solche anfänglich aufs Geratewohl vorzunehmen, ist es einerseits die Erfüllung eines langgehegten Wunsches, in den hiesigen Verhältnissen, denen ich 18 Jahre angehört, wirken zu können; andererseits bin ich aber

durch die Ernennung in keiner Weise gebunden, indem mir reichlich Muße zur Forschung bleibt, die ich natürlich ausgedehnten Kreisen zugänglich zu machen suchen werde, und auch indem jegliches sonstige Anerbieten einer vorteilhafteren Stellung an anderem Ort mir durchaus nicht entzogen ist. Noch bevor ich die Anstellung erhielt, ward ich von einigen Studenten ersucht, mich wieder hören zu lassen. Zu willfahren verpflichtet, hatte ich die Befriedigung, eine nicht unansehnliche Zuhörerschaft vorzufinden. So habe ich denn auch erwünschten Kathedererfolg, den ich mir durch redliches Bemühen zu verdienen und zu sichern suche.

Den Sommer habe ich vorzugsweise dem zweiten Bande meines Buches zugedacht, doch wird gegen den Frühherbst hin zu meiner Mutter gereist. Eine ausgedehntere Reise ist diesmal nicht zu machen. Auch weiß ich überhaupt nicht, wie bald mir die Möglichkeit wieder geboten, in Ihre Nähe zu kommen. Vorläufig sind wir durchaus auf den brieflichen Verkehr angewiesen, und indem ich Ihnen verspreche, meine alte Briefmethode vollständig wieder geltend zu machen, bitte ich Sie, mir mein jetziges Schweigen zu verzeihen und mir zum Zeichen dafür möglichst bald Nachricht von sich zu geben. Mit // der sichern Gelegenheit, die diese Zeilen bis in das Gebiet des norddeutschen Postbezirkes bringt, bin ich so frei, Ihrer Frll. Tochter eine Kleinigkeit unter Kreuzband einzusenden, die sie freundlichst von mir annehmen wolle. Es ist eine sehr gelungene Verdeutschung einer gar schönen dramatischen Dichtung unseres greisen Joh. Ld. Runeberg, der zu den begabtesten Poeten der Gegenwart zählt. Das fragliche Drama, eine Frucht seiner hellenischen (resp. sophokleischen) Studien, ist in den Jugendjahren entworfen, danach wiederholt im Mannesalter ausgearbeitet und ward vor 7 Jahren der Öffentlichkeit übergeben, den Sonnenuntergang von Runebergs dichterischen Laufbahn bildend. Der Stoff schließt sich gleichsam fortsetzend an den rasenden Ajax des hellenischen Dichters.

Sie können sich wohl denken, mit welcher Spannung ich den Nachrichten von Ihnen entgegenblicke. Ihren Brief senden Sie, wie bisher, *unfrankiert* direkt auf hier, doch mit Weglassung des neuen Titels. Haben Sie mir jedoch Besonderes zukommen zu lassen, so erreichen Sie mich *am sichersten* von *Lübeck* aus, p[er] Adr[esse] *Piehl & Fehling*. Auf den Briefen bemerken Sie, „via St. Petersburg“. –

Wie mag wohl Ihr Winter in arbeitlicher Hinsicht ausgefallen sein? Ich hoffe und wünsche das beste von demselben, obwohl

die Welt kein Recht hat, neue Leistungen von Ihnen zu verlangen, solange sie die bisherigen noch so wenig ausgebeutet. Übrigens kann ich Ihnen die Versicherung geben, daß ich in jedem begabten Menschen, der in meinen Weg kommt, stets einen tatsächlichen oder doch unbewußten und daher leicht jenes werdenden Jünger und Verehrer von Ihnen finde. Ich wollt', ich könnt' Ihnen die Gemeinde zeigen, die Ihnen so innig zugetan wie

Ihr aufrichtig ergebener
Wilhelm Bolin

Empfehlung von meiner Frau und an die lieben Ihrigen. /

1202

Von Edouard Vaillant

25. April 1870

/ Tübingen, 25 avril 1870

Monsieur,

Pendant le court séjour que je viens de passer à Stuttgart j'ai eu l'occasion de faire connaissance d'un négociant français, brave homme quoique commerçant. Ses relations directes avec la France lui permettent de se procurer un vin qui s'il n'est pas parfait a du moins l'avantage d'être naturel. Connaissant votre bonté affectueuse pour moi, j'ai pris la liberté sans attendre votre permission de vous en adresser quelques bouteilles qui vous parviendront ces jours-ci. Ce me serait un bien grand plaisir si vous vouliez excuser la liberté que j'ai pris et accepter cet petit envoi d'ailleurs bien insignifiant. – Avant d'aller à Stuttgart j'ai du aller à Strasbourg ce qui avait pour moi d'autant plus d'intérêt que je voulais voir quel effet avait produit sur le public la prétendue transformation de l'empire bonapartiste. J'ai eu du moins la satisfaction de voir que je ne m'étais pas trompé dans mon jugement à distance et que malgré un recul apparent, la Révolution faisait chaque jour des progrès rapides et réels. Il est certain qu'une grande partie de la bourgeoisie autrefois mécontente s'est ralliée et nous avons lieu de nous réjouir de voir ces auxiliaires si dangereux le lendemain de la victoire se rallier à l'ennemi // et enlever leurs dernières illusions à ceux qui pouvaient encore en conserver sur le parti libéral. Depuis le 2 décembre la bourgeoisie orléaniste et libérale ne pardonnait pas à l'empire bonapartiste de l'avoir jouée et avoir confisqué le bénéfice de la victoire à son

profit et revait de reprendre avec les orléans ou une république parlementaire et modérée son rôle de classe gouvernant sans partage. La seule habileté des conseillers de l'empire affaibli est d'avoir vu que pour rallier cette bourgeoisie sans principes, il suffisait de lui offrir part au pouvoir et qu'alors elle oublierait facilement ses princes d'Orléans ou son parlementarisme républicain. C'est ce qui a eu lieu en partie et l'alliance a été consacrée par le ministère Ollivier Buffet, mais néanmoins le bourgeois reste défiant; il est allié tant que l'Empire fera ses affaires de caste mais prêt à se séparer là où il les abandonne. Cette défiance a augmenté par la retraite de Daru et Buffet.

Néanmoins tous ces partis intermédiaires tiennent à l'Empire par l'intérêt et la peur de la Révolution dont la caractéristique devient de plus en plus le mouvement socialiste. L'Empire en devenant parlementaire et gagnant la bourgeoisie a gagné quelques jours d'existence, mais il perd avec lui le régime parlementaire qui mourra avec lui et qui sans cela eut mis peut-être plus tard un nouveau piège sous les pieds de la Révolution. Je crois donc que ce côté négatif de la situation nous est favorable, quant au côté positif il ne s'est jamais accentué avec autant de vigueur. Chaque jour [des] // nouvelles sociétés ouvrières socialistes se forment, se fédéralisent entre elles et adhèrent à l'Association Internationale des Travailleurs. On peut donc déjà prévoir le moment du triomphe, ce sera quand l'armée des travailleurs socialistes sera organisée ayant avec soi tous ceux qui pour fonder la grande unique classe de l'avenir sont sortis au nom de la justice des classes égoïstes auxquelles ils appartenaient. Nous n'attendons pas bien longtemps et ce sera une grande joie pour vous de voir le succès d'un mouvement auquel vous avez tant contribué.

J'aurais sans doute pu me dispenser de vous raconter tout cela, car vous savez mieux que moi ce qu'il en est, mais j'ai cru pouvoir vous indiquer quelles étaient en ce moment au sujet des événements les opinions de mes amis et les miennes. Vous avez sans doute appris que M. Rogeard était retourné en France, il doit publier ces jours-ci une brochure sur le plébiscite où il parlera pour l'abstention qui du reste commence à être enfin comprise.

Si vous m'écrivez veuillez me donner des nouvelles de votre santé, j'espère qu'elle est tout à fait bonne et vous permettra de rendre encore de nombreux services à la cause de la Révolution. Veuillez présenter mes compliments affectueux à Madame et Mademoiselle Feuerbach et recevoir l'assurance de la haute considération et de la sincère affection

de votre tout dévoué
Ed. Vaillant /

[Tübingen, 25. April 1870]

Sehr geehrter Herr!

Bei einem kurzen Aufenthalt in Stuttgart hatte ich eben die Gelegenheit, einen französischen Händler kennenzulernen, einen zwar geschäftstüchtigen, aber redlichen Mann. Seine direkten Verbindungen nach Frankreich erlauben ihm, sich einen Wein zu verschaffen, der, wenn er auch nicht vollkommen ist, doch wenigstens den Vorzug hat, unverfälscht zu sein. Da ich Ihre herzliche Güte mir gegenüber kenne, habe ich mir, ohne Ihre Erlaubnis abzuwarten, die Freiheit genommen, Ihnen einige Flaschen zu schicken, die Ihnen in diesen Tagen zukommen werden. Es wäre mir eine sehr große Freude, wenn Sie die Freiheit, die ich mir genommen habe, entschuldigen und diese übrigens ganz bescheidene kleine Sendung annehmen wollten. Bevor ich nach Stuttgart gefahren bin, mußte ich nach Straßburg reisen, was für sich von um so größerem Interesse war, als ich sehen wollte, welche Wirkung die vorgebliche Veränderung der bonapartistischen Herrschaft auf die Öffentlichkeit hervorgebracht hatte. Ich habe wenigstens die Genugtuung gehabt zu sehen, daß ich mich in meinem Urteil aus der Entfernung nicht getäuscht habe und daß trotz eines scheinbaren Rückzugs die Revolution jeden Tag rasche und wirkliche Fortschritte machte. Es steht fest, daß sich ein großer Teil der früher unfreundlich gesinnten Bourgeoisie [uns] angeschlossen hat, und wir dürfen mit Freude erleben, daß sich diese kurz nach dem Sieg noch so gefährlichen Hilfstruppen dem [früheren] Feind anschließen und denen die letzten Illusionen nehmen, die vielleicht hinsichtlich der liberalen Partei noch welche hatten. Nach dem 2. Dezember verzieh die orleanistische und liberale Bourgeoisie es dem bonapartistischen Empire nicht, sie betrogen und die Früchte des Sieges selbst vereinnahmt zu haben, und träumte davon, mit Hilfe der Orleanisten oder einer gemäßigten parlamentarischen Republik wieder ihre Stellung als allein regierender Klasse einzunehmen. Geschickt waren die Berater des geschwächten Empire einzig darin, daß sie erkannten, man brauche, um diese prinzipienlose Bourgeoisie an sich zu binden, ihr bloß die Teilhabe an der Macht anzubieten, sie würde dann ihre Prinzen von Orleans oder ihren republikanischen Parlamentarismus schnell vergessen. Das ist zum Teil auch passiert, und die Allianz wurde mit dem Minister Ollivier Buffet sichtbar

bestätigt, doch der Bourgeois bleibt mißtrauisch; er macht so lange mit, als das Empire für seine Kasten-Angelegenheiten dienlich ist, wendet sich aber sogleich ab, wenn es diese verrät. Dieses Mißtrauen wurde durch den Rücktritt von Daru und Buffet verstärkt.

Nichtsdestoweniger halten alle diese Übergangsparteien der Mitte zum Empire, aus Interesse und aus Angst vor der Revolution, deren Merkmal mehr und mehr die sozialistische Bewegung wird. Indem das Empire zum Parlamentarismus übergeht und die Bourgeoisie gewinnt, hat es einige Tage Existenz gewonnen, aber es verliert mit ihm die parlamentarische Regierung, die mit ihm sterben wird und die ohnedies vielleicht später eine neue Falle unter die Füße der Revolution gelegt hätte. Ich glaube daher, daß diese negative Seite der Situation uns günstig ist; was die positive Seite betrifft, so ist sie niemals mit soviel Nachdruck betont worden. Jeden Tag bilden sich neue sozialistische Arbeitergesellschaften, verbünden sich untereinander und schließen sich der Internationalen Arbeiterassoziation an. Man kann also schon den Moment des Triumphs voraussehen, das wird sein, wenn die Armee der sozialistischen Arbeiter organisiert ist, indem sie alle die vereinigt, die, um die große einige Klasse der Zukunft zu begründen, im Namen der Gerechtigkeit aus den egoistischen Klassen hervorgegangen sind, denen sie angehören. Wir werden nicht mehr lange warten, und dies wird eine große Freude für Sie sein, den Erfolg einer Bewegung zu sehen, zu der Sie so viel beigetragen haben.

Ich hätte es zweifellos unterlassen können, Ihnen dies alles zu berichten, denn Sie wissen besser als ich, wie es damit steht, aber ich habe geglaubt, Ihnen andeuten zu können, welche Meinungen es in diesem Augenblick zu den Ereignissen bei meinen Freunden und mir gibt. Sie haben gewiß erfahren, daß Herr Rogeard nach Frankreich zurückgekehrt ist, er wird dieser Tage eine Broschüre über den Volksentscheid veröffentlichen, wo er für die Stimmenthaltung sprechen wird, die übrigens anfängt, verstanden zu werden.

Wenn Sie mir schreiben, wollen Sie mir bitte Nachrichten von Ihrer Gesundheit geben, ich hoffe, sie ist ganz und gar in Ordnung und wird Ihnen erlauben, der Sache der Revolution noch zahlreiche Dienste zu erweisen. Wollen Sie bitte Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Fräulein Tochter meine herzlichen Empfehlungen übermitteln und empfangen Sie die Versicherung der hohen Wertschätzung und der aufrichtigen Zuneigung Ihres ganz

1203

An Jakob von Khanikoff

28. April 1870

Rechenberg, den 28. April 1870

Lieber Herr v. Khanikoff!

Endlich bin ich an den Punkt gekommen, wo auch ich Ihnen für die kostbare „Perle von Trastevere“, die Sie gütigst meiner Tochter zum Geschenk geschickt hatten, meinen Dank aussprechen kann –, nämlich an den Endpunkt des „*Governo del monaco*“. Endlich, sage ich, denn heute sind es gerade 14 Tage, daß ich die Lektüre desselben mit Begeisterung begann und nun mit Begeisterung schließe, wenn auch mit Ermüdung, die aber wohl nur ihren Grund hat in dem unablässigen Nachschlagen des Lexikons, in dem ich noch dazu viele Worte umsonst nachsuchte. Denken Sie: Seit der Zeit, wo ich meinen [„]Bayle[“] schrieb, wo ich Petrarca, Boccaccio, Machiavel gelesen, habe ich nie mehr anhaltend Italienisch getrieben.

Aber was tut, was überwindet man nicht einem Helden wie *Garibaldi* zu Ehren und zuliebe? Und Garibaldi ist Garibaldi, ist Held nicht nur auf dem Schlachtfeld, er ist es auch in diesem Roman, in dem er ja die Wurzel des Übels Italiens, der Menschheit überhaupt, das Priester und Pfaffentum, mit seiner in Galle getauchten Feder bekämpft. Ich habe Garibaldi immer verehrt, und zwar so, daß ich mir gar keinen Zuwachs zu meiner Verehrung denken konnte; und doch liebe und verehere ich ihn jetzt noch mehr als sonst. Es ist ein Glück, es ist eine wahre Wohltat, wenn man einmal einen politischen Menschen findet, den man ehren und lieben kann, wieviel mehr, wenn diese wohltätige Empfindung und Gesinnung einen Komparativ, eine Steigerung erfährt! Empfangen Sie daher meinen glühend heißen, begeisterten Dank für diesen überraschenden, unerwarteten Komparativ.

Aber trotzdem oder vielmehr eben wegen dieses *Nonplusultra* ersuche ich Sie freundschaftlich, nichts mehr, selbst von Garibaldi nicht, zum Lesen mir oder meiner Tochter zu schicken. Ich muß endlich auch einmal wieder an mich selbst, d. h. an meine unvollendeten Manuskripte denken. Seit Wochen, ja Monaten, wollte ich sie zur Hand nehmen, aber ich bin nie vor anderem zu mir

selbst gekommen. Es ist nun aber die höchste Zeit, über den Produkten anderer nicht den Rest von Produktivität, den das Alter mir vielleicht noch übrig gelassen hat, zu vergessen und zu vernachlässigen.

Die „*Démocratie*“ habe ich noch im April erhalten, aber noch nicht gelesen. Über Garibaldi habe ich alles andere vergessen. Auch sind mir die gegenwärtigen Zustände in Frankreich so widerlich, so langweilend, daß ich gar nichts mehr darüber lesen mag ...

Ihr dankbarer L. Feuerbach

1204

An Wilhelm Bolin

26. Mai/3. Juni 1870

/ Lieber Herr Bolin!

Vor Lesen komme ich nicht mehr zum Schreiben. Den ganzen Winter über und er dauerte heuer, wenigstens von seiner empfindlichsten Seite, von seiten der Kälte, sehr lange, selbst bis in die ersten Tage des Mais habe ich, mit Ausnahme von ein paar unabweislichen Briefchen, keinen Federzug getan. Heute am Himmelfahrtstage faßte ich endlich den Entschluß, Ihnen zu schreiben, aber ich brachte es aus äußerlichen Abhaltungsgründen nicht weiter als bis zu diesem Anfange. Morgen denke ich fortzufahren. Die Hauptsache ist, daß oder wenn nur einmal der Anfang gemacht ist.

„Morgen“. Welch ein Zeitraum liegt zwischen heute und morgen im schwerfälligen und verdrießlichen, schreibunwilligen Alter! Heute ist der 3. Juni. Aber Sie sehen daraus, daß ich nicht mehr zum Briefschreiben tauglich bin. In der Tat, worin man nichts mehr für sich selbst ist, darin kann man auch nichts mehr für andere sein. Wer die Feder nicht mehr in seinem eignen Interesse führt, wie soll der sie für andere noch brauchen? Und so ist es bei mir der Fall. Was ich wollte, die Aufgabe, die und wie ich sie mir gestellt, die und wie ich sie bei meinen geistigen und, füge ich hinzu, materiellen Mitteln und Verhältnissen ausführen konnte, habe ich vollendet. Wie jedes Gewächs, jedes Tier, hat auch der // geistige Mensch seine Zeit, seine Grenze, die er nicht überschreiten kann. Ich kann und will daher keine neue Aufgabe,

keine der Aufgaben, die jetzt die Menschheit bewegen, zum Objekt mitschaffender Tätigkeit machen; ich kann nichts weiter tun, als meinen Sinn offen und frei für sie erhalten, als durch teilnehmende Lektüre und Anerkennung sie mir aneignen, um so mich geistig jung und frisch zu erhalten. Eine solche Aufgabe ist außer der großen Arbeiter- und Kapitalistenfrage die Frauenemanzipation oder Gleichberechtigung der Weiber mit den Männern, die mir eine in New York in Amerika erscheinende und auch Ihnen zu empfehlende Zeitung: „Die *Neue Zeit*“ nahegelegt, mir diesen Winter über und jetzt noch zu einer Geist und Gemüt bewegenden Angelegenheit gemacht hat. Ob ich gleich stets die Geschlechtsdifferenz für eine wesentliche, also nicht nur leibliche, sondern auch geistige gehalten und anerkannt habe, so habe ich doch nie auf eine Inferiorität des weiblichen Geistes geschlossen. Mann und Weib sind nicht nur leiblich, sondern auch geistig unterschieden, aber folgt aus diesem Unterschied Unterordnung, Ausschließung des Weibes von geistigen und allgemeinen, nicht nur häuslichen Beschäftigungen? Lassen wir die Frauen nur auch politisieren! Sie werden gewiß ebensogut wie wir Männer Politiker sein, nur Politiker anderer Art, vielleicht selbst besserer Art wie wir. Mad. de Stael, die von mir wegen // ihrer [„]Considérations sur la Révolution française[“] hochgeschätzte, übrigens auch von mir nur aus diesem Werke bekannte Frau sagt: „Genie kennt kein Geschlecht.“ Warum nicht? Aber auch das weibliche Genie ist Genie, ebensogut als die weibliche Heldentat Heldentat ist. Bei jeder glänzenden, sei es im Guten, sei es im Bösen hervorragenden Eigenschaft abstrahieren wir von dem Unterschied des Geschlechts. Die Weiber werden ebensogut als die Männer geköpft; warum sollen sie also auch nicht Bürgerkronen verdienen können, warum sollen ihnen nicht die Mittel gegeben, die Bahnen geöffnet werden, solche zu verdienen? Kurz, die Emanzipation des Weibes ist eine Sache und Frage der *allgemeinen* Gerechtigkeit und Gleichheit, die jetzt die Menschheit anstrebt, eine Bestrebung, deren sie sich rühmt, aber vergeblich, wenn sie davon das Weib ausschließt. Doch wohin bin ich geraten? Ein Beweis, was die Weiber vermögen und erst vollends vermögen werden, wenn sie Gelegenheit haben, ihr Vermögen zu üben und [zu] äußern. Ich bin infolge meines langen abstrakten Lebens ganz kontrakt [gelähmt]. Vielleicht macht mich eine Reise wieder lebendiger. Aber wohin werde ich reisen, um mich wieder zu erholen und [zu] stärken? Ich weiß es noch nicht. Vor kurzem hat mich Deubler auf seiner Durchreise nach Dresden besucht. Ich

habe ihm halb und halb mein Kommen zu ihm zugesagt, aber es ist leider nur etwas zu weit zu ihm. Auch ist das Wetter // zum weiten Reisen nicht einladend, bald sehr heiß, bald wieder sehr kalt. Was Sie mir von der unerwarteten günstigen Wendung Ihres Schicksals gesagt, hat mich sehr gefreut, und was Sie meiner Tochter geschickt, hat sie sehr überrascht und erfreut. Sie dankt Ihnen dafür ergebenst und ich auch in ihrem Namen. Auch ich werde gelegentlich es lesen. Von „Platons Gastmahl“ habe ich jetzt eine große Photographie. Jetzt erst bin ich vollkommen mit ihm zufrieden; es macht sich besser in der Photographie als im Original, dem allerdings die rechte Farbe, die Farbe des Lebens, abgeht. Die Meinigen grüßen Sie und Ihre liebe Frau von Herzen, wie auch ich.

Ihr
verehrungsvoll ergebenster
L. F.

Rechenberg, 3. Juni 1870

Die „Neue Zeit“ bezieht man für 12 fl. jährlich entweder direkt aus New York, Nro. 5, Francfort Street, oder von der Agentin für den Norddeutschen Bund, Frau Marie Grua, Potsdamer Straße Nro. 23 in Berlin. Bereits sind 33 Nummern erschienen, wöchentlich eine Nummer. Sie bespricht natürlich nicht nur die Rechte der Frauen, sondern überhaupt die Rechte der Unterdrückten, der Leidenden jeden Geschlechts und jeder Gestalt. /

1205

An Ludwig Speidel

8. Juni 1870

8. Juni 1870

Jawohl! wenn ich noch ein Juvenis [Jüngling] wäre, wenn auch nur in dem in dieser Beziehung so freigebigen Sinne des Römers, so würde ich die mir gestern durch Ihre Vermittlung zugekommene Einladung der Redaktion der „Presse“ mit Vergnügen annehmen. Aber ich bin schon ein sechsendsechzigjähriger, im Winter vor Kälte, im Sommer vor Hitze, wie diesen Augenblick, arbeitsunfähiger Greis, der sich nur vorgesetzt hat, seinen eigenen Nekrolog zu schreiben, aber bis jetzt nicht einmal diesen Vorsatz, diese Aufgabe erfüllt hat. Πάντων κόπος ἐστὶ [Alles wird man

überdrüssig]. Indem ich Ihnen zu Ihrer kindlichen Dreieinigkeit gratuliere, hochachtungsvoll Ihr

L. Feuerbach

1206

Von Georg W. Rachel

12. September 1870

New York, September 12, 1870

Hochverehrter Herr!

Der „Bund der Freidenker“ von New York faßte in seiner Sitzung vom 9. September 1870 den Beschluß, Ihnen – der Sie während Ihres unermüdlichen Kampfes gegen Irrtum und Lüge vielfache materielle und physische Schädigung erfahren – in Anerkennung Ihrer unsterblichen Verdienste um die Sache des freien Menschentums eine Ehrengabe von 100 Dollars zu übersenden. Der Bund der Freidenker hält es für seine Pflicht, alle, die ihre Existenz und Gesundheit ihren freisinnigen Überzeugungen zu opfern, wie Sie es getan, mit seinem schwachen Beistande zu unterstützen. Er hofft, daß Ihre Zukunft sich trostreicher gestalten wird, und bittet Sie, bei Annahme dieser seiner Gabe nicht zu vergessen, daß bei seinen beschränkten Mitteln die Höhe der Summe hinter dem guten Willen zurückbleiben mußte.

Im Namen des Bundes der Freidenker von New York

für den Vorstand

Georg W. Rachel

korr. Sekretär

1207

Von Wilhelm Bolin

23. September 1870

/ Helsingfors, d[en] 23. S[e]pt[e]mb[e]r 70

Erst heute, mein hochgeehrter Freund, komme ich dazu, Ihnen vor bereits mehr als 3 Wochen erhaltenen Brief zu beantworten. Kurz nach Empfang desselben reiste ich, in Gesellschaft meiner Frau, zu meiner Mutter, bei der wir nahezu zwei Monate auf dem Lande verbrachten. Mein Vorsatz, sofort nach unsere Heimkehr für Ihre lieben Zeilen zu danken, hat sich jedoch bis jetzt verzö-

gert, weil erst in diesen Tagen unser, durch den unseligen Krieg abgebrochener direkter Verkehr mit Deutschland wiederum in Gang kommt. Man war hier, fast wie mitten im Winter, diese Zeit über von der zivilisierten Welt – wenn anders sie diese Bezeichnung noch verdient – abgesperrt. Ich kann noch nicht recht über die eben so furchtbaren wie empörenden Ereignisse der letzten Monate zur Besinnung kommen. Daß die Fortschritte der europäischen Entwicklung noch immer an die Betätigung der Brutalität gebunden sein sollen, noch immer so viel unschuldiges Blut kosten und so vielfache Interessen aufs Spiel setzen, ist gar demütigend. Bevor dies Elend zum Ausbruch kam, hielt man den Krieg für ebenso undenkbar wie man nun, die Sinne über und über davon gesättigt, kaum zu hoffen wagt, daß wahrhafter Friede wieder möglich sein werde. Den jüngsten Begebenheiten gegenüber habe ich erst recht gemerkt, wie sehr man, bei einem Leben und einer Überzeugung wie die unsere, Idealist in seinem Wesen ist. Wir stecken nicht mit Leib und Seele in dem Treiben, das Gewalt und Übermacht als // Bürgen für Recht und Menschentum betrachtet. Ich spreche hier nicht für mich allein, weil ich es schwer habe, mir vorzustellen, daß Sie anders denn sehr bedingungsweise sich mit den Vorfällen dieser Tage einverstanden erklären. Wer wird der deutschen Sache nicht gern den besten Erfolg wünschen, wer nicht aus tiefstem Herzen froh sein, daß der niederträchtigen Komödie des Bonapartismus endlich eine Grenze gesteckt worden? Aber daß dies alles mit viel zu großen Opfern erkaufte worden, kann ich nicht vergessen. Mit größter Ungeduld sehne ich den schließlichen Ausgang herbei, doch kann ich dabei den dringenden Wunsch nicht unterdrücken, daß der Friedensschluß von seiten der im Kampf begünstigten Deutschen so klug und besonnen wie nur irgend möglich, d. h. frei von Siegesdünkel und Unbilligkeit, betrieben werde. Nur unter dieser Bedingung kann ich mich mit den schaudererregenden Menschenverlusten dieser letzten Monate versöhnen.

Doch fort von diesen Greueln! – Lassen Sie uns lieber bei dem erfreulichen Gedanken weilen, daß vor einigen Wochen das 14te Jahr unserer freundschaftlichen Beziehungen angetreten. Es ist gar anmutend zu wissen, daß man bei einer Ferne, wie die uns in der Regel trennende, einander so dauernd nah geblieben. Mit diesen Zeilen beantworte ich den 30. der mir durch Ihre Hand zugekommenen Briefe. Brauche ich Ihnen wohl zu sagen, wie dankbar ich Ihnen für diesen mir gewährten Verkehr bin? – Hoffentlich werden Sie nicht ermüden, mir hinfort die gleiche

Freude angedeihen zu lassen. Ihr Unwillen am Briefschreiben ist in den nun zurückgelegten 13 Jahren immer der nämliche geblieben, und doch ersen Sie aus der seither // zusammengekommenen Briefzahl, daß es mir an halbjährlichen Nachrichten von Ihnen nicht gefehlt hat. Diesem abermaligen Beleg der Stichhaltigkeit statistischer Gesetze gegenüber nehme ich getrost an, daß Sie auch fernerhin mit Überwindung ans Briefschreiben sich begeben werden und ich mithin abermals nicht leer ausgehe. Mehr verlange ich auch nicht für die Trennung. Daß Sie mir für das persönliche Beisammensein Herz und Haus allezeit offen erhalten werden, erwarte ich als selbstverständlich. Vorläufig kann ich aber nicht angeben, wie bald es mir wieder vergönnt wird, in Ihre unmittelbare Nähe zu kommen. Zunächst haben wir den jetzt heranrückenden Winter durchzuleben, bevor es gestattet ist, Reisepläne zu schmieden. Gleichwohl hoffe ich, nicht gar zu lange auf das Vergnügen, Sie und die Ihrigen wiederzusehen, verzichten zu müssen.

Kürzlich las ich ein im heurigen Frühsommer erschienenenes Büchlein, „Briefe über die christl[iche] Rel[i]g[i]on“, das Sie gewiß sehr ansprechen wird. Es ist in Stuttgart bei J. G. Kötzle verlegt und gibt einen Dr. phil. F. A. Müller als Verfasser an. Hinter diesem Namen mutmaße ich einen talentvollen jungen Philosophen in Berlin, dessen Bekanntschaft ich dort vor einem Jahr machte. Wir stehen in brieflichem Verkehr, und erwarte ich täglich die Bestätigung, meinen Bekannten hinter der Maske herausgefunden zu haben. Derselbe heißt Ed. v. Hartmann und ist bis vor 5–6 Jahren zurück Leutnant bei der Artillerie gewesen. Eine Lähmung in den Beinen nötigte ihn zum Austritt aus dem Militär, und seitdem ergab er sich der produktiven Tätigkeit in der Philosophie, deren Studium er seit seiner Gymnasialzeit mit Vorliebe betrieben. Seiner Richtung nach ist er ein Schüler Schopenhauers, dessen Lehre er auf geschickte Weise mit den // spätern Bestrebungen Schellings in Zusammenhang bringt. Vor zwei Jahren trat H[a]rtm[ann] mit einer meisterhaften Kritik der Hegelschen Dialektik auf, und im vorigen Jahr veröffentlichte er sein Hauptwerk, welches er „Philosophie des Unbewußten“ nennt und wovon gegenwärtig die zweite Auflage im Druck ist. Indem Sie aus obigen Andeutungen ersen, daß Freund H[a]rtm[ann] Metaphysiker ist, mithin nach einer reelleren Wirklichkeit als der sinnlich-zugänglichen spürt, wissen Sie auch sofort, daß ich kein Anhänger von ihm bin. Gleichwohl stehe ich nicht an zu bekennen, daß ich aus seinen Schriften viel gelernt und daß seine vielumfassenden und geistvollen Beobachtungen

vielumfassenden und geistvollen Beobachtungen überaus anregend wirken. Dies gilt ganz besonders von den fraglichen Briefen, die eigentlich ganz unabhängig von seinen metaphysischen Philosophemen dastehen. Aus eben diesem Grunde, meine ich, ist er bei dieser Schrift pseudonym aufgetreten. Die Befruchtung derselben aus Ihren Werken ist unverkennbar. Der Verf[asser] räumt mit dem alten Dogmenkram so gründlich auf, daß wer nun noch daran festhält, nimmermehr zur Besinnung kommen wird. H[a]rtm[ann] operiert mit dem Neuen Testamente in der Hand, welches er, ähnlich wie etwa Reimarus das Alte, möglichst genau bei Worte nimmt, wodurch die von der Kirche festgehaltene Buchstabengläubigkeit gänzlich in ihrer Haltlosigkeit bloßgelegt wird. Schonungsloser und radikaler kann man diesen Vorurteilen nicht zu Leibe rücken. Ich bin auf den Erfolg des Buches sehr gespannt.

Von uns aus habe ich diesmal nichts Besonderes zu melden. Das Befinden ist befriedigend. Meine Frau läßt sich Ihnen und den Ihrigen bestens empfehlen, und hierin schließt sich ihr an in steter alter Freundschaft // und treuer Anhänglichkeit Ihr allezeit dankbar ergebener

Wilhelm Bolin

1208

Von Luigi Stefanoni

1870

1870

Chiarissimo Signore!

Il Signore Khanikoff mi offre l'opportunità di potere inviarvi questa mia lettera, e non è senza il più vivo compiacimento che io mi approfitto di questa occasione per esprimere i sentimenti della mia ammirazione verso uno dei più illustri filosofi della Germania.

Già da parecchi anni il mio desiderio era vivissimo di potervi scrivere, ma l'ignoranza del vostro domicilio me l'ha ognora impedito.

Permettete ora che io vi parli alcun poco di questa mia Italia e dei bisogni nostri, in favor della quale non invano si farà udire la vostra voce. Già da sei anni io pubblico il *Libero Pensiero*, del

quale io spero che il Signore Khanikoff vorrà farvi conoscere i principii e le intenzioni. Voi farete a me e a tutti i liberi pensatori italiani cosa gratissima, se vorrete nella vostra risposta farci conoscere le vostre idee intorno agli ultimi avvenimenti sulla guerra che attualmente si combatte fra la Germania e la Francia, fra l'Italia e il Papato.

Sarà opera buona per noi tutti che vi ammiriamo quale uno dei più coraggiosi atleti della libertà del Pensiero.

La vostra adesione al lavoro che noi abbiamo incominciato contra la superstizione, sarà ancora per noi mezzo di incoraggiamento, e voi certo non ci toglierete lo stimolo della vostra parola al ben fare.

Accettate, illustre Signore, i sentimenti della mia venerazione, i quali il Signor Khanikoff vorrà più diffusamente esprimervi. Vostro devoto servo

Stefanoni

[Sehr verehrter Herr!

Herr Khanikoff bietet mir die Möglichkeit, Ihnen diesen Brief zu schicken, und ich nutze diese Gelegenheit nicht ohne das lebhafteste Vergnügen, um meine Bewunderung für einen der berühmtesten Philosophen Deutschlands auszudrücken.

Schon seit einigen Jahren war es mein inniger Wunsch, Ihnen schreiben zu können, aber die Unkenntnis Ihres Wohnortes hat es immer verhindert.

Gestatten Sie nun, daß ich Ihnen etwas von meinem Italien erzähle und von unseren Angelegenheiten, zu deren Wohle es nicht vergebens sein würde, wenn wir Ihrer Stimme Gehör schenken würden. Seit sechs Jahren gebe ich bereits den „Liberio Pensiero“ heraus, dessen Grundsätze und Absichten Ihnen Herr Khanikoff, wie ich hoffe, zur Kenntnis bringen wird. Sie würden mir und allen freien Denkern Italiens eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie in Ihrer Antwort uns Ihre Gedanken über die letzten Ereignisse des gegenwärtigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Italien und dem Papsttum wissen ließen.

Es wird ein gutes Werk für uns alle sein, da wir Sie als einen der mutigsten Kämpfer der Freiheit des Gedankens bewundern.

Ihre Verbundenheit mit dem Werk, das wir gegen den Aberglauben unternommen haben, wird nun für uns ein Mittel der Ermutigung sein, und Sie werden gewiß nicht den Ansporn Ihres Wortes dem guten Gelingen entziehen.

Empfangen Sie, berühmter Herr, die Gefühle meiner Verehrung, die Ihnen Herr Khanikoff umfassender ausdrücken wird.
Ihr ergebener Diener

Stefanoni]

1209

An Luigi Stefanoni

[1870]

[Rückübersetzung aus dem Italienischen]

Geehrtester Herr Stefanoni!

Von Herrn v. Khanikoff erhielt ich den liebenswürdigen Brief, mit welchem Sie so freundlich waren, meinen Vater zu beehren, und derselbe Herr wird die Güte haben, Ihnen den meinigen zu übermachen und die nötigen Erklärungen mündlich hinzufügen. Das Übel, von dem mein alter Vater seit einigen Monaten betroffen ist, erlaubt ihm nicht, wie er wünschte, auf Ihre Zuschrift zu antworten, so daß ich selbst diese Aufgabe mit Gegenwärtigem übernehme, welches ich Sie auf jeden Fall ersuche, nicht als vom Sekretär Feuerbachs, sondern einzig und allein von seiner Tochter in seinem Geiste geschrieben zu betrachten.

Deshalb fühle ich auch das Bedürfnis, indem ich es wage, einige Worte anstatt meines Vaters an Sie zu richten, Ihnen unsere Achtung und Bewunderung für Ihre Prinzipien und Arbeiten auszudrücken, und bedaure nur lebhaft, daß meine Worte nicht die nötige Autorität haben, um über den angeregten Gegenstand mich mit Ihnen zu unterhalten.

Mein Vater begrüßte mit Begeisterung die italienische Bewegung für die Freiheit des Gedankens und des Gewissens, eine Bewegung, die, nachdem die grauenhafte Macht der geistlichen Tyrannei zu Falle gebracht worden, ihr Ziel, die vollständige Verwirklichung ihres radikalen Programmes, gleichfalls erreichen wird. In der Politik wie in der Religion helfen Halbheiten und Zweideutigkeiten wenig; wer sie anwendet und vorschlägt, arbeitet, ohne es zu wollen, für die Reaktion. Gewiß wäre es nicht nur im Interesse Italiens, sondern auch der ganzen Menschheit zu wünschen, daß die Ideen Garibaldi's zur Wahrheit würden. Und es freut mich, geehrtester Herr, Ihnen bei dieser Gelegenheit bezeugen zu können, daß die Verehrung, die mein Vater und ich diesem

Helden widmen, eine unbegrenzte ist. Mit lauterer Begeisterung sind wir ihm nach Marsala gefolgt wie nach Mentana, und zur Stunde müssen wir anerkennen, daß er in dem französisch-preußischen Krieg seinen Arm der Sache der Gerechtigkeit und der Freiheit geliehen hat. Nur ein elender Egoismus könnte sich daran ärgern, daß ein Mann wie Garibaldi, treu seinen Prinzipien, seinen tapfern Degen der Republik zur Verfügung gestellt. Garibaldi ist nach meiner Ansicht nicht nur der Held Italiens, er wurde mit noch weit größerem Rechte als der Held beider Welten begrüßt: Er will die politische und die Gedankenfreiheit, das oberste Ziel aller Völker, welches, wie ich glaube, durch die Gemeinschaft und Solidarität zwischen der germanischen und lateinischen Rasse realisiert werden kann. Und deshalb beklagen wir den Krieg als ein großes Unglück und ein Verbrechen wider die Zivilisation, als einen Akt brutalster Zerstörung, physischer und moralischer Verstümmelung.

Von dem Augenblick an, wo der Krieg nicht mehr den Charakter der nationalen Verteidigung hat, haben wir als Deutsche das Gefühl des Patriotismus verloren, ein Gefühl, welches mein Vater immer dem Prinzip der Humanität unterordnete. Wer unglücklicherweise Zuschauer bei der greulichen Tragödie dieses Krieges bleiben muß, kann und darf nicht das Maß des Patriotismus oder des heiligen Grundsatzes der Nationalität an jene großartigen Tatsachen legen, welche allein an dem Gesetze des Humanitäts-Interesses gemessen werden dürfen. Und die Siege, welche die Deutschen über die Heere der Republik davongetragen haben, sind die Siege des Cäsarismus; unsere Demokratie kann sich ihrer nicht erfreuen, wie sie sich mit Recht gefreut hat, als der französische Cäsar fiel. Unter welcher Form immer sich der Cäsarismus verberge, er ist und wird immer sein der größte Feind des politischen und sozialen Fortschritts. Oh, es komme der Friede, und jener Moloch, jener Gott der Zerstörung, dem wir so viele Opfer bringen, wird endlich stürzen, die Wohlfahrt und das Gedeihen der Völker werden verbürgt durch ihre Solidarität und die Furien des Krieges verscheuht sein.

Und somit schließe ich meinen Brief, nicht ohne Sie abermals unserer Hochachtung zu versichern

Leonore Feuerbach
für ihren Vater Ludwig Feuerbach

1871

An Konrad Deubler

26. März/1./6. April 1871

Sonntag, den 26. März 1871

Lieber, guter Deubler!

Zwei Briefe habe ich Dir zu beantworten, den ersten vom „26. September 1870“, den zweiten vom „März 1871“. Den ersten erhielt ich am 1. Oktober nebst einem auch noch unbeantworteten Brief von *Bolin*, dessen Du Dich erinnern wirst, denn er war ja auch bei Dir zu derselben Zeit, wo ich bei Dir war. Wenige Tage darnach empfing ich eine Anzeige aus New York, daß ich nächstens eine „Ehrengabe von 100 Dollars“ erhalten würde. Und diese Ehrengabe erschien wenige Tage darnach. Ich wollte sie Dir melden, aber ich kam nicht dazu.

Samstag, 1. April. Ich bin Dir nicht böse ob „Deiner sträflichen Nachlässigkeit“. Ich bin es mir selbst und eile dazu, meine Böcke jetzt auszulöschen. Mein erster Bock ist der vom vorigen Jahre, wo ich Dir nicht antwortete.

Donnerstag, 6. April. Ich gehe nirgends mehr hin. Seit dem Herbst vorigen Jahres war ich ein einziges Mal in der Stadt bei meiner unpäßlichen Schwester. Bei meinem Fritz war ich im Monate März ein einziges Mal. Er grüßt Dich. Und ich grüße Dich und danke Dir für Deinen schönen 10-Talerschein. Warum hast Du mir ihn aber geschickt? Er wäre ja gut bei Dir gelegen. Ich komme hier nirgends mehr hin. Meinen Hausfreund *Scholl* habe ich schon über ein Vierteljahr nicht gesehen. Ein tüchtiger Hausfreund von ihm ist erst vor einigen Wochen von hier weggezogen in die Sächsische Schweiz. Von der neuen Literatur kann ich Dir nichts sagen. Ich lese nur den „Volksfreund“, der in Leipzig erscheint, „Die Neue Zeit“ in New York, den „Nürnberger Anzeiger“ und den „Liberio Pensiero, Giornale dei Razionalisti“. Ich weiß nicht, ob ich heuer zu Dir komme ... Wie es die Slawen bei Euch machen werden, weiß ich nicht ... Wenn ich aber auch nicht komme, so grüße mir herzlich Deine Frau, den Elßenwenger, den Steinbrecher, alten und jungen, nebst Frau, den Mann, der am letzten Sonntag mir so große Fische geschickt hat und alle anderen mir lieben Männer. Meine Frau und Tochter

grüßen Dich bestens. Ich hoffe, Dir ein andermal einen bessern Brief schreiben zu können.

Dein treuer Freund
Ludwig Feuerbach

1211

Von Ottilie Assing

15. Mai 1871

New York, den 15. Mai 1871

Geehrter Herr!

Sie werden erstaunen, aus so weiter Ferne eine Ansprache von einer Ihnen Unbekannten zu erhalten. Ich würde wahrscheinlich auch nicht den Mut gehabt haben, Ihnen meine zwar nur briefliche Bekanntschaft aufzudringen, wenn ich nicht dächte, daß jeder Erfolg in Ihren Bestrebungen für die geistige Befreiung der Menschen Ihnen etwas von der Befriedigung gewähren muß, welche der christliche Bekehrer empfindet, wenn er, nach seiner Meinung, Seelen gerettet hat. Ich hatte immer gehofft, nach langer Abwesenheit einmal einen Besuch in Deutschland zu machen und Sie dann persönlich kennenzulernen, und wenn ich diese Hoffnung auch keineswegs aufgebe, so stellt sich der Erfüllung für den Augenblick doch noch so manches Hindernis entgegen, daß ich Ihnen lieber brieflich mitteile, was ich Ihnen selbst zu erzählen gedachte.

Vor einer Reihe von Jahren wurde ich mit *Frederick Douglas[s]* bekannt, einem Manne, dessen Name möglicherweise zu Ihnen gedrungen ist. Er ist ein Mulatte, wurde im Süden als Sklave geboren und gewann seine Freiheit durch Flucht nach dem freien Norden. Durch ungewöhnliche Begabung, schriftstellerische Fähigkeit und vorzüglich ein glänzendes Rednertalent arbeitete er sich in wenigen Jahren aus dem Dunkel empor und wurde einer der berühmten Männer Amerikas. Er war einer der hervorragendsten unter den Agitatoren gegen die Sklaverei, und seit deren Abschaffung zeichnet er sich nicht weniger in der Besprechung politischer und sozialer Fragen aus. Persönliche Sympathie und Übereinstimmung in vielen Hauptpunkten führten uns zusammen; doch stand *ein* Hindernis einer herzlichen, dauernden Freundschaft im Wege, nämlich: der persönliche

christliche Gott. Frühe Eindrücke, Umgebungen und die in der ganzen Nation noch herrschende Richtung hatten ihre Macht über Douglass geübt. Der Lichtstrahl deutscher Freigeistigkeit war noch nie zu ihm gedrungen, während ich durch natürliche Anlage, Erziehung und den ganzen Einfluß deutscher Bildung und Literatur begünstigt, schon früh den Gottesglauben überwunden hatte. Ich empfand diesen Zwiespalt als eine unerträgliche Dissonanz, und da ich in Douglass nicht nur die Fähigkeit sah, die geistigen Fesseln als solche zu erkennen, sondern ihm auch den Mut und die Ehrlichkeit zutraute, dann dem alten Irrtume sofort zu entsagen und in dieser einen Richtung mit seiner ganzen Vergangenheit, mit lebenslänglichen Anschauungen zu brechen, nahm ich meine Zuflucht zu Ihnen. In der englischen Übersetzung von Marian Evans lasen wir zusammen das „Wesen des Christentums“, das auch ich damals erst kennenlernte. Dies Werk – für mich eine der größten Manifestationen des menschlichen Geistes – bewirkte einen vollständigen Umschwung seiner Ansichten. Douglass ist Ihr begeisterter Verehrer geworden, und das Resultat ist ein merkwürdiger Fortschritt, eine Erweiterung seines Horizonts, aller seiner Anschauungen, welche sich besonders in seinen Vorträgen und Aufsätzen kundgibt, die weit gedankenreicher, tiefer und logischer sind als früher. Während die meisten seiner ehemaligen Genossen in dem Kampfe gegen die Sklaverei seit deren Abschaffung vom öffentlichen Schauplatze verschwunden sind und sich zum Teil selbst überlebt haben, weil es ihnen an neuen befruchtenden Ideen fehlte, hat Douglass erst jetzt den Höhepunkt seiner Entwicklung erreicht. Für die Befriedigung aber, einen ausgezeichneten Mann der Geistesfreiheit gewonnen zu sehen, und dadurch für mich einen treuen, werten Freund erlangt zu haben, fühle ich mich Ihnen verpflichtet und kann mir die Genugtuung nicht versagen, Ihnen dafür meinen Dank sowie herzliche Verehrung auszudrücken.

Schließlich erlaube ich mir noch mit echt amerikanischer Dreistigkeit, Sie mit einem Anliegen zu belästigen. Möchten Sie die Güte haben, mich durch Ihre Photographie zu erfreuen? Ich würde Sie dann um zwei Exemplare bitten, eins für mich und eins für Frederick Douglass. Wir Ungläubigen, die wir uns keinen Gott nach unserem Bilde aus uns selbst schaffen und ihn anbeten, hängen dafür mit um so tieferer und inniger Verehrung an den Menschen, in denen wir die Repräsentanten und Dolmetscher der höchsten Ideen unseres Zeitalters erkennen. Ihre ergebene

Ottile Assing

Von Wilhelm Bolin

15. Mai 1871

/ Helsingfors, d[en] 15. Mai 1871

Mein hochgeehrter Freund!

Ende September vorigen Jahres schrieb ich Ihnen mit einem der letzten von hier abgehenden Dampfer, und mit dem ersten jetzt von hier dem neugestalteten, wiedergeborenen Deutschland zusteuernenden Schiff sende ich Ihnen meinen Gruß für das gegenwärtige Jahr. Mögen diese Zeilen Sie und die lieben Ihrigen im besten Wohlsein antreffen. Im Laufe des Sommers hoffe ich, diese Annahme durch Ihre Hand bestätigt zu erhalten.

Über uns hier habe ich zunächst minder Erfreuliches zu melden. Etwa einen Monat nach meinem vorigen Brief erhielt meine Frau ein Töchterchen, das aber sofort nach der Geburt starb; vermutlich infolge der Gesichtslage, in welcher dessen Entwicklung vor sich gegangen. Es war für uns beide ein gar harter Schlag, denn eine ins 4te Jahr gehende kinderlose Ehe spürt man oft recht peinlich. Die Genesung der Wöchnerin ging natürlich sehr langsam vor sich, doch ist sie jetzt bei völlig befriedigendem Befinden. An eine weitere Reise können wir vorläufig noch nicht denken. Zu zweit ist das nicht so leicht bewerkstelligt. Übrigens habe ich kein sonderliches Verlangen nach dem Westen, wo es noch gar zu sehr nach Blut und Verwesung riechen möchte. Obschon ich mich, wie obige Andeutung hinlänglich besagt, der Einheit Deutschlands freue, weil ich dies langersehnte Ziel für einen Bürgen der sicheren Fortentwicklung der europäischen Kultur halte, bin ich doch im Grunde meines Gemüts der Kriegsgewalt und was damit zusammenhängt zu sehr abgeneigt, um die frischen Spu--ren derartiger Ereignisse mit jener Gelassenheit zu ertragen, die beim Genuß einer Reise unerlässlich ist, wenn anders dieselbe den für einen stubenhockerischen Kopfmenschen erwünschten Erfolg haben soll. Ich halte es für gescheiter, einen weitem Fortgang der Zustände in Deutschland abzuwarten, bis ich selbiges in Augenschein nehme.

Zunächst bin [ich] auch an hiesigen Ort auf längere Zeit des Sommers gefesselt. Ich habe den Abschluß der Veröffentlichung meines größern Werkes, „Europas Staatsleben und die po-

lit[ischen] Lehren der Philosophie“, vor und gehe nicht vom Fleck, bis ich wenigstens mein Manuskript ganz fertig habe. Sobald ich dies Ziel erreicht, begeben wir uns mit meiner Frau aufs Land zu meiner Mutter, bei der wir aber nur einige Wochen verbringen. Danach kehren wir heim, um hier Seebäder zu brauchen. Alsdenn nehme ich den Druck der noch rückständigen Bogen meines Buches auf, das ich erst zum Herbst in den Buchhandel gebe, der ja den Sommer über, wie alles Städtische, verödet und verlassen ist. Bei meiner Heimkehr gedenke ich mich für den Eintritt ins Gebiet der deutschen Wissenschaft zu rüsten. Zu diesem Behufe nehme ich eine Bearbeitung meiner vor 2 1/2 Jahren verfaßten Abhandlung über die Willensfreiheit vor, die ich bis zum Spätherbst fertig zu haben hoffe, um sie sofort, falls Merkur und Minerva sich meiner annehmen, einem Verleger in Deutschland zu überantworten. Ich freue mich auf dies Vorhaben, nicht so sehr wegen des Erfolgs, den ich wünsche, der aber doch problematischer Natur ist, sondern vielmehr deshalb, weil dieser Schritt es mir ermöglicht, Ihnen, mein Freund und Meister, eine Probe meiner Leistungen vorlegen zu können. Bisher haben Sie mein Streben nur auf dem sehr mittelbaren Wege der mündlichen Unterhaltung und der brieflichen Mitteilung beurteilen können. // Ihr unablässiges Wohlwollen ist mir allerdings ein mächtiger Sporn gewesen, in meiner Richtung zu beharren. Aber die Ermutigung, die von völlig sachkundiger Billigung herrührt, hat mir bisher gerade von demjenigen aus gefehlt, der in meinen Augen die größte Kompetenz dazu hat. Hieraus ersehen Sie hinlänglich, mit welcher Spannung ich an die Lösung meiner Aufgabe schreiten werde. Es wird mir hoffentlich gelingen, eine Ihrer Beachtung würdige Arbeit zu leisten.

Meine gegenwärtige Schrift hätte ich wohl weit früher fertig bekommen, wenn nicht der Trauerfall im Oktober vorgekommen wäre. Weil derselbe meine Frau so tief betrübte, habe ich mehrere Wochen bei ihr gewacht. Als sie außer Gefahr war und man den erlittenen Verlust ruhiger ermassen konnte, suchte ich denselben durch tüchtiges Arbeiten zu vergessen. Danach aber stellte sich bei mir eine so starke Erschöpfung ein, daß ich mehrere Wochen hindurch zu völliger Untätigkeit verdammt war. Als die Kräfte wiederkehrten, mußte das Versäumte am Schreibtisch rüstig eingeholt werden. Gleichwohl ging es auch da nicht ohne Unterbrechung ab, indem eine heftige Erkältung mich auf einige Zeit abermals der Arbeit entzog. Nun ist man wohl mit all derlei Ungemach über alle Berge, obgleich unser exemplarisch un-

freundliche[r] Frühling viel Kränklichkeit verbreitet. Seit mehr denn einem Monat ist aller Schnee verschwunden, seit über 10 Tagen sind unsere Häfen eisfrei, und dennoch ist erst seit heute das Fahrwasser vom Treibeis und Eisstauungen erledigt. Dabei haben wir also bisher nur einen Kalenderfrühling gehabt, wobei alle Vorsicht in der Bekleidung unerlässlich war. Obschon unmittelbar leiblich in den besten Umständen befindlich, habe ich doch bis zum völligen Abschluß meines Werkes noch ein recht lästiges Hindernis zu beseitigen, nämlich eine neue Wohnung zu beziehen, da das Haus // hier an einen neuen Eigentümer übergeht, der es zum eignen Bedarf gekauft. In der hiemit verknüpften Sorge um den Raum habe ich erst recht wieder gemerkt, wie albern die Transzendental-Philosophie ist, die denselben für eine bloße Anschauung erklärt. Man möchte beinahe annehmen, die betreffende Schrulle sei dem alten Herrn in Königsberg nur deshalb in den Kopf gekommen, weil er seiner Lebtage nie aus dem Nest gekommen, ja, vielleicht hat er gar allezeit nur in der nämlichen Wohnung gehaust. Kein Wunder dann, wenn ihm die Unrealität des Raumes so einleuchtend scheint wie dem vulgären Sinn die Bewegung der Sonne.

Gelesen habe ich diese Zeit über nur, was mit meinem Buch zunächst zu tun hatte. Wahrhaften Genuß schenkte mir Edg[ar] Quinets „La Révolution“, das ich für ein Geschichtswerk ersten Ranges halte. Strenger kann man nicht mit den Franzosen zu Gerichte gehen, aber auch nicht teilnehmender. Es steht der meisterhaften „Hist[oi]r[e] de Napoléon I.“ von P. Lanfrey würdig zur Seite. Besonders anziehend fand ich auch das vor etwa 3 Jahren erschienene „La France nouvelle“ von dem unglücklichen Prévost-Paradol, dessen tragisches Ende, meines Erachtens, vollständig aus jenem Buch zu erklären ist, indem selbiger von einem Konflikt zw[ischen] Deutschland und Frankreich für dieses das Schlimmste fürchtet. Mit dem Herzweh eines alten Propheten sucht er vor der drohenden Gefahr zu warnen, und doch mußte das düstere Geschick sich erfüllen.

Doch fort von diesen trüben Gebilden, da man dort weder ändern kann, noch fördernd eingzugreifen hat. Lassen Sie mich, bevor ich schließe, die Bitte aussprechen, daß Sie mich ja wissen lassen, ob Sie inzwischen haben mit der Feder tätig sein können?

– Mit vielen Grüßen an die lieben Ihrigen, auch von meiner Frau,
in steter treuer Anhänglichkeit, Ihr
W[ilhel]m Bolin

Briefe wie gewöhnlich, unfrankiert, via St. Petersburg, auf hier,

wo ich zumeist verweile. /

1213

An Herrn Markus

Sommer 1871

Verehrter Herr!

Wie leid tut es mir, Ihnen eine abschlägige Antwort geben zu müssen! Gestern erst habe ich Zeit gehabt, Ihres tüchtigen Sohnes Aufsatz durchzulesen, aber was gewinnt man bei so flüchtiger Durchsicht? Seit Juli vorigen Jahres bin ich ein Vergessener.

1214

Von Ottilie Assing

6. September 1871

Rochester, New York, den 6. September 1871

Geehrter Herr!

Herzlichen Dank für die letzten vier Photographien, welche mich glücklich erreichten, obgleich das Couvert unterwegs gänzlich aufgesprungen war und in Hamburg auf der Post wieder versiegelt wurde. Frederick Douglass läßt Ihnen sagen, daß Sie schwerlich je wärmere Freunde und Verehrer durch Ihr Bild erfreut haben, als Sie in uns finden. Leben Sie wohl!

Ihre ergebene

Ottilie Assing

1215

Von der Deutschen Schillerstiftung

20. Oktober 1871

/ Frau Dr. Feuerbach, Nürnberg
Rechenberg an der Sulzbacher Straße

Hochgeehrte Frau!

In ergebenster Erwidrerung eines Gesuchs, welches uns durch

Herrn E[nn]o Hektor (Sekretär am Germanischen Museum) zur Fortsetzung der Ihrem Herrn Gemahl bewilligten Pension zugeing, freuen wir uns, Ihnen mitteilen zu können, daß der Verwaltungsrat der D[eutschen] Schillerstiftung einstimmig beschlossen hat, die frühere Ehrengabe von 300 Tlr. für weitere drei Jahre (71/72, 72/73, 73/74) zu bewilligen. Mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sich bis dahin die Lebenslage des Bedachten in dauernder Weise bessern und seine Tätigkeit für die deutsche Literatur und Philosophie wiedererwecken möge, zeichnen wir

mit vorzüglicher Hochachtung

Der Vorort der D[eutschen] Sch[illerstiftung]

Weimar, 20. Okt[ober] 71 /

1216

An die Deutsche Schillerstiftung

29. Oktober 1871

/ Hochgeehrter Herr!

In Erwiderung Ihrer höchst freundlichen Zuschrift bitte ich zugleich Eure Hochwohlgeboren dem Verwaltungsrat meinen innigsten Dank auszusprechen für die wiederholte Gewährung der uns so wohlthätigen Schillerstiftung. Ihre Erwartung hinsichtlich der literarischen Tätigkeit meines Mannes muß [ich aber] gänzlich in Abrede stellen. // Es ist ein großer Schmerz für uns, seine geistige Tätigkeit so plötzlich und für immer zerstört zu sehen!

Hochachtungsvollst
Bertha Feuerbach
im Namen
des Dr.
Ludwig Feuerbach

Rechenberg, den 29. Okt[ober] 1871 /

1217

An Luigi Stefanoni

20. November 1871

Rechenberg, 20 novembre 1871

Signore,

Avendo letto in uno degli ultimi numeri del *Liberio Pensiero* l'articolo concernente il vostro progetto di fondare una *Società Universale di Razionalisti*, non posso astenermi di darvi la mia viva approvazione. Ben avete ragione di far questo tentativo, assai importante di formare una imponente falange contro la menzogna, l'ipocrisia e l'oscurantismo religioso, la cui distruzione furono anche lo scopo di tutta la mia vita. Vecchio e sofferente, sento ormai ch'io debbo cedere a forze più giovani l'opera dell'emancipazione del pensiero, ond'io vi prego, Signore, voi che siete uno dei più valenti e infaticabili campioni per la verità, di aggradire i miei voti sinceri per il felice successo del vostro eccellente progetto.

Aggradite, Signore, l'assicurazione delle mie stima

Luigi Feuerbach

[Rechenberg, 20. November 1871

Verehrter Herr!

Nachdem ich in einer der letzten Nummern des „*Liberio Pensiero*“ den Artikel über Ihren Plan der Gründung einer *Allgemeinen Gesellschaft der Rationalisten* gelesen habe, kann ich nicht umhin, Ihnen meine lebhafteste Zustimmung mitzuteilen. Sie haben vollkommen recht, diesen so wichtigen Versuch zu unternehmen, eine bedeutende Falange gegen die Lüge, die Heuchelei und den religiösen Obskurantismus zu bilden, deren Bekämpfung auch das Ziel meines ganzen Lebens war. Alt und leidend, fühle ich jetzt, daß ich das Werk der Emanzipation des Gedankens Jüngeren überlassen muß, und ich bitte Sie, verehrter Herr, der Sie einer der mutigsten und unermüdlichsten Streiter für die Wahrheit sind, meine aufrichtigen Wünsche für den Erfolg Ihres ausgezeichneten Vorhabens entgegenzunehmen. Empfangen Sie, verehrter Herr, die Versicherung meiner Hochachtung

Ludwig Feuerbach]

Von Leopold Kompert,

Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung

Nach dem 9. Dezember 1871

/ Wien, 9. Dezember 1871

Abschrift.

Lieber Dr. Kompert!

Vor [nun?]mehr 21 Jahren hörte ich als grüner Student in Heidelberg die Vorträge Ludwig Feuerbachs über Religionsphilosophie, dieselben, die später als 8. Band seiner gesammelten Schriften erschienen sind. Es war das eine jugendfrische Zeit; wir Heidelberger Studenten hatten Feuerbach von seiner väterlichen Besetzung in Bruckberg kommen lassen, und da er keine *venia legendi* für die Universität hatte, so gestattete ihm die Kommune, den Rathausaal zu seinen Vorträgen zu benützen.

Der Eindruck, den das tiefe, rückhalt- und rücksichtslose Denken Feuerbachs auf mich geübt hat, ist von nachhaltigem Einfluß geblieben für mein ganzes geistiges Leben. Mochte mein Beruf, mochte die praktische Richtung, meine wissenschaftliche Tätigkeit mich von ihm und von vielen Resultaten seiner Geistesarbeit trennen, jene streng induktive Methode des Denkens, die ich zu einem großen Teile von ihm gelernt habe, sie ist epochemachend geworden für meine ganze geistige Existenz. Ich werde nicht vergessen, was ich ihm hierin danke, ebensowenig als ich jene Stunden vergesse, in denen ich im persönlichen Verkehr mit ihm (auf Spaziergängen, an denen mein Cousin, der spätere Professor Carl Levita teilnahm) mit jugendlichem Enthusiasmus an seinen Lippen hing. /

/ Vor einigen Tagen las ich nun, daß er sich in materieller Notlage befinde, und während ich noch über den Weg nachsann, auf welchem ich ihm, etwa durch einen Kollegen in Nürnberg, ein kleines äußeres Zeichen meiner Teilnahme zukommen lassen könne, lese ich heute, daß die Schillerstiftung und demnach Sie selbst mit ihm in Rapport stehen.

Ich wähle demnach gewiß den natürlichsten und sichersten Weg, indem ich Ihnen beifolgend fl. 300. – mit der Bitte zusende, dieselben durch Ihre gütige Vermittlung an ihn gelangen zu lassen.

Da ich Grund habe anzunehmen, daß das Motiv dieses meines

Schrittes, die Dankbarkeit des ehemaligen Schülers, Feuerbach Freude machen könnte, daß dasselbe auch geeignet sei, jedes sonst naheliegende Bedenken auf seiner Seite gänzlich zu zerstreuen, so bin ich ganz damit einverstanden, wenn ihm gegenüber mein Name genannt wird.

D. Jaques /

1219

Von Karl Grün

16. Dezember 1871

Wien, den 16. Dezember 1871

Teurer Meister!

Es ist die traurige Kunde zu uns gedrungen, daß Sie, der uns so ritterlich von dem Lindwurm der schnöden Ichheit befreite, jetzt im Alter nicht diejenige Sympathie und Liebe finden, die Ihnen gebührt. Wir, in der Ostmark des deutschen Reiches wohnend, sind daher zusammengetreten, um Ihnen den Beweis zu liefern, daß unser Herz noch immer glüht für den stolzen fränkischen Denker, für den Philosophen des Herzens.

Es ist uns unvergessen, wie es dem ganzen deutschen Volke unvergessen sein sollte, daß Sie derjenige Kritiker sind, der dem Menschen niemals etwas genommen hat, ohne es ihm doppelt und dreifach wiederzugeben, dessen „Wesen des Christentums“ nur die Bereicherung des Menschen, dessen „Theogonie“ lediglich die Apotheose der Menschwerdung war.

Ich im besonderen bin stets des lieben Briefes eingedenk, den Sie mir einst nach Paris als Antwort auf „Göthe vom menschlichen Standpunkt“ schrieben und in welchem Sie mich freundschaftlich warnten, die Idee nicht für durchaus realisierbar zu halten.

Wenn ich es noch nicht geahnt hätte, würde ich es seitdem in seiner ganzen Wahrheit erfahren haben. Nein, die Idee ist tausend Tücken des „Unbewußten“ ausgesetzt; das Leben zersplittert und verkürzt sie, oft bis zur Unkenntlichkeit. Aber sie ist doch da, sie macht sich geltend, sie bleibt der Maßstab des Daseins, sie ist unsere Religion. Ihr dienen wir, für sie dulden wir, wir lassen nicht von ihr.

Wenn es mir gelingen sollte, Sie, den allzeit Bedürfnislosen, durch diese Zeilen ein wenig aufzurichten, wenn diese Kundge-

bung aus der Ferne Ihr Herz wohlthätig anmutet, glauben Sie mir, teurer Meister, lange würde ich kein Weihnachtsfest begangen haben, das ich dem heurigen gleichschätzte.

Geruhen Sie vorläufig diese Sendung als Ehrengabe zum Christfeste von Ihren Anhängern und Verehrern in Empfang zu nehmen. Es steht mir dann noch die Freude bevor, Ihnen den Abschluß unserer Rechnung zu unterbreiten.

Herzliche Grüße von uns allen, die wärmsten aber von Ihrem beständig getreuen und dankbaren Schüler, der sich mit Stolz nennt Ihren durchaus ergebenen

Karl Grün

1220

Von Edouard Vaillant

31. Dezember 1871

/ Londres, 31 décembre 1871

Cher citoyen,

Combien je me sens coupable envers vous de ne pas vous avoir encore écrit depuis que j'ai trouvé en Angleterre la sécurité et la tristesse de l'exil. Mais j'en ai été empêché par tant de petites choses et d'ennuis que je ne voudrais pas fatiguer votre attention en vous les racontant. Je compte d'ailleurs sur votre indulgente bonté pour m'excuser. Je l'espère du moins, car toute parole de blame de vous pour qui j'ai tant d'affection et d'estime me serait bien pénible. Et d'ailleurs je suis puni déjà, car mon silence m'a condamné à ne pas recevoir de vos nouvelles. Et je suis avide d'en recevoir, de savoir comment vous vous portez, comment Madame et Mademoiselle Feuerbach se portent. Je suis aussi bien désireux de savoir quelles ont été vos impressions pendant la guerre, puis pendant la durée et la chute de la Commune. Enfin veuillez me montrer que vous ne n'en avez pas voulu de mon silence involontaire en me traitant toujours en ami, en me parlant de vous de tout ce qui vous intéresse, de vos projets, de vos travaux.

Pour ce qui est de moi, j'ai bien peu à vous dire, je me suis installé ici avec mon excellente mère qui de toute ma famille est la seule qui soit restée avec moi. Nous sommes entourés de quelques amis réfugiés comme nous. Mais les divisions de la

proscription et mille ennuis de toute sorte nous rendent cet exil bien plus amer que nous ne le croyions.

Je ne vous ai encore rien envoyé de ce qui a paru sur la // Commune parce que tout ce qui a paru jusqu'à ce jour est sans valeur et a été publié sans l'aveu de la plupart d'entre nous qui croyons que tant qu'il y aura sur les pontons des gens encore à juger, nous n'avons pas le droit, nous qui sommes à l'abri, de les compromettre par nos paroles. Nous pensons que jusqu'à nouvel ordre nous devons observer le silence. Le seul livre de valeur publié est celui de Lissagaray sur la bataille de mai, paru il y a un mois, mais si la seconde édition annoncée et où quelques inexactitudes importantes doivent être rectifiées ne paraissait pas d'ici quelques jours je vous enverrais la 1ère.

J'espère recevoir bientôt de vos nouvelles et souhaite qu'elles soient aussi bonnes que je le désire. En attendant veuillez recevoir ainsi que M^{me} et M^{lle} Feuerbach avec mes vœux sincères pour l'année qui commence, l'assurance de la respectueuse affection de votre tout dévoué

Ed. Vaillant

Ed. Vaillant (ou V. Edward.) 95, Islip street, Kentish Town, N.W., London /

[London, 31. Dezember 1871]

Lieber Bürger!

Wie fühle ich mich Ihnen gegenüber schuldig, daß ich Ihnen noch nicht geschrieben habe, seit ich in England die Sicherheit und die Traurigkeit des Exils gefunden habe. Aber ich bin daran durch so viele kleine Angelegenheiten und Verdrießlichkeiten gehindert worden, daß ich nicht Ihre Aufmerksamkeit ermüden möchte, indem ich sie Ihnen erzähle. Ich rechne übrigens mit Ihrer nachsichtigen Güte, um mich zu entschuldigen. Ich hoffe es wenigstens, denn jedes Wort des Tadels von Ihnen, für den ich so viel Liebe und Achtung empfinde, wäre mir eine Strafe. Und übrigens bin ich schon bestraft, denn mein Schweigen hat mich dazu verurteilt, keine Nachrichten mehr von Ihnen zu empfangen. Und ich bin begierig, welche zu haben, zu wissen, wie Sie sich fühlen, wie es Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Fräulein Tochter geht. Ich wünsche auch sehr zu wissen, welche Eindrücke Sie während des Krieges hatten, dann auch während der Dauer und des Falls der Kommune. Schließlich wollen Sie mir bitte auch zeigen, daß Sie mir nicht böse sind wegen meines unfreiwilligen Schweigens, indem Sie mich immer noch als Freund behandeln

und mir von Ihnen alles berichten, was Sie interessiert, von Ihren Plänen, Ihren Arbeiten.

Was mich angeht, so habe ich Ihnen sehr wenig zu sagen, ich habe mich hier mit meiner vortrefflichen Mutter eingerichtet, die von meiner ganzen Familie die einzige ist, die bei mir geblieben ist. Mit uns sind einige Freunde, die, gleich uns, geflüchtet sind. Jedoch die Uneinigkeiten der Verbannung und tausend Verdrießlichkeiten aller Art machen uns dieses Exil bitterer, als wir je geglaubt hätten.

Von dem, was bisher über die Kommune erschien, habe ich Ihnen noch nichts geschickt, denn alles bisher Erschienene ist wertlos und geschrieben, ohne daß die meisten von uns sich äußern konnten, und wir glauben, daß, solange in den Gefängnisschiffen noch Menschen auf ihre Verurteilung warten, wir, die wir in Sicherheit sind, nicht das Recht haben, sie durch unsere Worte zu kompromittieren. Wir meinen, daß wir bis auf weiteres Stillschweigen bewahren sollten. Das einzige veröffentlichte Buch von Wert ist das von Lissagaray über die Maischlacht, das vor einem Monat erschienen ist, wenn jedoch die zweite Auflage, die angekündigt ist und in der einige wichtige Ungenauigkeiten berichtigt werden müssen, nicht in einigen Tagen erscheint, werde ich Ihnen die erste schicken.

Ich hoffe, bald von Ihnen Nachricht zu empfangen und hoffe, Sie sind so gut mir, wie ich es mir wünsche. Indessen wollen Sie, ebenso wie Ihre Frau Gemahlin und Ihr Fräulein Tochter mit meinen aufrichtigen Wünschen für das kommende Jahre die Versicherung der respektvollen Zuneigung empfangen
von Ihrem ganz ergebenen

Ed. Vaillant

Ed. Vaillant (oder V. Edwards), 95, Islip street, Kentish Town, N.W., London]

1221

An Luigi Stefanoni

[Ende 1871]

Egregio Signor Stefanoni,
Sono lieto di udire che la vostra traduzione del mio libro *Trenta lezioni sull'essenza della religione*, è oramai condotta al suo

termine e fra breve vedrà la luce. Mercè vostra quel mio scitto sarà dunque presentato agli Italiani, ai quali per vostro mezzo vorrei pur dire, che fino dall'anno 1848 io esponeva quelle mie idee al popolo tedesco, nell'epoca stessa in cui, sulle rovine della santa alleanza e del legittimismo, la maggior parte dei popoli d'Europa salutava l'aurora di un politico risorgimento.

Ventitre anni or sono ormai scorsi e le mie idee d'allora sono le mie più care convinzioni d'adesso. Allora io diceva, come oggi ripeto, che la libertà politica, quando va congiunta colla schiavitù religiosa, non è libertà vera, chè anzi l'emancipazione dell'intelletto da ogni qualsiasi domma religioso è una delle condizioni essenziali della libertà. E invero, qual valore può avere una libertà politica nella quale l'individuo resta schiavo dei pregiudizi religiosi? Può egli mai essere uno Stato veramente libero, quello nel quale i cittadini sono liberi politicamente, ma nel campo della filosofia soggiacciono alle influenze deleterie dell'autorità religiosa? E la stessa libertà politica a che mai può giovare, ov'ella era artificialmente ristretta agli angusti limiti delle leggi di polizia e di dogana, dei rapporti commerciali e delle tariffe finanziarie, e non s'applichi poi al pensiero, al principio ispiratore di tutte le umane azioni, da cui discendono tutte le regole dell'umanità?

So bene che alcuni dicono, che la religione al di d'oggi non ha una grande influenza sulla vita privata. Questo in parte può esser vero per gli uomini istruiti, vale a dire per quelli che son già naturalmente increduli; ma questo è anche colpa e non scusa, poichè se la religione è inutile, chi non ci crede eppur la conserva, commette una immoralissima contraddizione; e se vuol-si ch'ella sia necessaria sol per gli ignoranti, meglio giova che sia immediatamente sostituita dall'istruzione obbligatoria.

E gl'Italiani, i quali per causa di religione hanno indubbiamente sofferto quanto, e più, d'ogni altro popolo, devono pur anche più d'ogni altro conoscere quanto importi nella vita politica di una nazione l'emancipazione della coscienza dall'oscurantismo religioso.

Gran ventura è per gl'Italiani e pei popoli cattolici in generale, che l'Italia abbia finalmente riacquistata la sua capitale, quella città che già fu maestra di civiltà al mondo, poi fautrice d'ignoranza sotto i papi, e che finalmente riaprirà ora una terza era di libertà. E noi Tedeschi, che in nome del libero esame fummo i primi ad emanciparci dall'unità cattolica ed a protestare contro la Roma dei papi, noi certamente saremo i primi anche ad applaudire

questa nuova era di emancipazione che essa inizia, i primi a congratularci per la sua riacquistata grandezza.

Mi giova dire però, che affinché questa grandezza sia un fatto, non basta, no, che Roma sia proclamata capitale e fatta centro del potere politico; bisogna ancora ch'ella, fatta vindice della libertà, irraggi d'ogni intorno la luce del Vero, metta in fuga le sante tenebre del cattolicismo e i gufi che riparano nella sua ombra. Ed ecco perchè opportunissima sopra ogni altra mi parve la guerra ad oltranza che Garibaldi ha dichiarato al prete, eterno nemico del progresso! Gli esempi dei tempi scorsi e quelli ancora che ne offre la Francia in questi giorni, sono ben tali, io spero, da indurre gli Italiani a meditare seriamente sull'indole di questa sorda lotta, che il clero muove contro la civiltà, della quale Garibaldi ha ben compresi i pericoli e l'importanza.

Quanto alle opposizioni, alle accuse e un po'anche alle calunnie che, come ho udito, trova in Italia la vostra propaganda della filosofia materialista, che alcuni chiamano *filosofia tedesca*, sol per discreditarla siccome *straniera*, mi pare che muovano da un malinteso fondato sulla ignoranza della nostra filosofia. Per conto mio dirò, che il mio principio fu sempre ed è ancora l'*umanismo*, e coloro che, d'accòrdo con me, hanno proclamata nelle scienze naturali la tendenza realista, sostanzialmente affermano la stessa cosa. Ben lungi di fare dei nostri principii una vana questione di tradizioni nazionali, noi anzi ci sentiamo solidali con tutti gli uomini che in vari tempi e fra differenti popoli hanno aspirato a scoprire la verità della natura colla sola scorta della loro ragione. Laonde l'interesse che dimostrano gl'Italiani per la dottrina umanitaria, è un nuovo vincolo di simpatia tra l'Italia e la Germania.

In verità, caro signore, non oso credere che il rimprovero ora accennato vi sia fatto da molti e sul serio; ma da ogni modo, a coloro che vi accusano per avere diffuso con nobile zelo nella vostra patria i comani principii, ben porteste rispondere che questa filosofia che essi falsamente si ostinano a dir „tedesca“ non è un prodotto speciale della Germania. Stantechè la dottrina dell'umanismo è il risultato del lavoro collettivo dell'umanità, a produrre il quale ogni popolo civile deve andare glorioso di avere avuta la sua parte.

Aggradite, caro Signore, i sentimenti di stima e considerazione, del

Vostro dev. o
L. Feuerbach

[Verehrter Herr Stefanoni!

Ich freue mich zu hören, daß Ihre Übersetzung meines Buches „Dreißig Vorlesungen über das Wesen der Religion“ nunmehr zu Ende geführt ist und binnen kurzem erscheinen wird. Dank Ihnen wird diese meine Schrift also den Italienern nahegebracht werden, denen ich durch Sie sagen möchte, daß ich schon seit dem Jahre 1848 diese meine Ideen dem deutschen Volke auseinandergesetzt habe, in der Zeit also, da die Mehrzahl der europäischen Völker auf den Trümmern der Heiligen Allianz und des Legitimus die Morgenröte einer politischen Wiedergeburt begrüßte.

Dreiundzwanzig Jahre sind seitdem verflossen, und meine damaligen Ideen sind mir noch heute teuerste Überzeugung. Damals sagte ich, wie ich heute wiederhole, daß politische Freiheit, wenn sie mit religiöser Sklaverei einhergeht, keine echte Freiheit ist, ja, daß die Befreiung des Verstandes von jedweden religiösem Dogma eine der Grundvoraussetzungen für die Freiheit ist. Und wahrlich, welchen Wert kann eine politische Freiheit haben, bei der das Individuum Sklave religiöser Vorbehalte bleibt? Kann der ein wirklich freier Staat sein, in dem die Bürger zwar politisch frei sind, auf dem Gebiete der Philosophie aber den verderblichen Einflüssen der religiösen Autorität unterliegen? Und was nützt überhaupt die politische Freiheit, wenn sie künstlich in die engen Grenzen der Polizei- und Zollgesetze, der Handelsbeziehungen und Finanztarife gezwängt und nicht auf das Denken angewandt wird, das geistige Prinzip allen menschlichen Handelns, von dem sich alle Regeln der Menschheit ableiten?

Ich weiß wohl, daß manche sagen, die Religion habe heutigentags keinen großen Einfluß auf das Privatleben. Das kann zum Teil auf gebildete Menschen zutreffen, das heißt auf diejenigen, die von Natur aus schon ungläubig sind; aber das ist auch eine Schuld und keine Entschuldigung, denn wenn die Religion unnütz ist, begibt sich derjenige, der nicht daran glaubt, aber dennoch daran festhält, in einen höchst unmoralischen Widerspruch; und wenn sie nur für die Ungebildeten notwendig sein soll, dann ist es nützlicher, sie gleich durch die Pflicht zur Bildung zu ersetzen.

Und die Italiener, die um der Religion willen zweifellos ebenso sehr, wenn nicht mehr als alle anderen Völker gelitten haben, müssen auch mehr als alle anderen erkennen, wie wichtig im politischen Leben einer Nation die Befreiung des Bewußtseins von religiösem Obskurantismus ist.

Ein großes Glück ist es für die Italiener und die katholischen Völker im allgemeinen, daß Italien endlich seine Hauptstadt

zurückgewonnen hat, jene Stadt, die die Welt bereits Kultur gelehrt und dann unter der Herrschaft der Päpste die Unwissenheit beschützt hat und jetzt endlich ein drittes Zeitalter der Freiheit eröffnen wird. Und wir Deutschen, die wir uns aus freier Erwägung heraus als erste von der katholischen Einheit losgesagt und gegen das päpstliche Rom protestiert haben, werden bestimmt auch die ersten sein, die diese neue Zeit der Befreiung, die es einleitet, mit Beifall begrüßen, die ersten, die es zu seiner wiedergewonnenen Größe beglückwünschen werden.

Ich halte es aber für angezeigt zu bemerken, daß es, damit diese Größe Wirklichkeit wird, keineswegs genügt, daß Rom zur Hauptstadt erklärt und zum Zentrum der politischen Macht erhoben wird; es muß noch, nachdem es die Freiheit gerächt hat, das Licht der Wahrheit ringsumher erstrahlen lassen, das heilige Dunkel des Katholizismus und die Eulen, die in seinem Schatten Zuflucht suchen, verjagen. Deshalb fand ich den Krieg bis zum letzten Blutstropfen, den Garibaldi den Pfaffen, den ewigen Feinden des Fortschritts, erklärt hat, gerechtfertigter als jeden anderen! Die Beispiele der vergangenen Zeit und die, die Frankreich in diesen Tagen liefert, sind, so hoffe ich, dazu angetan, die Italiener zum ernsthaften Nachdenken über das Wesen dieses stillen Kampfes zu bewegen, den der Klerus gegen die Zivilisation führt und dessen Gefährlichkeit und Bedeutung Garibaldi sehr wohl erkannt hat.

Was die Widerstände, Anschuldigungen und ein wenig auch die Verleumdungen angeht, auf die, wie ich gehört habe, Ihre Verbreitung der materialistischen Philosophie in Italien stößt, die manche *deutsche Philosophie* nennen, nur um sie – da *fremdländisch* in Verruf zu bringen, so scheinen sie mir von einem Mißverständnis herzurühren, das auf Unkenntnis unserer Philosophie beruht. Meinerseits möchte ich sagen, daß mein Prinzip immer der *Humanismus* war und ist, und diejenigen, die in Übereinstimmung mit mir in den Naturwissenschaften die realistische Richtung verkündet haben, behaupten im wesentlichen das gleiche. Weit entfernt davon, aus unseren Prinzipien lediglich eine eitle Angelegenheit nationaler Traditionen zu machen, fühlen wir uns vielmehr all den Menschen verbunden, die zu verschiedenen Zeiten und unter unterschiedlichen Völkern danach gestrebt haben, die Wahrheit der Natur allein mit Hilfe ihrer Vernunft zu entdecken. Deshalb ist das Interesse, das die Italiener der humanitären Lehre entgegenbringen, ein weiteres Band der Sympathie zwischen Italien und Deutschland.

In Wahrheit, werter Herr, vermag ich nicht zu glauben, daß der eben angeführte Vorwurf von vielen ernsthaft vorgebracht wird; auf jeden Fall können Sie aber denen, die Sie beschuldigen, in Ihrem Vaterlande mit edlem Eifer die gemeinsamen Prinzipien verbreitet zu haben, entgegenen, daß diese Philosophie, die sie fälschlicherweise hartnäckig „deutsch“ nennen, kein spezielles deutsches Erzeugnis ist, da die Lehre des Humanismus das Ergebnis der gemeinschaftlichen Arbeit der Menschheit ist, woran mitgewirkt zu haben, jedem zivilisierten Volk zum Ruhme gereicht.

Seien Sie versichert der Gefühle der Hochachtung und Wertschätzung

Ihres ergebenen
L. FEUERBACH]

[Aus: Il libero pensiero
(Milano - Parma) 7.3.1872]

1872

1222

Bertha Feuerbach an Konrad Deubler

24. Januar 1872

Rechenberg, den 24. Januar 1872

Lieber Herr Deubler!

[...] Mit meinem Manne geht es leidlich, aber traurig ist sein Lebensabend, da er durch die gänzliche Lähmung seiner geistigen Organe aller Beschäftigung beraubt ist. Ja, wäre er nur etwas körperlich gesunder, diesen Sommer müße er sich Stärkung in Ihren prächtigen Bergen holen; allein an eine so weite Reise ist bei seinen krankhaften Zuständen nicht mehr zu denken. Es würde eine große Freude für ihn sein, Sie wiederzusehen; denn keinen Freund liebt und schätzt er so sehr als Sie. Machen Sie ihm wenigstens jetzt die Freude eines Briefes, ich bitte sehr darum.

Mit unveränderter Freundschaft

Bertha Feuerbach

1223

Von La Libre Pensée, Brüssel

12. Juli 1872

/ Bruxelles, 12. Juillet 1872

Mademoiselle,

La Libre Pensée de Bruxelles a voulez se joindre aux libres-penseurs allemands que ont entrepris d'offrir au philosophe Feuerbach un hommage des leur sympathie et de leur reconnaissance. Nous avons essayé, dans la mesure de nos forces, de payer notre dette des solidarité envers celui qui a ressu tant de services à la cause du libre examen. Une souscription a été ouverte par nos soins et nous nous empressons de vous en envoyer le produit en une traite.

Nous vous prions, Mademoiselle, représenter à votre illustre frère, le témoignage de notre inaltérable dévouement.

Piecevez Mademoiselle, l'assurande notre profond respect.

Le Secrétaire:
B. Poutre

Le Président:
Emile Terac

[Zur Information:

Der Brief ist an Mad^{elle} El. Feuerbach gerichtet, in der Annahme, daß Feuerbach mit seiner Schwester zusammenlebt.]

[Brüssel, 12. Juli 1872

Sehr geehrtes Fräulein,

La Libre Pensée wollte sich den deutschen Freidenkern anschließen, die es unternommen haben, dem Philosophen Feuerbach eine Ehrerbietung ihrer Sympathie und ihrer Anerkennung anzubieten. Wir haben nach Maßgabe unserer Kräfte versucht, unsere Schuld an Solidarität gegenüber jenem zu begleichen, der so viele Dienste an der Sache der freien Forschung geleistet hat. Eine Spendenaktion ist durch unsere Bemühungen begonnen worden und wir bemühen uns, Ihnen den Ertrag in einem Zug zu schicken.

Wir bitten Sie, geehrtes Fräulein, das Zeugnis unserer unveränderlichen Ergebenheit Ihrem erlauchten Vater zu überreichen.

Nehmen Sie die Zusicherung unseres tiefen Respektes an.

Der Sekretär:
B. Poutre

Der Präsident:
Emile Terac

An Fräulein El[eonore] Feuerbach, zu Rechenberg, bei Nürnberg. Bayern]

1224

Karl Dörflinger an Bertha und Leonore Feuerbach

22. September 1872

/ Milwaukee, Wisconsin, d[en] 22. Sep[ember] 1872
Hochverehrte Damen!

Als der elektrische Funke die Nachricht brachte, daß der überzeugungsmutige und überzeugungstreue Kämpfer für die geistige Befreiung der Menschheit, Ludwig Feuerbach, aus den Reihen der Lebenden geschieden, da erinnerte sich jeder Freidenker von

neuem und lebhafter der großen Verdienste, welche sich der Betrauerte um die Entnachtung des menschlichen Geistes erworben hat. Wo sich freie Menschen begegneten, wurde sein Name mit Bedauern über sein Hinscheiden genannt, und in der heutigen Versammlung der Freien Gemeinde fanden die Gefühle, welche man gegen den Edlen hegt, dadurch einen passenden Ausdruck, daß die Versammelten folgende // Beschlüsse feierlichst annahmen:

„Nachdem wir die schmerzliche Kunde vom Ableben Ludwig Feuerbachs durch die Tagesblätter erfahren, drücken wir durch allgemeines Erheben von unsern Sitzen das tiefste Betrübnis aus über den Verlust dieses Geisteshelden, der so sehr für unsere Bestrebungen gewirkt und gekämpft hat.

Der Sekretär der Gemeinde sei hiemit aufgefordert, unsere Beileids-Bezeugung der Familie Feuerbach mitzuteilen.

Die Tagesblätter seien freundlichst ersucht, von diesen Beschlüssen Notiz zu nehmen.“

Ich entledge mich hiermit meines ehrenden Auftrags und verbleibe, indem ich Ihnen, verehrte Damen, noch persönlich meine innige Teilnahme kundgebe, mit der Versicherung ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr ganz ergebener
Karl Dörflinger. /

1225

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

28. September 1872

/ Rechenberg, den 28. September 72

Teure Freundin!

„Nicht durch Tränen will der große Tote gefeiert sein; Tränen mögen fließen für kleinere Leiden.“ So schrieb mir Kapp, jetziger Hofrat in Heidelberg, als mein teurer Vater im Jahr [18]21 in Bruckberg starb. Ich schreibe diese Worte im Jahr [18]72 beim Tode unsres teuren Entschlafenen. O, könnte ich Dir doch alles erzählen, um nicht schreiben zu müssen, was ja die Feder nicht würdig zu geben vermag. Von seinem früheren Zustand habe ich

Dir ja geschrieben, dieser blieb sich gleich, wenn auch nach und nach eine Abnahme seiner Kräfte wie Abnahme seines Appetites zu bemerken war. // Seit Mitte Juli war er auch wieder außer Bett, feierte seinen Geburtstag im Zusammensein mit seinem [Bruder] Fritz und [seiner] Tante Leonore. So blieb sein Zustand bis zum 4. dieses Monats. Schwache Symptome eines Katarrh[s] stellten sich ein, der Arzt erklärte es für Lungenkatarrh und fand es gleich anfangs sehr bedenklich. Schmerzen hatte er wohl nicht, aber schweres Atmen hat ihm manche Qual zugezogen, indessen hatte es nicht den Höhepunkt erreicht. Am Donnerstag, dem 12., schlief er ruhig ein und schlummerte, ohne die leiseste Bewegung seines Körpers, bis Freitag früh 1/2 6 Uhr. Eine krampfartige Bewegung war das Ende seines uns so teuren Lebens. Ich glaube nicht, daß je ein Mensch so ruhig dahingeschlummert ist als er. Wir hatten eine wundervolle Mond[-] und Sternen-Nacht, das Fenster war die ganze Nacht geöffnet, abwechselnd // saßen ich und Lorch an seinem Bette, unsre Hände in die seinige legend. Das Aufhören dieses teuren Lebens war ein heiliger, ein schmerzlicher Moment. Aber hättest Du anwesend sein können, den Freund in seinem Todesschlummer zu sehen. Unverstellt erhielten seine Züge einen Ausdruck, der wundervoll, ja göttlich war. – Das Bild war ganz der Spiegel seines innersten, edelsten Wesens. Dieser Ernst in seinen Zügen, der so oft mit Wehmut mich erfüllte, blieb ihm ganz eigen. Wir konnten uns nicht trennen, ach, und mußten es doch! Aber die Sehnsucht, dieses Bild noch einmal zu schauen, verläßt uns nicht. Wie Du ihn als Freund geliebt, wie Du sein ganzes edles Wesen klar erfaßt, wie viel mehr Wert hat dies jetzt für uns als früher. Fester und fester schlingt sich das Band zwischen uns, und die // Sehnsucht, Dich zu sehen und über den teuren Dahingegangenen unsere gemeinsamen Gedanken auszutauschen, wird dringlicher, ja sogar meinen inneren Empfindungen nach, notwendig. Vielleicht ermöglicht es der nächste Sommer, wo wir um jeden Preis auf längere Zeit von hier wegmüssen. Wir bedürfen beide der Erholung. Der Winter mit seinen schauerlichen Tagen, die Gedanken auf den verschwundenen Gegenstand gerichtet, wird traurig an uns vorübergehen. Die Zeit heilt wohl, aber sie heilt langsam. Deinem Wunsche, einen Kranz auf Ludwigs Sarg zu legen, dazu kam leider Dein Brief zu spät. Das Epigramm wurde eingerückt und hat in unseren engeren Kreisen außerordentlich gefallen. Es ist mir, als hätte der Tote segnend seine Hand über unsre Freundschaft gelegt. So ganz anders ist das Gefühl, das mich jetzt zu Dir zieht. Und somit bin ich Deine

B[ertha] F[euerbach].

Lorchen grüßt herzlich, auch ihr ist es dringender Wunsch,
Dich zu sehen. Dein Mann als meines Mannes Freund weist ihr d[ie]
Hand.

I. 2. Briefwechsel von und an Bertha und Leonore Feuerbach

Leonore Feuerbach an Leonore Feuerbach

11. September 1844

/ Bruckberg den 11. Sept[ember] 1844

Meine gute Tante Leonore!

Für das schöne Geburtstagsgeschenk danke ich dir herzlich, keine größere Freude hättest Du mir machen können als mit diesem Schreibtisch, der mir auch in späteren Jahren noch so nützlich sein wird. Ein allgemeines Freudengeschrei erhob sich, als das Geschenk ankam. Auch der lieben Großmama danke ich recht herzlich für das Geldstück, es ist schon in meiner Sparkasse aufbewahrt. Wie gerne möchte ich Euch doch einmal wiedersehen! An meinem Geburtstag war ich recht vergnügt, ich konnte diesen Tag kaum erwarten, und erwachte früher als gewöhnlich. Ich habe mancherlei Geschenke erhalten; von der Mama ein P[aar] Schuhe, ein Kleid, von einem alten für mich hergerichtet und ein hübsches Halstüchlein. Von Papa ein Geischen, dann eine Decke von Erneste ihren Kinderjahren herstammend, und noch vielerlei andere Kleinigkeiten. Nachmittag wurde // in der [...] Kaffee gekocht, es war ein herrlicher Tag, wenn Du auch dabei hättest sein können, ich glaubte gewiß, Du würdest kommen, denn meine erste Frage, als ich an meinem Geburtstag erwachte, war: kommt heute meine T[ante] L[eonore]? Am Sonntag darauf war unsre Kirchweih, und Emilie war unser lieber Gast. Meine Mama hatte Fr. D. Heidenreich eingeladen, und diese brachte sie uns mit. Ich ging früh mit meinem Papa entgegen, da es wieder ein recht schöner Tag war, so waren wir meistens im Freien, und Emilie war sehr vergnügt. Nächste Woche will mein lieber Papa nach Leipzig, da wird es mir wieder recht [...] tun, denn ich gehe gar gerne mit ihm spazieren, auch besuche ich ihn recht oft in seiner Studierstube. Mein Schwesterchen wird jetzt // so nett, daß sie die Freude aller ist, die sie sehen. Wir beide sind nun wieder ganz gesund. Wenn der Winter kommt, soll ich auch manchmal etwas lernen, jetzt, da es so schön ist, springe ich noch gern herum, und schlafe dann des Nachts ganz köstlich. Grüße die Großmama und T[ante] Elise recht herzlich, so wie mir auch meine Mama und Papa die herzlichsten Grüße aufträgt. Ich will gewiß recht brav werden, recht lernen, wenn es einmal ernstlich

angeht, damit ich dir auch Freude mache, da Du mir schon so viele bereitet hast. Lebe nun recht wohl, mein einziger Wunsch wäre, Dich bald sehen zu können, liebe Tante Leonore! Ich werde immer sein und bleiben Deine

Dich innigstliebende Nichte
Leonore Feuerbach /

2

Bertha Feuerbach an Leonore Feuerbach

o.J. [Aufschrift: ca. 1850]

/ den 2t[en] Weihnachtsfeiertag

Teure Leonore!

Soeben bin ich mit meinen Wirtschaftsgeschäften fertig geworden, und sitze geputzt, wie man es auf dem Lande braucht, auf meinem Kanapee. Heute ist es still um mich, nur Lud[wig] sitzt in der Nebestube und liest, da er wegen der ungewöhnlichen Kälte auf seiner Stube nicht aushalten kann. Ich schreibe, um Dir recht herzlich zu danken, für das hübsche Kleid, das Du Lorchen geschickt, und zugleich auch zu danken für den Kragen, der so modern und schön ist, daß ich ihn deshalb wohl so bald nicht werde benützen können. Ihr habt abermals mein Verbot überschritten, und ich sehe nun wohl, daß an Euch Hopfen und Malz verloren ist und // ich meine Worte vergebens nun seit mehr[er]en Jahren an Euch verschwende. Der Weihnachtsabend ging gottlob ungestört vorüber. Die Bescherung nahm sich aber in unsrer großen Stube nicht so hübsch aus, die wenigen Geschenke verschwanden mehr, denn ich habe es so sparsam als möglich eingerichtet, auch die Beleuchtung hätte gegen voriges Jahr, wo ich noch die kleine Stube hatte, brillanter sein dürfen. Lorchen in ihrer Freude und Erwartung entging dies alles. Ihr Auge war auf ihre Braut gerichtet, deren Anblick sie aber auch ganz entzückte. Sie war ganz weiß mit Spitzengrund, einem Schleier und Kränzchen im Haar angekleidet. Erneste ist dies vollkommen gelungen. Gestern Nachmittag wurde nun die Hochzeit gefeiert. Elise und Anselm, die auch mit ihren Bräuten erschienen, die kleine Bertha und Kirschners [...], waren dazu eingeladen. Mit Chokolade, Obst und Lebkuchen wurden die Gäste bewirtet. Sidonie spielte

Klavier und die Kinder tanzten mit herzlicher // Freude dazu. Diesen Nachmittag wird nun bei Elise Hochzeit gefeiert, darum ist es so still bei mir. Bin ich mit diesen Zeilen fertig, will ich mich ein wenig umsehen, und Teil an der kindlichen Freude nehmen.

Es ist die einzige Stelle, wo ich mich ein bißchen erheitern und zerstreuen kann. Ihren ahnungslosen Seelen ist die Wirklichkeit noch dicht verschleiert, und eben diese sorglose Unschuld tut dem Schwergeprüften wohl, es ist noch ein Stück Poesie des Lebens.

Du wirst hoffentlich wohl gewesen sein, liebe Leonore, kaum wirst du es gewagt haben, aus dem Hause zu gehen, wenn bei Euch die Kälte so unerhört ist als bei uns, wo alle Brunnen eingefroren sind, und Leute, die gestern ausgegangen waren, ihre Ohren erfroren haben. Ludwig, der auch einen Spaziergang nach Kleinhaslach machte, ist noch glücklich davongekommen. Lorchen hat ihre Spaziergänge auch eingestellt, wir // sind noch dazu ängstlich, seit ihrem letzten heftigen Anfall. Lorchen ist zwar noch ein rechter Spielratz, aber sie sucht doch immer wieder die ernstesten Beschäftigungen auf, die beiden Feiertage, Vormittag wenigstens, hat sie viel Klavier gespielt und gelesen. Die Werktage ist ohnedies das Puppenspielen ganz verbannt. Wenn sie nur bald ihr Album bekäme, ich hoffte immer, Stromers würden ihr damit ein Weihnachtsgeschenk machen. Was habt Ihr wohl diesmal von Heidelberg bekommen? Und was habt Ihr gegenseitig für eine Überraschung Euch [?] bereitet? Alles dies wird E[lise] so gut sein mir zu schreiben, wenn es Dich anstrengen sollte. Ich hoffe aber, es geht Dir gut. Nimm noch zum Schluß unsre herzlichen Wünsche für das neu-antretende Jahr. Die Gewährung unsrer Wünsche steht indessen nicht in unsrer Macht. Nur über eines sind wir Herr und Meister, und so glaube ich behaupten zu können, daß wir heute, so im nächsten Jahr, wir uns angehören werden und daß es so bleiben wird für immerdar.

Lebe wohl! Bleibe gesund, dieser Wunsch begleitet alle meine Gedanken an Dich! D[eine] B[ertha] /

Conrad Beyer an Leonore Feuerbach

2. Februar 1856

/ Betzenstein, 2. 2. [18]56

Teure Freundin! L[eonore]!

Lange wäre es Pflicht gewesen, Eure liebevollen, mir so überaus lieben Zeilen zu beantworten. Daß es nicht geschah, davon suche diesmal den Grund ja nicht in meiner fast notorischen Saumseligkeit, sondern in dem Umstande, daß ich nicht eher ein Lebenszeichen von mir geben wollte, als bis ich bis über die Ohren in meinem Butzenstall [?] eingewohnt wäre und bis ich mir die Möglichkeit eines Späßes verschafft haben würde, den ich durch beifolgende Nettigkeiten, Artig- und Süßigkeiten zu machen beabsichtigte. Leider hat mir die Buchhandlung bis dato das verlangte Lexikon nicht gesendet, weil es vergriffen war; ich glaube auch nicht, daß ich es so schnell erhalten werde, als ich es wünschen haben würde; und da es dann auch nicht gebunden wäre, so nehme ich nicht den geringsten Anstand, Dir das meine zum Geschenk anzubieten. Nimm es mit denselben Gesinnungen auf und an, als diejenigen sind, die die Veranlassung des // Gebens begründeten. Ein Zuckerstückchen habe ich überdies meiner süßen Freundin Lore beigelegt und hoffe, Du werdest mir wieder gut werden und vergessen, daß ich Dich so unartig mit meinem Ringe gedrückt habe. Nicht wahr, Du tust das? Immer noch weilt mein Geist bei Euch und immer neu und freudig durchwühlt der Gedanke –, Euch bald wieder – N[ota]b[ene] die Reihe des Besuchs ist an Euch und bloß diese Tour meine ich, wenn ich jetzt meine Phantasie darlege [unleserlicher Einschub?] – zu sehen, meine mit den aufrichtigsten für Euch warmen Gefühlen erschütterte Brust. Es ist mir wirklich wie ein Rausch, daß ich bei Euch war, deswegen bin ich aber doch weit entfernt, Dir etwas vielleicht „über Vergänglichkeit aller Freuden und Genüsse“ vorzuphilosophieren, weil ich zu lebhaft einsehe, wie geisttötend es sein müßte, in einem ewigen Einerlei zu gähnen; im Gegenteil: ich kann dem Begründer // der ephemeren Existenz unsrer Freuden und Annehmlichkeiten nur mit dankerfülltem

Herzen meine Huldigungen darbringen, weil er ja dadurch zugleich den Keim zum freudig belebenden Gedanken auf die Wiederholung derselben in unser Herz gelegt hat. – Unsere Berge sind weiß – wie gewöhnlich und Du wirst wohl staunen, wenn ich Dir sage, daß der Schnee seit meiner Abwesenheit immer noch in solchem Maße vorhanden war, daß ich bereits 1 Mal Partiechen beiwohnen konnte; dabei entspricht die qualitative Beziehung der quantitativen, so daß ich wohl zu der Ansicht berechtigt sein werde, noch mehrere Male die köstlichen Wintervergnügungen – die durchaus nicht mit denen des Haßlacher Berges parallelisieren – wiederholen zu können. O wie soll es mich freuen, Dich zuweilen – wo ich ein Schlittchen allein einnehme – von der Hälfte desselben Besitz nehmen zu sehen. Wollen wir uns aber auf die so dunkelschwarze, für die freien Gedanken heitere und unbegrenzte Zukunft getrosten. Erwinnere Dich zuweilen Deines treu ergebenen

Freundes C. Beyer.

Gib bald Antwort D[ein] C[onrad]. /

Habt die Güte, in der *nächsten* Woche Eure Bötin zu Uhrmacher Laffei, vormals Hahn, am Theresienplatz oder alten Heumarkt zu schicken; ich schicke die Bücher meines Bruders dahin, damit er sie bekommt und schreibe ja bald

Deinem Conrad /

3a

Emerenz Stadler an Leonore Feuerbach

16. Juni 1859

/ Berlin den 16. Juni 1859

Meine liebe schwarz-rot-goldne Cousin!

So nenne ich Dich, denn das gesamte, einige, darum in sich starke Deutschland spricht zu mir in Deinem „klassischen“, mir unendlich wertten Briefe. Mein liebes Lorchen! Ich habe mich so sehr gefreut, daß Du mir endlich einmal wieder schreibst, denn ich kann Dir nicht anders sagen, als daß ich mit inniger Freude an Dich zurückdenke und nur immer das Beste für Dich wünsche. Dein politisches Glaubensbekenntnis habe ich gelesen mit Staunen über die ausgezeichnete Logik, mit der Du die Verhält-

nisse und Zustände schilderst. B. sagte mir immer, kein Frauenzimmer vermöchte logisch zu denken, Dein Brief würde ihn eines Besseren belehren. Ich stimme ganz mit Deiner politischen Ansicht überein. Was sagst Du dazu, daß ich Dein Glaubensbekenntnis H. Schwerin [?] vorgelesen habe? Du bist doch nicht böse? Aber er will doch immer die einzige Tochter des „Ludwig Feuerbach“ kennenlernen und so hielt ich es für passend, ihm etwas aus Deinem Brief mitzuteilen. H. Schwerin [?] war entzückt, er sagte immer während ich las: Das ist wunderbar schön! – Kurzum, er sagt, nur eine geistreiche Dame könnte solche Briefe schreiben. Er will ein Freikorps errichten und ladet Dich ein, unter seine Fahne zu treten. /

/ Ich beschäftige mich wenig mit Politik, mein liebes Lorchchen, ich habe wohl, wie es jetzt nicht anders sein kann, lebhaftes Interesse für die Ereignisse der jetzigen Zeit, aber da ich nur mit Kindern verkehre, komme ich wenig zum politisieren. Nur durch die Lehrer, die zum Unterricht in dieses Haus kommen, und durch H. Schwerin [?] erfahre ich, wie es in der Welt aussieht. Preußen macht mobil, es ist alles in reger Tätigkeit, doch weiß keiner wohin es geht, die Nachricht von der Mobilmachung kam wie ein Blitzstrahl. Ja, ja, so manchem Offizierchen mag jetzt das Herz wackeln. Daß Bayern mit Preußen geht, erwartete ich, aber hier zweifelte man sehr stark daran, die Preußen und Bayern stehen sich immer schroff gegenüber. Ich bin noch immer froh, daß ich sagen kann, ich bin aus Franken, sonst hätte ich noch mehr zu hören.

Ich möchte Dir gerne sehr viel von Prinzen und Prinzessinnen erzählen, aber in dieser ernsten Zeit fällt wenig vor, was ich Dir mitteilen könnte, um Dir eine kleine Erheiterung zu verschaffen. Prinzeß Victoria hat sich mit ihrem Mann nach Schloß *Babelsberg* bei Potsdam zurückgezogen. Es tut mir leid, daß ich die Partie nach Potsdam mit Hopffers [?] nicht mitmachen kann, da hätte ich gewiß die hohen Herrschaften gesehen und hätte Dir mit tausend Freuden recht viel erzählt, denn ich habe Dich herzlich lieb und möchte Dir gern etwas zu Gefallen tun. Weißt Du, daß die kleine Prinzessin „Victoria“ sehr gut zeichnet? Sie hat ihren Mann, den sie über alles liebt, gezeichnet, und kein Bild von ihm soll so prächtig getroffen sein, wie das, welches sie verfertigte. Neulich waren // in ihrem Palaste Töpfer beschäftigt, sie hörte, wie die sangen, und ging zu ihnen, diese wollten in ihrer Gegenwart nicht singen, aber sie mußten weiter singen, sie holte sich einen Stuhl und hörte ihnen zu. Ihr Mann ist auch sehr beliebt, ich sah ihn einmal auf der Straße, da liefen alle Kinder ihm her und

riefen: „Hurrah! Hurrah!“ Als meine Freundin Elise noch hier war, machten wir immer Fensterparade bei den Prinzen, sie schwärmt ganz besonders für den Prinz-Regenten. Er ist sehr beliebt, der arme Mann hat einen schweren Stand, die Königin ist seine ärgste Feindin. Man hört viel sprechen von einer Vergiftung, die an Ostern beim Abendmahl stattfinden sollte! Das ist recht katholisch!

Du, mein liebes Lorchchen, lebst doch recht angenehm, Du bist bei Deinen Eltern, genießt die freie Natur, lernst so viel indem Du so viel um Deinen lieben Papa bist, Du bist doch frei, unabhängig, das ist ein großes Gut, viele nennen es das höchste und mit Recht. Singst Du denn fleißig? Ich singe zuweilen mit meinen Kindern, ich soll ja überhaupt *Kindergärtnerei*, die Fröbelschen Kindergärten sind Dir gewiß bekannt, mit ihnen treiben, wofür ich aber nicht stimme, mir kommt es wie ein Zwang vor, den man dem Kind auferlegt, indem man gleichsam das Spielen als Unterricht betreibt. Ich glaube das ist ein Kummer für Frau M., denn sie lebt und webt [?] dafür, und mich spricht es nicht an. – Was Du mir über Goethe schreibst, hat mich sehr entzückt, er steht bei mir auch sehr hoch, man darf nur eines seiner Lieder lesen, und man wird alle andern vergessen über der Fülle und Klarheit seiner Gedanken. – Mein liebes Lorchchen! Ich kann Deinen schönen Brief gar nicht so beantworten, wie er es verdient, nimm nur vorlieb. Ich bin immer sehr abgespannt, // ich habe doch viel Anstrengung und bin nicht mehr so kräftig wie früher.

Möchtest Du immer froh und heiter sein, meine liebe, liebe Cousine. Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden, das ist ein sehr wahrer Spruch! Ich kann Dir nur Recht geben, daß Du deinem Herzen folgest, ich begreife dies alles, habe auch all' Deinen Kummer „ungesagt“ verstanden. Ich kann H. B. nie besitzen, aber ich werde ihn immer lieben, d. h. er wird immer mein Vorbild sein und mir ist zu Mute, als könnte ich in dem Gedanken an ihn nichts Böses tun, sein Geist ist um mich, und ich erkenne täglich, daß ich ihm mehr verdanke, als ich je mit Worten aussprechen vermag. Deine liebe Mama, Papa und Ernestine grüße ich recht herzlich. Ich dränge die Frage, wie es mit dem Bruckberg noch werden soll, mit Gewalt zurück, das ist so trüb, so traurig, daß ich mich nicht darüber aussprechen kann. Wie geht es Elischen? Eure Freundschaft ist doch die *alte, stets neue*? Grüße Elise recht herzlich. Die Kinder aus Alt-Placht [?] bei **Templin?** vergessen Euch beide nicht, in jedem Brief kommt die Nachfrage. H. Meyer ist wieder hier, macht ein sorgenschweres

Gesicht, ich hörte noch wenig, nur daß es schlimm steht. Er hat mir eine sehr schöne Brosche mitgebracht. – Lebe recht wohl, mein liebes, teures Lorchchen! Nochmals schönen Dank für Deinen schönen Brief, ich habe mich recht an ihm ergötzt. Ich grüße Dich vielmals als Deine

Dich sehr liebende Cousine
Emerenz Stadler

4

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

11. November 1859

/ Bruckberg, den 11t[en] November 1859

Hier sitze ich noch immer, mich besinnend, ob ich schreiben oder nicht schreiben soll. Aber wer hat denn je eine Notwendigkeit in sich zurückgedrängt, wer hat nicht erkannt, daß alles, was notwendig ist, getan werden muß, so bitter und hart auch diese Notwendigkeit sein möchte. Dies ist der Eingang, und Du wirst vielleicht erraten, was ich meine, was ich sagen will, meine teure Herwegh! Laß mich Dich bei diesem Namen nennen, dies gibt mir Mut, denn ich rede zu einer Frau, die Verstand, Herz und Klugheit hat, mir mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Lorchchen ist seit 14 Tagen in Nürnberg, um sich in der Musik, der franz[ösischen] Sprache und anderen Gegenständen auszubilden. Kleine Unterstützungen von großmütigen Freundinnen ließen mich dies Unternehmen wagen, aber ich sehe nun wohl, daß es nicht ausreicht. Ludwig, der zwar in meinen Plan, Lorchchen diesen Winter in eine Stadt zu tun, einging, der aber doch sie lieber hier, in dieser öden Einsamkeit, bei sich behalten hätte, dem es auch eine reine Unmöglichkeit wäre, mich mit Mitteln zu unterstützen, müssen meine Sorgen so lange als möglich ein Geheimnis bleiben. Entbehrt und darbt er ja so genug, ist aber auch // stolz genug, mit männlicher Fassung es zu ertragen, lieber hungern, als um etwas bitten, ist sein Grundsatz, und dieser Grundsatz muß mir insofern heilig sein, als alle meine Schritte, die ich zur Milderung unserer Not bisher getan, ein Geheimnis vor der Welt bleiben müssen. Nun kommt mir in einer schlaflosen Nacht die Idee, ob Du nicht als vermittelnde Person für mich bei der

reichen, alten Frau Sattler schreiben oder sprechen möchtest. Du bist ja mit der Tochter dieser Frau befreundet, wohnt sie nicht in Deiner Nähe? Dir, der wahrheitsliebenden Frau, der Freundin meines Mannes, konnte ich diese Mitteilung machen. Du wirst mir offen sagen, ich kann es oder kann es nicht, und in beiden Fällen wirst Du mir dieselbe bleiben, als die ich Dich in den ersten Momenten unsres Zusammenseins erkannt habe. Da die Natur so ungleich ihre Gaben verteilt hat, hat dadurch der Mensch nicht gleichsam das Recht aufzutreten und eine Ausgleichung herzustellen? Warum mein Elend dem andern verschließen; kann ich von den Reichen Hülfe erwarten, wenn er es nicht kennt? Warum lieber an Geist und Körper zugrunde gehen, als ein solches Geständnis machen, aber in der Tat, man gesteht lieber einen moralischen // Fehler, als daß man seine materielle Lage dem andern auseinanderlegt, und namentlich dem Reichen gegenüber hat man gewöhnlich nichts als tiefverschloßne Seufzer! – Sonst betete ich zu Gott in meiner Not, jetzt, da ich ungläubig bin, bete ich zu den Menschen! Freilich gibt es wenig göttliche Menschen, die helfen, wenn sie es können. Handle oder rate mir nun, teure Freundin! Du darfst Dich darinnen nicht beeilen, da ich für dieses Jahr noch geborgen bin, auch kannst Du Deine Briefe direkt an mich hieher adressieren, da sie alle zuerst in meine Hände kommen. Glaube mir, ich fühle es recht peinlich, was es heißt, Deine Tätigkeit bei diesen Erörterungen in Anspruch zu nehmen. Bist Du vielleicht eben in wichtigen, geistigen Arbeiten begriffen, so lasse Dich nicht stören, vollende sie, nur bitte ich um einige Zeilen, die mir sagen, daß Du meinen Brief erhalten hast, ich bin so ängstlich, als beginge ich einen Mord; es ist auch ein Gewaltstreich gegen das eigne bessere Ich.

Ich habe einen recht traurigen Sommer durchlebt. Eine schmerzhaftige Augenentzündung packte mich gleich Ende Juni, und völlig genesen davon bin ich erst seit einigen Wochen. Meine Sehkraft ist davon sehr geschwächt, ich darf noch nicht nach Herzenslust arbeiten, lesen fast gar nicht. Jetzt vermisse ich Lorch sehr. Ein recht öder Winter liegt vor mir, doch bleibt nur Ludwig gesund und wird in seiner Tätigkeit nicht unterbrochen, so soll alles schön und gut sein. Er will nämlich diesen Winter wieder etwas zutage fördern, um Geld zu schaffen, wie er sich ausdrückt, aber dazu ist eben Ludwig nicht der Schriftsteller, er arbeitet zu langsam, // ja, ich möchte sagen, mit einer gewissen Ängstlichkeit, mit einem Mißtrauen gleichsam in sich selbst. Das sind lauter Mißgeburten der Einsamkeit, der er sich immer mehr

ergibt. Die Frau eines Schriftstellers ist wahrlich nicht zu beneiden, und wie glücklich wollte ich sein, wenn Ludwig dieses Handwerk mit einem sicheren und gesünderen vertauschen könnte. Er selbst hat es herzlich satt und ist darum oft unbeschreiblich verstimmt. Wenn Du nur die Stunden, die er dem Ausruhen widmet, mit ihm teilen könntest. Einen geistvollen Umgang entbehrt er ganz, und nun, da auch Lorch weg ist, bleibt sein Mund mehr als je verschlossen. Schreibe ihm doch wieder einmal, mit sichtbarem Interesse liest und hört er alles, was von Dir kommt, und solche Briefe auf dem Lande sind wie elektrische Funken, man fühlt plötzlich, daß einem noch ein Herz im Busen schlägt! Mancherlei hast Du gewiß auch erfahren und erlebt, teile uns darüber mit. Wir haben nun unsre Insolvenz-Erklärung eingereicht, und erwarten jeden Tag die Einschreitung des Gerichtes. In 2 Monaten ist es 1 Jahr, daß dieses Elend begonnen und der langsam schleppende Gang bisher gedauert hat. Es war ein böses Jahr, seine Spuren sind unverkennbar an uns allen, wohl, daß wir es bald hinter uns haben! Wenn ich einmal zu einer Frau Herwegh spreche, so braucht es der Entschuldigung nicht weiter, fühlst Du ohnedies gewiß mit mir, wie zögernd ich die Feder zu diesem Brief ergriffen.

Deine B[ertha] F[euerbach] /

5

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

11./17./30. Dezember 1859

/ Bruckberg, den 11. Dezemb[er] 1859

Schon Deinen ersten lieben, herrlichen Brief hätte ich gleich beantworten sollen, meine Teure, ich tat es nicht, weil eben durch den Inhalt Deines Briefes Du größer und würdevoller dastehst als alle andern Deines Geschlechtes. Wie liebevoll, erhebend und beruhigend ist alles, was Du über mein Begehren gegen mich aussprichst. Ja, es ist eine schwere, aber eine heilige Pflicht, solange es wenigstens geht und solange er nicht selbst Mittel schaffen kann, so viel [als] möglich unsre kritische Lage ihm zu verheimlichen. Es ist nur gut, daß gewisse Männer so wenig Kenntnis und Einsicht in die häuslichen Verhältnisse haben, längst hätte Ludwig schon auf den Gedanken kommen müssen, es

ist unmöglich, daß diese Mittel ausreichen, im Gegenteil, er hält mich für sorgenfrei und ist am Ende noch ungehalten für Ersparungen, die ich hie und da einführe. Das erschwert sehr meine Lage. // Dir, dem Vertrauen, das ich zu Dir haben konnte, seltene Frau, danke ich Deinen letzten Brief, die trost[-] und hoffnungsreiche Nachricht, daß mir geholfen werden soll. –

Ich beginne eben deshalb heute meinen Brief, damit er zum Absenden gleich fertig ist, in der Stunde, da ich die Sendung erhalte. Wie sehe ich mit Sehnsucht für Ludwig Deinen versprochenen Nachrichten entgegen. Hoffentlich wirst Du darinnen spezielle Mitteilungen über Deine Beschäftigungen und sonstige Erlebnisse machen.

Vom Lorchon haben wir jetzt immer recht befriedigende Nachrichten. Sie widmet sich der Musik und Sprache mit allem Fleiß und [aller] Liebe, besucht Theater und Konzerte und steht mit den Tanten auf freundlichem Fuß. Ich weiß nicht, ob ich Dir im ersten Brief gesagt habe, daß sie ganz dagegen waren, sie hätten es lieber gesehen, wenn sie hier geblieb[en] und versauert wäre. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht. Ich habe dadurch viel Ärger und Kummer gehabt. // Nein, Bruckberg ist kein Boden für junge Mädchen; am wenigsten für Lorchon, deren ganze Natur eine mehr innerlich genießende und stille ist. Ich entbehre viel durch sie, aber ich entbehre mit Freude, da ich sie an geeigneter Stelle weiß. Die Tanten konnten sie nicht logieren, sie ist in einem einfachen Kosthaus bei Verwandten, wo sie doch wenigstens ihr eignes Stübchen hat, um sich sammeln zu können. Weihnachten besucht sie uns, jeder Brief spricht ihre Freude darüber aus. Wenn nichts Störendes dazwischenkommt, so werden die wenigen Tage, die sie um mich sein wird, für mich zu Freudentagen werden, trotz aller meiner Sorgen.

Den 17. [Dezember 1859]

Ich kam seit mehreren Tagen nicht mehr zum Schreiben. Meine häuslichen Geschäfte haben sich vermehrt, indem ich mein Dienstmädchen entlassen habe. Sieh, meine Freundin, ich kann mit meinen geistigen Kräften nichts erwerben wie Du, so will ich mit meinen physischen Kräften wenigstens ein bißchen ersparen. Und dazu dünkt es mich das höchste Glück, daß ich gesund bleibe. Du weißt, glaube ich, noch nicht, daß ich den ganzen Sommer bis gegen den Herbst an einer Augenentzündung litt, die mir jegliche Beschäftigung unmöglich machte. Bei geschlossenen Augen und ohne Zerstreung, die die Arbeit, sei sie nun geistig

oder materiell, allein gewährt, kehrten sich alle äußeren Eindrücke mehr nach innen und verdoppelten dadurch // meine Sorgen, und alles Widerwärtige, was die Verhältnisse mit sich brachten, wurde mir zur doppelten Qual. Ich fühlte mich namenlos unglücklich. Die langen Tage hätte ich so gerne benützt, um mit meinen Händen etwas zu erwerben, und nun muß ich dasitzen, die Hände in den Schoß legen, wenn die Entzündung nämlich gehoben war, wo ich jedesmal 8 Tage zu Bett sein mußte. Nun ist es wohl vorüber, aber ich bin nicht sicher, daß dieses Übel wiederkehren kann, und kann mich deshalb kaum der Gegenwart so ganz sorgenlos hingeben. Indessen sind meine Augen so schwach, daß ich viele Arbeiten gar nicht mehr treiben kann, und wenn Du einmal uns wieder besuchst, wirst Du uns mit einer Brille finden. O wenn das nur sein könnte oder wenn Deine Überredungsgabe es vermöchte, Ludwig dahin zu bringen, daß er künftiges Jahr einen Ausflug zu Euch machte [und] Lorchchen mitnähme. Mir bangt für Ludwig, wenn er fortfährt, sich noch mehrere Jahre hier zu vergraben, sich ganz abschließt von der Welt und den Menschen. Mir kommt der quälende und peinigende Gedanke, daß wer die Menschen nicht braucht und nicht haben mag, am Ende in sich das Gefühl hat, als könnte er ihnen selbst nichts sein oder will ihnen nichts sein. Muß nicht der, der den Gott über und außer uns vernichtet, den Glauben und das Vertrauen nicht desto fester an den Menschen knüpfen. Vernichte ich den Gott, so muß ich ihn in den Menschen suchen, an eines muß ich mich festhalten, um mich nicht selbst zu verlieren. Erhabene, göttliche Empfindungen waren es stets, wenn ich einen edlen, guten, großen Menschen erkannte! // Auch Ludwig gehörte zu diesen göttlichen Menschen. Aber die drückenden und höchst widerlichen Verhältnisse, die Umgebung in dieser Einsamkeit, die wenige Anerkennung geistig und materiell, erzeugten eine Bitterkeit in ihm, die täglich wächst, je länger er sich der Einsamkeit ergibt. – Seine Lage in dieser Hinsicht zu ändern, kommt ihm nicht in den Sinn, im Gegenteil bringt ihn jeder Vorschlag auf, der auf eine Ortsveränderung hindeutet. Unsr Sache wird sich nun bald so geordnet haben, daß wir in unserm früheren Besitztum nun selbst Mietzins zahlen müssen, ist es in solchen Verhältnissen denn nicht Wahnsinn, hier zu bleiben? O wie gerne verließ ich einen Ort, wo alle die glücklichen und heiligen Jugendeindrücke ausgelöscht werden durch Anhäufung von Mißgeschick, Kummer und Sorgen. Ich vermag über Ludwig nichts und kann daher nichts tun, als mich in seine festgerannte Ansicht und Neigung finden. Soviel für

heute.

Den 30. [Dezember 1859]

Gestern, meine Teure, erhielt ich 100 f[1]. von Frau Sattler geschickt mit einigen recht freundlichen Zeilen begleitet. Unter diesen Umständen muß ich natürlich ihr persönlich danken, und ich will es heute noch tun. So kann ich wenigstens für Lorchens Existenz jetzt außer Sorgen sein. Dank Dir und der großen Wohltäterin für diese Erleichterung! – /

/ Von Ludwig kann ich Dir vorläufig nur sagen, daß er so in seiner Arbeit steckt, daß er sich nicht einmal losreißt, um Dir anzuzeigen, daß er das Gedicht erhalten hat und es mit vollster Anerkennung gelesen und sich über Deine Aufmerksamkeit sehr gefreut hat. Lorchchen ist während der Feiertage bei uns, und so ist der Frühling im Winter bei uns eingekehrt, denn beide, Ludwig und ich, fühlen uns belebt, und die Schatten unsres Lebens sind in [den] Hintergrund getreten, aber am 2. Januar verläßt sie uns wieder, mir bangt vor dieser Zeit, doch es ist ja gut und notwendig für sie und darum für mich eine Beruhigung, daß es möglich war, dieses auszuführen. Nun wirst Du wohl lange nichts von mir hören. Meine Briefe müssen Dir ohnedies recht ledern und hölzern vorkommen gegen Deinen poetischen fließenden Stil. –

Schreib Du bald an Ludwig, wenn Du auch lange auf seine Antwort warten mußst. In der letzten Stunde des Jahres gedenken wir dreie Dein, sende uns Deine geistig[en] Grüße, denn Du trittst wohl auch wachend in das neue Jahr hinüber.

Deine B[ertha] Feuerbach /

6

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

10. Juni 1860

/ Bruckberg, den 10t[en] Juni 1860

Teure, verehrte Frau!

Ich kann mir Dein langes Schweigen so in keiner Weise deuten, daß es mich nicht ruhen läßt, bis ich ausgeführt, was ich seit Wochen tun wollte, Dich um die Veranlassung desselben zu fragen. Es ist peinigend, so lange vergebens auf Nachrichten von entfernten Freunden zu warten, an die man mit inniger Liebe und

Teilnahme gedenkt. Man ergeht sich gewöhnlich in Vermutungen, die meist unrichtig sind, einmal ärgert man sich, wenn die Bötin kommt, ein andermal betrübt man sich – und hofft für den nächsten Botentag. –

Dein letzter Brief muß vom Dezember [18]59 sein, wo Du mir die trostreiche Nachricht mitteiltest, daß Frau Sattler auf Deine Vermittlung eingehen und mir etwas senden wollte. Darinnen sagtest Du auch, an Ludwig schreibe ich morgen oder übermorgen. Ich zeigte Dir dann im Januar die mir gesendete Summe // der 100 fl[.]. an, und seitdem hat aller Verkehr zwischen uns aufgehört. Ich bitte dringend, nach Empfang dieses Briefes endlich Dein Stillschweigen zu brechen. Ich muß wissen, wie es Dir geht, wie Du lebst, wie Du unsrer gedenkst. Du magst vielleicht unsre Freundschaft für zu jung halten, aber glaube mir, ich stelle mich kühn Deinen älteren und früheren Freunden an die Seite. Vielleicht habe ich Dich sogar wahrer und tiefer erkannt und liebe Dich deshalb um so mehr. Durch Jette erfuhr ich Deine Durchreise in Heidelberg und ihre Ursache, woran sich mir manche Ideen knüpften, Dich innigst bedauerte. Still und ein bißchen hoffte ich, Dich zu sehen, oder doch wenigstens einige Zeilen von einem Deiner Reiseorte zu erhalten. Im April, wo ich in Nürnberg anwesend war, als der Neapolitaner und mit ihm Deine Zeilen an die Tanten eintrafen, wurde uns durch letzteren Dein und Deiner Lieben Bild vorgeführt. Ich hörte mir aber nicht genug und mochte nicht // zudringlich sein, auch bin ich meist stumm in der Nähe der hochweisen Tanten. Dieser junge Mann gefiel mir und Lorch sehr gut. Es war nach langer Zeit wieder einmal eine interessante Erscheinung, die wir, namentlich Lorch, in dem Umgang mit unsern Herren, sehr vermissen. Er wollte nach Bruckberg, aber die Tanten malten ihm diese Reise so beschwerlich und schwer ausführbar vor, daß sie unterblieb, mit dem Versprechen, im Herbst uns zu besuch[en]; ich wollte, er hielte Wort. –

Die Pfingsttage brachte Lorch bei uns zu, sie war selig, dem Stadtleben entronnen [zu sein] und die Landeinsamkeit genießen zu können. Jetzt ist es auch wirklich schön bei uns, ich wollte, es wäre möglich, Dich jetzt bei uns zu haben, trotz Deiner schönen Schweiz würde Dich die einfache reizende Natur ansprechen. Durch den stillen, ungestörten Genuß wird es noch erhöht. Lorchens Aufenthalt in *N[ürnberg]* hat sich um einige Monate verlängert. Sie kam in der Musik nicht so weit, als wir dachten; auch die Erlernung der franz[ösischen] Sprache macht ihr mehr

als früher Freude, und [sie] fand dazu in Nürnber[erg] eine gute Lehrerin. – /

/ Sie wird bis August zurückkehren. Bis dahin ist alles erschöpft, Geld und Lust, noch länger ohne sie hier in diesem menschenleeren Ort zu leben. Auch sie sehnt sich zurück und folgt nur, indem sie länger bleibt, der Notwendigkeit und der Pflicht, nicht untätig für ihre Zukunft zu sein. In diese blickt sie mit so großem Ernst, daß ich immer dagegen Einsprache tun muß, und es tut mir so weh, daß in diesem jugendlichen Gemüte sich die Sorge auch schon einnistet und ihre Freuden umschleiert sind. Ludwig vermißt die Begleiterin auf seinen Spaziergängen unheimlich, die Sehnsucht blickt überall durch, wenn er es auch nicht laut werden läßt. Wie es mit seiner begonnenen Arbeit steht, weiß ich nicht, ob er im Sommer auch so fleißig wie im Winter ist, da ihn die Hitze sehr angreift. –

Mein Leben ist noch ganz dasselbe, aber ich bin nicht mehr dieselbe. Ich nehme ab, indem die Sorgen zunehmen, und namentlich sind es meine Augen, die mich abhalten, auch etwas für die Verbesserung unserer äußeren Verhältnisse zu tun. Mir machte das Arbeiten Freude, aber ich muß mich zurückhalten, um nicht ein Schicksal wie im vorigen Sommer herbeizuführen. Nicht wahr, Du schreibst jetzt bald, damit ich das Rätsel gelöst sehe. In herzlicher Liebe und Verehrung

Deine Bertha Feuerbach /

7

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

19. August 1861

/ Rechenberg, den 19t[en] August 1861

Teure, verehrte Frau!

Als uns Dein Mann das erste Mal besuchte, schon damals wollte ich Dir gleich nach seiner Abreise schreiben, wollte Dir sagen, wie gut aussehend er zu uns kam, wie heiter, freundlich und herzlich er mit uns war. Ich wollte Dir dies sagen, damit Du weniger besorgt um ihn sein möchtest. Aber so wie alle früheren Briefe, so unterblieb auch dieser, mein Vorhaben scheiterte an meiner trüben, gedrückten Stimmung. Dein Mann trifft natürlich früher bei Dir ein als dieser Brief, und Du weißt bereits durch ihn,

daß er Ludwig leider nicht traf. Herr Schleicher war vor 14 Tagen bei uns und erwartete Deinen Mann schon jenen Abend von München zurück. Da dies nicht geschah und auch während dieser ganzen Zeit weder er noch ein Brief kam, so glaubten wir ihn längst von München abgereist und er habe direkt seinen Weg nach Zürich genommen. /

/ Wie erschrak ich daher, als am 15t[en] [August?] einige Zeilen die Ankunft Deines Mannes meldeten und er selbst nach einer Stunde vergnügt und höchst wohlaussehend vor mir stand. Er weiß sich zu fassen, und sein Entschluß stand gleich fest. Heute werden sie, wenn die Posten nicht wieder verzögern, in Regensburg ihr Wiedersehen feiern. Lorchchen war eingeladen nach Traidendorf, was eben nahe an dieser Stadt liegt. Ich ließ sie gerne ziehen, sie bedurfte der Zerstreuung und sehnte sich ins Weite. Ludwig, der sicher sein wollte, daß sein Freund nicht mehr käme, reiste 6 Tage später nach. Vielleicht machen sie die Tour nach der Walhalla zusammen, das wäre für Lorchchen ein Doppelgenuß! Herrn Schweigert sahen wir nur einen Augenblick. Ludwig war schon nach der Stadt gegangen, und die beiden trafen sich [am] Abend in der Turnerkneipe. Was durch Deine Hand uns zugeführt wird, ist stets eine interessante Persönlichkeit. So sollte es uns außerordentlich freuen, wenn wir den Italiener noch einmal sehen würden. Hier, wo man so wenig von intelligenten Persönlichkeiten umgeben ist, ist das, namentlich für Lorchchen, eine Seelen[-] und Herzensstärkung. Aber ich muß noch einmal auf Deinen // Mann zurückkommen. Er kehrt wahrlich als ein Bild der Gesundheit zu den Seinen zurück. Möge diese Wirkung eine nachhaltige sein! Denn Deine Briefe an Ludwig geben Beweise, wieviel Du gelitten haben mußt, wie sehr Du selbst einer Erholung bedürftest und die Du Dir vielleicht nicht gewährst, schon um Deiner Kinder wegen nicht. –

Ich hätte Dich so gerne wieder einmal gesehen und gesprochen! Deinen Mann hätte ich auch gerne noch einmal gesehen. Ich fühlte mich aber bei seinem Besuch sehr unwohl, mußte mich nachmittag legen, konnte den andern Tag nicht zu meinen Schwägerinnen, um ihm dort für Dich Grüße mitzugeben. Meine Schwägerinnen ließen mir zwar sagen, ich möchte ihn im Gasthof noch aufsuchen, aber wie leicht hätte ich ihn dort verfehlen können, hätte ihn vielleicht mehr geniert als erfreut und, wie gesagt, ich war noch unwohl und die angreifende Hitze und die Länge des Weges, denn weder Fiaker noch Geld dazu hat man auf dem Rechenberg, sie benützen zu können. Ich bin überzeugt, Dein

Mann ist nicht so engherzig, ja er hat nicht einmal auf den Besuch einer alten Dame Anspruch gemacht. Die Tanten berechnen andere nach ihrer altmodischen Weise, sie gehören noch ganz in die Zopfzeit, ihr ganzes Wesen ist Zeremonie, Schein und aristokratischer Hochmut. Ihr Benehmen ist gegen mich, bei allem Schein der Freund-//schaft, so verletzend und lieblos und von einer Teilnahme keine Spur. Diese bittere Erfahrung habe ich indessen schon gemacht, seit ich in ihre Verwandtschaft getreten bin. Ich bin es gewöhnt, und doch tragen sie hier, wo wir uns näher gerückt sind, nicht zur Erheiterung meines Lebens bei. Mit Lorchen habe ich auch deshalb schon harte Kämpfe gehabt. Die jetzige Jugend will sich nicht mehr so schmiegen und fügen, wie ich es gewöhnt war zu tun. Die neue Richtung macht den Menschen selbständiger, fesselloser, und ich darf bei Lorchen aufmerksam sein, daß sie das Maß nicht überschreitet. Und dennoch ist sie auf der anderen Seite wieder zaghaft und mutlos. Die Unsicherheit, mit der sie in ihre Zukunft blickt, und die damit verbundene Mutlosigkeit verstimmen sie mehr, als sie es in ihrer Jugend sein sollte. So ist auch von dieser Seite mein Leben nicht sorgenlos. Ludwig ist auch verstimmter und noch unzugänglicher, als er es früher schon war. Mir ist auch alle Heiterkeit aus der Seele gewichen, fühle mich oft unwohl, und namentlich mein Kopfleiden gestattet mir nicht die Tätigkeit, in der ich in meinen Verhältnissen unausgesetzt sein sollte. Was sagst Du zu meinem Plan: Ich will ein kleines Kind annehmen, es müßte dies aber von reichen Eltern sein, eigentlich eine Waise, denn ich kann es nur ganz klein annehmen und nur bis zu ein[em] gewissen Alter behalten, wegen des Unterrichtes. Es gibt auch manchmal vornehme Damen, die ein so geheimnisvolles Kind gerne unterbringen. Es wird sich natürlich schwer etwas finden [lassen], doch habe ich allerorten [einen] Auftrag [ab]gegeben. Mehr als dieser Brief Dir sagt, bin ich Deine

Dich herzlich liebende und verehrende *Bertha Feuerbach* /

8

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

1. Juli 1862

/ Rechenberg, den 1. Juli 1862

Verehrte Freundin!

Ich muß das lange Stillschweigen unterbrechen. Ludwig ist fast verletzt, Lorchon betrübt, daß aller Verkehr mit einer so geistvollen Freundin aufgehört haben soll, ich kann mir kaum denken, was der Grund Deines Verstummens sein könnte. Wenn der Mensch, was er so gerne tut, von sich auf andere schließt, so läge mir wohl der Grund Deines langen Schweigens sehr nahe, aber ich will und mag nicht glauben, daß die Verstimmung Deines Gemütes oder sonst ein Familienunfall Dich abhalten sollten, an entfernte, verlangende Freunde eini-//ge Worte zu richten, Dir, mit solchem Gedankenreichtum, ist es ja ein leichtes, diese auf das Papier zu bringen. In der langen Zeit, die zwischen unserm Briefwechsel liegt, haben sich die Tage in dem ewig gleichmäßigen Einerlei abgesponnen, immer von den alten wiederkehrenden Sorgen begleitet. Ludwig arbeitet zwar fleißig, aber das Werk, an dem er arbeitet, geht langsam seiner Vollendung zu, Ludwig ist darüber verstimmt, fast fortwährend in einem gereizten Zustand, was uns, Lorchon und mich, nicht auf Rosen bettet. Für sie schmerzt es mich, denn ihre schöne Jugendzeit, doch wohl die schönste, die es gibt, geht fast verloren unter dem Drucke dieser traurigen Verhältnisse. Der Umgang, den wir haben, entspricht nur // wenig ihrem Geschmack. Ein schönes Intermezzo war Anfang dieses Frühjahres der Besuch des Dr. Streit und [der Besuch von] Herrn Schweigert. Lorchon war leider in der Stadt und war untröstlich, die Bekanntschaft dieser interessanten Männer versäumt zu haben. H[err] Schweigert, wenn sich in so kurzer Zeit ein Urteil fällen läßt, hat mir ungemein gefallen. Was mir, gewiß bei einem männlichen Charakter, auch Zeugnis eines tieferen Gemütes gab, war die Innigkeit und Verehrung, mit der er von Dir sprach. Er setzte sich dabei zu mir auf das Sofa und frug angelegentlich nach Dir; ich konnte natürlich ihm keine Auskunft geben, und am Ende war es *fein* [?] eine beiderseitige Befriedigung, denn es konnte wenigstens keine Eifersucht entstehen. /

/ Stehst Du nicht auch im Verkehr mit Imbriani? Wenn Du, was ich voraussetze, wieder an Ludwig schreibst, so laß uns doch von ihm hören. Lorchon interessiert sich für den Italiener, wie überhaupt für diese Nation außerordentlich. Lorchon hat ein Album, da hat sie manche Notabilitäten darinnen, eine ungemeine Freude wäre ihr Deine Photographie. Sie grüßt Dich herzlich. Vielleicht geht sie in einigen Tagen nach Heidelberg, es hängt noch von einem Brief der Jette ab. Diese hat nämlich viel Unangenehmes

in letzter Zeit gehabt, und davon hängt es ab, ob Lorchchen jetzt
gelegen kommt. Eine Zerstreuung für sie wäre sehr wünschens-
wert. Wann werden wir uns wiedersehen? Je dringlicher der
Wunsch, je weniger die Erfüllung, so steht es in meinem Schick-
salsbuch geschrieben, wie wenig Hoffnung habe ich nun dafür. –
Doch das ändert in meinem inneren Leben gegen Dich nichts,
gleich teilnehmend und mitfühlend für Dich bin ich heute und
werde es immer sein, solange Denken und Empfinden in mir ist.
Bertha Feuerbach

Ludwig weiß nicht, daß ich an Dich schrieb. Du kennst wohl auch
ein wenig die Männernatur. /

9

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

29. August 1863

/ Liebe, teure Freundin!

Ich schreibe Dir in aller Eile, daß wir Dich mit aller herzlichen
Liebe in unserm Hause begrüßen werden. Du hättest uns allen
keine größere Freude machen können, als mit der Aussicht Dich
sobald einmal wiederzusehen. Ich füge nur noch hinzu, daß // Du
genau Tag und Stunde Deiner Ankunft uns angibst, damit wir
Dich und Dein liebes Söhnchen erwarten und empfangen können,
auf dem Bahnhof nämlich. Ludwig und Lorchchen grüßen herz-
lichst. Von uns allen dem Dichter herzliche Grüße

Deine [ein unleserliches Wort] Freundin
B[ertha] Feuerbach

Rechenberg, den 29. August [1863] /

/ Verzeih meine große unanständige Eile. /

10

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

27. August 1864

/ Rechenberg, den 27t[en] August 1864

Mein verehrter junger Freund!

Ihr mir anvertrautes Kuvert liegt noch unbenutzt bei mir. So wird es Ihnen doch ganz natürlich vorkommen, daß ich dasselbe benütze, um Ihnen zu sagen, wie sehr überraschend mir Ihr zugesendetes Schreiben war. Gerade in den ersten Tagen einer Trennung von lieben Menschen, lebt man in einer steten Sehnsucht nach ihnen und in einer aufregenden Ungeduld, von ihnen zu hören. Man fragt sich fortwährend, was werden sie // jetzt tun und treiben, aber unbeantwortet bleiben diese Fragen. Sie können nun wohl begreifen, wie sehr dankbar ich Ihnen für Ihren lieben Brief war, und welche Freude Sie mir dadurch machten!

Lorchen schrieb mir am Samstag und gab eine genaue Schilderung der verlebten Tage. Mit Bedauern ersah ich daraus, daß Sie so wenig noch in den letzten Tagen mit den Meinigen zusammen waren! – Auch Lorchen hob in ihrem Brief besonders hervor, daß Papa so sehr heiter sei und es ihm ganz gut gefiele. – O, möchten Sie doch wahrgesagt haben, möchten Ihre Hoffnungen, die Sie auf seine Rückkehr bauen, sich erfüllen! Was könnte mich mehr beglücken, als wenn er mit gestärktem Mut und freudiger Tätigkeit das lang begonnene Werk zur Vollendung brächte! Aller Augen sind darauf gerichtet, das weiß Ludwig // wohl. Er weiß, daß er diese Aufgabe zu lösen hat, und Ärger und Kummer, daß ihm bis jetzt die Kraft dazu versagt war, zehren an seinem Lebensmark. – Gelingt es ihm, das Werk zur vollkommenen Anerkennung aller fertig zu bringen, damit er endige, wie er begonnen, und daß sein Name ein ungeschmälerter bleibt, dann wünschte ich, daß er die Feder niederlegen möchte, um auszuruhen, und den Seinigen dadurch noch einige Jahre erhalten bliebe!

Sie, verehrter Freund, sind sein würdiger Nachfolger und werden fortsetzen, was er begonnen [hat]. Denn keiner ist ja durch sich selbst etwas, wir leben und wirken nur mit und durch andere. Diese Erkenntnis sichert vor Hochmut und ziert den größten Geist im Gewande der Bescheidenheit.

Leider habe ich mich getäuscht, heute Nachrichten aus Berlin zu erhalten. // So gerne hätte ich Ihnen mitgeteilt, ob mein Mann die projektierte Reise nach Rügen noch ausgeführt oder was er außerdem noch für Reisepläne beabsichtigt. Denken Sie, es sind heute schon 14 Tage, daß ich meine lieben Reisenden an die Eisenbahn begleitete, und heute trage ich für Sie den Brief auf die Post. Ich fürchte nur, Sie sind am Ende abgereist, wenn dieser ankommt, ich wollte aber nicht früher schreiben, als mir Nachricht von dort zugekommen war.

Ich kann meinen Mann gewiß schon in 8 Tagen erwarten, denn ich glaube nicht, daß er seine Reise länger als 3 Wochen ausdehnen wird. Ja, ja, ich dachte mir schon, Sie würden Ihre Ansicht für unsre russische Freundin ändern, sobald Sie sie selbst gesehen [haben]. Das Urteil über ihren Mann ist ganz das unsrige. Ich lebe nun auch ganz einsam und still, bin aber doch nicht einsam, denn ich lebe geistig mit denen fort, die mir nun entfernt, aber dennoch mir nahe sind. Montag erhalte ich gewiß Briefe, und diese können jetzt schon an der Post angekommen sein. Leben Sie wohl! Seien Sie der fortwährenden Erinnerung der schönen Stunden, die uns durch Sie zuteil wurden, überzeugt.

Ihre mütterliche Freundin Bertha Feuerb[ach] /

II

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

20./23. Oktober 1864

/ Rechenberg, den 20. Okt[ober] 1864

Auch mir war Ihre freundliche Erwiderung auf meinen ersten Brief eine überraschende Freude. Wohl ergreife ich für diesmal noch gerne die Feder, um Ihnen noch einiges mitzuteilen, aber dann werde ich lange schweigen, denn ich weiß mich als eine zu schlechte Briefstellerin, als daß mich eine Korrespondenz mit einem jungen Gelehrten nicht in Verlegenheit setzen sollte, da sie mir eine Aufgabe stellt, der ich nicht gewachsen bin. Neben den Briefen Ihrer jungen Witwe möchten Ihnen die meinigen doch gar zu prosaisch vorkommen. Sie geben mir von derselben ein recht klares und gewiß auch ganz richtiges Bild. Aber es fällt mir nicht ein, diese dann um ihren Reichtum zu beneiden, denn was helfen alle Vorzüge, alle bewundernswerten Naturanlagen, wenn die richtige Anwendung dafür fehlt, und dies scheint bei ihr der Fall zu sein. Ich finde überhaupt, daß namentlich Frauen mit diesem beglückenden Geisteschatz nicht das rechte Maß einhalten, lieber damit glänzen wollen, als sich und andere damit zu beglücken. Ich halte überhaupt nur den für glücklich, der sich eine bestimmte, den Menschen nützende Aufgabe stellt und dafür alle seine Tätigkeit einsetzt und sein ganzes Leben diesem Streben widmet. Dieses gibt Zufriedenheit und ist eine Waffe gegen das Schicksal, wenn es in schweren Stunden an uns herantritt. Was werden Sie

ihr für Themen vorlegen und wie wird sie dieselben bearbeiten und lösen? Ich wünsche nur, // daß Ihre geliebte Witwe Sie nicht allzuviel in Anspruch nimmt. Bei solchen geistvollen Frauen findet sich auch nicht selten ein gewisser Egoismus, und sie weiß vielleicht auch gar nicht, wie sehr Sie durch eigne Arbeiten in Anspruch genommen sind. Bedenken Sie dies, bedenken Sie überhaupt, wie lange es noch ist, bis Sie sich wieder eine Erholungsreise gönnen und gewähren können, und beschränken Sie Ihre überaus große Tätigkeit etwas, damit Ihnen noch in die späteste Zukunft hinaus Lust und Kräfte dafür übrigbleiben. Mit einem so regen Streben für die höchsten Güter des Lebens zu arbeiten, mit einer so geregelten Zeiteinteilung, mit der Ordnung, die Sie in Ihrem kleinen Haushalte eingeführt, kann ich mir Ihr Leben als ein ganz glückliches denken, insofern es nämlich der Mensch sein kann. Denn in jeder Lage, in jedem Verhältnis stößt man auf unüberwindliche Hindernisse und auf nicht zu übersteigende Grenzen. Darin ist es besser, sich nichts zu wünschen, weil in jeder Erfüllung unsrer Wünsche sich mehr oder weniger Wermut mischt. Aber man muß schon sehr geprüft sein und durch das Alter ernst und ruhig, wenn man auf dieser Stufe der Resignation angelangt ist. –

Sie haben ganz recht, mein junger verehrter Freund, wenn Sie in Ihrem Briefe aussprechen, daß wir uns während Ihres letzten Zusammenseins recht herzlich gegenseitig genähert. Wir haben eine ganz andere Auffassung von Ihnen gewonnen. Denn indem wir Sie rein nur für einen abstrakten Gelehrten hielten, dem aber, das bemerke ich ausdrücklich, ein // tiefes Gemüt durchaus nicht mangelt, haben wir zugleich praktische Anlagen in Ihnen entdeckt, namentlich aber war die Wahrnehmung höchst erfreulich, wie sich Ihr Wesen mehr den Menschen zuwendet, und daß Sie dadurch nicht allein durch die Schrift, sondern mehr noch durch den Umgang auf Ihre Umgebung beglückend und bildend einwirken können. Darum wirken Sie weit mehr für die Gegenwart als mein Mann, dem wohl eine spätere Zukunft angehört. Das Wort, was er öfter schon gegen uns ausgesprochen, schneidet tief in die Seele: „Ich brauche keine Menschen.“ Er wird Ihnen selbst über seine Reise geschrieben haben. Ich glaube, er hatte jahrelang keine glücklichere Zeit, als diese für ihn war. Nur hätte er später reisen und später zurückkehren sollen oder länger bleiben sollen. Aber er ist auch in dieser Beziehung so unpraktisch. H[er]r v[on] Khanikoff hat ihm so sehr zugeredet, noch zu bleiben. Den Tag gerade, wo er zurückkam, begannen die wunderschönsten

Herbsttage, die ihm hier nicht den geringsten Genuß boten und ihm aber auch jede Lust benahmen zur Tätigkeit, so daß schon die ersten Eindrücke die widerlichsten für ihn waren. Leider hat er durch diese Reise noch weit mehr einsehen gelernt, daß sein hiesiger Aufenthalt für ihn ein ganz verfehlter und unpassender sei. Das gebe auch ich zu, [er hat hier] geistige Anregung sehr wenig und Bücher zu seinem Studium ebensowenig. Somit wäre es freilich besser, entweder ganz auf dem Land oder in einer größeren Stadt [zu leben]. –

Der erste Schritt hieherzuziehen, war ein Mißgriff, zu dem uns unsre Mittellosigkeit Veranlassung gegeben hat. Und jetzt ist kaum eine Änderung möglich. – /

/ Es steigen immer größere Sorgen in mir auf für das Teuerste, was es neben Lorchen für mich gibt. Seine übergroße Reizbarkeit der Nerven und die damit verbundene Heftigkeit, seine Bitterkeit gegen die Welt und die Menschen, dem allen muß doch wohl ein körperliches Unwohlsein zugrunde liegen. Die Feuerbachs sind alle eigentümliche Naturen. Begabt mit hohen und seltenen Geistesvorzügen, mit den edelsten Charakterzügen und den besten Herzen, waren doch alle nicht glücklich, litten mehr oder weniger an großer Mißstimmung und Unzufriedenheit mit sich und dem Leben. In jener Zeit, wo ich so ganz alleine war, meine Lieben heiter und zufrieden wußte, ruhte auch ich aus, fühlte mich entbürdet von den ebengenannten Sorgen, die aber jetzt mit verdoppelter Schwere auf mir lasten. Möge es anders kommen, als mein vielleicht zu ängstliches Gemüt es ahndet. Lorchen ist seit den letzten Tagen des August in Falkenberg bei Verwandten und ist, so hoffe ich, gestern oder heute erst wieder nach Berlin zurückgekehrt, wo sie nun wohl bis Ende Nov[ember] bleiben wird. Es hat ihr am genannten Ort so sehr gefallen, die Verwandten suchten sie so zu fesseln, daß wir nichts einwenden konnten, obwohl es mir für Khanikoffs sehr leid getan hat, und eben deshalb muß sie nun ihre Abwesenheit verlängern, doch darein füge ich mich gerne, wenn ihr der Aufenthalt in Berlin nur ebenso zusagt und sie mir von dort aus ebenso heitere und befriedigende Nachrichten gibt als von Falkenberg, wo sie mir häufige Mitteilungen machte. /

/ Den 23t[en] Oktober [1864]

Indem ich das Blatt zusammenschlage, denke ich mir, was haben Sie, mein junger, verehrter Freund, an diesen Zeilen. Sie bringen Ihnen wenig Erfreuliches, und es bewährt sich auch hier,

was ich schon öfter ausgesprochen: Neue Freunde, neue Leiden. Aber wo möchte, wo könnte ich mich über ihn so aussprechen als nur bei Ihnen. Ihre Liebe und Verehrung sichert mich vor jedes Mißverständnis. Und wollen Sie Briefe von mir, so müssen Sie sich meist nur mit Tatsachen begnügen, Räsonnement kann ich nicht geben, ich gehe zu sehr im Gefühle auf und habe nicht die geringste Anlage, diese in Worte zu kleiden. Als ich noch ein junges Mädchen war, war ich eine Schwärmerin, aber nehmen Sie dieses Wort nicht im gewöhnlichen Sinn. Das Landleben und die damit verbundene Einsamkeit mochten wohl viel zu meiner Spracharmut beitragen. Dieser Mangel gehört auch mit zu meinen jugendlichen Leiden. Wenn meine Freundinnen, die ich hie und da in der Stadt besuchte, sich lebhaft unterhielten und ich meist schweigend dabeisaß, so mußte ich, um nicht ganz trostlos zu sein, mir sagen, teilst du nicht die Lebendigkeit ihres Geistes, so kannst du dir doch be-/wußt sein, daß du ebenso rein empfinden und ebenso edel handeln könntest als sie. –

Diese kleine Abhandlung schicke ich voraus, denn schwerlich möchten Sie, bei meiner Schweigsamkeit, ein[en] richtigen Blick in mein inneres Wesen getan haben. Aber daß solche innere Naturen am wenigsten dazu befähigt sind, das Leben von seiner rechten Seite zu packen und aufzufassen, habe ich mein ganzes Leben hindurch schmerzlich empfunden. Es gibt glückliche Naturen, die gefaßt und stets gerüstet durchs Leben gehen, warum ich nicht zu diesen gehöre, diese Frage habe ich schon oft an das Schicksal gestellt. Aber eine weit ernstere Frage stelle ich an mich selbst: Wieviel Glück ließ ich unbeachtet am Wege stehen, wieviel Glück hätte ich mir und den Meinen bereiten können, wenn ich das große Wort in mir zur Wahrheit gebracht hätte: Bezwinde dich selbst, überwinde, was du als Schwäche in deinem Wesen erkannt hast. Aber nun ist es zu spät, und ernten muß der Mensch, was er gesäet hat. So offen lege ich, mein verehrter junger Freund, Ihnen meine ganze Seele dar, weiß ich doch, daß ich durch Sie um einen Freund reicher geworden bin! –

Bertha Feuerbach /

12

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

13./14./21. Januar 1865

/ Den 13. Januar 1865

Mein lieber junger Freund!

Meinem Vorhaben, Ihnen früher zu schreiben, um Ihnen für Ihren lieben, herzlichen Brief zu danken, haben sich nichts als Hindernisse entgegengestellt. Das größte lag wohl in mir selbst, in einer gänzlichen Herabstimmung des Geistes und Gemütes. Das ist zwar immer noch derselbe Zustand, nur mit dem Unterschied, daß jetzt die Notwendigkeit herantritt, die mich ernstlich mahnt, diese Briefschuld endlich abzutragen. Mißverstehen Sie mich nicht falsch, wenn ich, Ihnen zu antworten, dies als eine Schuld ansehe, der Ausdruck ist nur etwas falsch gewählt und bezieht sich nur auf die Schwerfälligkeit meiner Feder und die Stimmung meines Gemütes als auf den Empfänger dieses Briefes.

So weit gestern; heute kam Ihr Brief. Ich fahre fort, Ihnen unsre Freude darüber auszusprechen. Ist auch das für Sie erwünschte Ziel etwas hinausgerückt, so haben Sie doch schon etwas erreicht, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß Sie durch Ihre überaus große geistige Tätigkeit und [Ihren] Forschungstrieb die gewünschte Stellung erhalten. Sie werden sich uns diesen Winter nur mit Abzugs[-] und Abschiedsgedanken beschäftigt denken. Dem ist aber nicht so, da mein Mann längere Zeit schon diesen Plan gänzlich ignoriert, überhaupt nur für seine Person daran dachte, längere Zeit sich einen Aufenthalt zu wählen, uns hier zu lassen, um selbst zu seiner Zeit wieder hieher zurückkehren zu können, so verhielten wir uns ziemlich neutral und warten jetzt ruhig das Frühjahr ab, was Ludwig ausführen wird. Ich mit meinen ahnungsschweren Gefühlen stimme überhaupt nicht für einen Abzug, wenn nicht ganz unvorhergesehene Notwendigkeiten oder besondere Glücksfälle eintreten würden, vor letzteren glaube ich mich gesichert. Ich halte es für ein großes Wagnis, in unseren Jahren einen Zug zu unternehmen, der mit solchen Geldopfern verbunden ist. Und ebenso schwer ist [es] eine Wahl zu treffen, des Ortes nämlich, wenn die materiellen Verhältnisse eigentlich nur den Ausschlag geben können. Geniale und ideale Naturen glauben freilich, das, was den Geist erfrischt, belebt und fördert, geht allem anderen vor[an], auch ich stimme [dem] bei und wünsche nichts mehr, als daß mein Mann // zu einem Entschluß kommen möchte, einen Ort zu wählen, der ganz seinem Wesen entsprechen würde. Aber wenn bei einer solchen Veränderung, wie sie es wäre, wenn wir mit Sack und Pack von hier wegziehen würden, neue Sorgen und Not entstehen würden, wo

wäre da ein Gewinn für den Geist, wenn wir selbst unter den Göttern säßen? Lorchon wäre auch für einen Abzug, die Jugend sieht [vieles] mit andern Augen als das Alter. Warten und nichts übereilen, ist mein Losungswort. Nebenbei sage ich mir auch: dem Leben vertrauen, aber das hält nicht recht Stich, dazu habe ich schon zu viele bittere Erfahrungen gemacht. –

Den 14t[en] [Januar 1865]

Daß mich überhaupt die Idee des Abzuges nicht so ausschließend beschäftigt, liegt wohl darinnen, daß mich Gedanken ganz anderer Art beunruhigen und quälen. Das ist hauptsächlich, daß die geistige Tätigkeit meines Mannes noch immer nicht recht in Fluß und Feuer ist. Sie haben so viel von der Berliner Reise gehofft, und sie hat darinnen wenig oder nichts gefruchtet, wie ich schon früher gesagt [habe], sie hat ihn nur unzufriedener, und wahrlich nicht mit Recht, bitterer für Nürnberg gestimmt, so daß ich oft in Verlegenheit und Ärger komme, wenn er sich darüber so erhitzt ausspricht. Rechne man doch alles, wie es ist, und // eben gerade so und nicht anders sein kann. Es ist kein dringender Wunsch in mir, als die Vollendung seiner lang begonnenen Arbeit, weil ich weiß oder vielleicht aus ihm herausfühle, welchen betrübenden, ja zerstörenden Einfluß diese geistige Hemmung auch auf seine körperlichen Kräfte ausübt. Das also ist es neben vielen andern Sorgen, was mich so herabstimmt und meinem Gemüte jede Heiterkeit raubt, denn ich erkenne ganz gut, selbst bei meinem einfachen Verstande, daß Ludwig noch etwas leisten sollte und den Schlußstein zu seinen früheren Werken noch nicht gesetzt hat. Diese Mitteilungen so ernster und zarter Natur kann ich nur gegen Sie, den lang bewährten Freund und Verehrer meines Mannes aussprechen, und Sie werden darinnen ebenso die Liebe zu meinem Mann als [auch] das Vertrauen zu Ihnen erkennen. Wäre nur die Entfernung zwischen uns nicht so sehr groß, denn was ist eine schriftliche Mitteilung gegen den mündlichen Austausch der Gedanken. Unser Leben können Sie sich recht still und einsam denken. Hie und da einen Gang nach der Stadt, einen Abendbesuch bei den Tanten bei einem Täßchen Tee, wir sind jetzt ganz besonders in Gnaden bei ihnen angenommen und [nun] wollen wir uns dieses Verhältnis zu erhalten suchen, da sie ja die Schwestern meines Mannes sind, und ich weiß, daß ihm diese Einigkeit wünschenswert ist. /

/ Er ißt fast jeden Samstag bei ihnen zu Mittag. Sie stehen sehr hoch in der Gunst bei ihnen. Das Theater hat Lorchon nur einmal bis jetzt besucht, in einem Konzert waren wir gestern, was uns

nicht ganz befriedigte, Lorchchen ist etwas verwöhnt von Berlin zurückgekommen. Den Silvesterabend [ver]brachten wir ganz, nur unter uns, im Hause zu. Mein Mann entfernte sich um 11 Uhr, wir aber wollten wachend in das neue Jahr eintreten. Freilich waren die Gedanken ernst, mit denen wir einen Blick in die Zukunft warfen, aber es war auch wieder erheiternd und tröstend, so vieler lieber entfernter Freunde zu gedenken, die vielleicht auch uns einen freundlichen Gedanken zusendeten. Sie leben doch wohl auch in geselliger Beziehung nicht so ganz abgeschlossen, bei Ihrer so aner kennenswerten Mittheil samkeit ist das nicht anzunehmen, auch ist mein Rat, selbst das Höchste und Beste mit Maß zu treiben. Welch ein großes Feld der Aussaat liegt vor Ihnen und welch eine reiche Ernte haben Sie zu hoffen, aber ich rufe Ihnen wiederholt zu[:.] // Überspannen Sie Ihre Kräfte nicht; doch was sage ich, wer kann solchem geistigen inneren Drang eine Grenze setzen, ebensowenig als ich je aufhören könnte, in meiner Weise tätig zu sein. Jedenfalls müssen Sie sich im Sommer wieder eine Erholung gönnen – und dürften wir dann auch [auf einen Besuch] hoffen? Haben Sie nicht auch am 6t[en] Januar Sturm und Gewitter gehabt[?] An demselben Tag hat der Blitz sich den einen schönen Lorenzerturm zum Opfer ausersehen und ihn bis zum Kranz vernichtet. Es war ein traurig prachtvolles Schauspiel. – Wir hatten einen solchen Sturm auf unserm Rechenberg, daß wir fürchteten, unser leicht gebautes Haus müßte zusammenstürzen.

Den 21. [Januar 1865]

Als ich den Brief absenden wollte, sagte mir Ludwig, er wolle auch mitschreiben, bekam jedoch einen sehr heftigen Katarrh und kommt wahrscheinlich erst heute zum Schreiben. Ihre Grüße soll ich Ihnen herzlich erwidern. Lorchchen sendet Ihnen die versprochene Photographie nebst freundlichem Gruß. Sie befriedigt mich nicht ganz, auch die Ihrige sollte besser sein, um mehr Wert für uns zu haben. Zu Weihnachten schickte uns Schreitmüller Ihr Medaillon, was wirklich sehr gut ist, nur der Bart [ist] etwas zu stark. Nun leben Sie wohl, mein lieber Freund! Wollen wir auf ein frohes Wiedersehen hoffen! Ihre Sie verehrende

Bertha Feuerbach

Wäre nur der Winter gar überstanden! /

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

30. April 1865

/ Rechenberg, den 30t[en] April [1865]

Mein lieber junger Freund!

Wenn die Beantwortung Ihrer Frage in bezug auf Ihre Wanderschaft nicht von so großer Wichtigkeit wäre, so hätten Sie noch keinen Brief von mir bekommen, denn ich bin in diesem Augenblick eigentlich ganz unfähig, Briefe zu schreiben. Das Schicksal rüttelt unaufhörlich, und die Kraft zum Tragen wird weniger. Wir haben einen äußerst trüben und sorgenvollen Winter durchlebt, und im März hatten wir von der Kälte noch so viel zu leiden, daß wir mit höchster Ungeduld das Frühjahr erwarteten. Das Frühjahr begann am 1t[en] April auf eine // prachtvolle Weise, hatte aber auch ebenso unerwartete und schmerzvolle Tage in seinem Gefolge. Meine älteste Schwester Stadler kam nach Nürnberg zu ihrer Tochter auf Besuch, war heiter im Kreise der Ihrigen und ihrer Enkel, gesund noch hoffnungsreich in die Zukunft blickend, da plötzlich wurde sie ebenso unerwartet, wie ihr Herr Vater, vom Schlag gerührt, der nach 5tägigem Krankenlager ihrem Leben ein Ziel setzte. Ich enthalte mich jeder weiteren Schilderung dieser schmerzvollen Zeit, und will nur noch bemerken, daß ich selbst sehr unwohl wurde und überhaupt seitdem der Gedanke an den eignen Tod sehr nahe an mich herangetreten ist. Nun bekam ich noch in dieser Zeit einen sehr bösen, schmerzhaften Finger an der rechten Hand, zu dem ich sogar // einen Arzt haben mußte. Sie also einen bösen Fuß, der Sie nicht mehr geschmerzt haben konnte als mein Finger; denn entschlief ich mich einmal zu einem Arzt [zu gehen], so muß das Übel schon groß und gefährlich sein. Ich darf den Finger noch immer nicht anstrengen, darum dieses abscheuliche Gekritzeln. Ich bin aber froh, daß wir von Ihrem harten Schicksal nichts wußten und jetzt uns herzlich mitfreuen, daß Sie mit dem Resultat zufrieden sein können. Ludwig läßt Sie dies auf das herzlichste versichern, er beantwortet auch Ihren Brief nicht, in Erwartung Ihres persönlichen Besuches.

Nun zur eigentlichen Beantwortung Ihres Briefes. Pläne, weder zur Auswanderung noch zu einer Reise, sind bis jetzt nicht gemacht. Und ich schreibe Ihnen deshalb so schnell, damit Sie ganz ohne alle Rücksicht für uns die Ihrigen machen // können, und [ich] wünsche so bald als möglich, daß Sie uns dieselben mitteilen. Wenn es Hauptzweck ist, eine deutsche Universität zu besuchen, so vermute ich, daß Sie uns nicht vor[-], sondern nachher besuchen, da ja die Universitäten schon Mitte August geschlossen werden. Und welche werden Sie wählen, ich vermute Berlin? Mein Mann ist wieder ganz gesund, ob er disponibel zur schriftstellerischen Tätigkeit ist, weiß ich nicht, aber es wäre mein höchster Wunsch! Die Meinigen grüßen Sie. Schicken Sie [uns] bald Ihre Photographie. Schreiben Sie auch bald, denn ich erwarte mit Ungeduld Ihre Reisepläne. Die Tage, die Sie bei uns zubringen, würden diesmal für mich ruhigere sein, weil mir keine Berliner Reise im Kopfe steckt, die mir viel Unruhe machte. Mögen die Götter Sie gesund zu uns führen und auch wir nicht weiter vom Schicksal bedroht werden, damit unser Zusammensein ein schönes werden möchte!

Ihre Bertha Feuerbach /

14

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

30. Juni 1865

/ Rechenberg, den 30t[en] Juni 65

Lieber Herr Bolin!

Wenn ich nicht seit Wochen das Vorhaben gehabt hätte, Ihnen zu schreiben, und Ihnen in Gedanken auch mehrere Briefe geschrieben hätte, so würde ich mich zu Entschuldigungen bei Ihnen veranlaßt sehen. Gegen die Gesetze der Freundschaft fehle ich sehr ungern, und doch mußte es diesmal so kommen, daß ich es unterließ, Ihnen meinen herzlichen Willkomm[en] zu senden, seit Sie uns von Helsingfors so nahe gerückt sind. Ich beruhige mich indessen mit meinem Bewußtsein und mit dem Vertrauen, was ich in Sie setze, mein Schweigen nicht mißdeuten zu können. Seien Sie stets und in jeder Lage meiner Teilnahme und unwandelbaren Freundschaft von meiner Seite überzeugt. –

Ihr letzter Brief kam gestern in meine Hände, und obwohl ich seit einigen // Tagen von einem Gesichtsleiden unangenehm

überrascht wurde, was namentlich das rechte Augen berührt, so säume ich nicht, so gut es bei einem solchen Leiden geht, umgehend Ihnen zu antworten, da Sie die Angelegenheit mit Schreitmüller sehr schmerzlich zu berühren scheint. Die Lage vom Schreitmüller muß eine sehr sorgenvolle sein, und man darf sich allerdings nicht damit beruhigen, daß dies, solange Künstler und Schriftsteller existieren, fast immer das Los derselben war. Nun wird diese traurige Lage noch erhöht durch einen schwächlichen und kränklichen Körperbau. Im März war er mehrere Tage unser Gast, wo wir eigentlich erst in den Winter eingetreten [waren], ohne sich mit warmer Kleidung zu versehen, indem er, auf Frühlingswetter hoffend, seinen Mantel in München zurückließ. Das mag wohl // Ursache sein, daß sich sein rheumatisches Leiden dadurch gesteigert hat. Auch scheint das Klima ihm nicht zuträglich zu sein. Zur Beantwortung Ihres Briefes muß ich folgendes voraussetzen. Schreitmüller schrieb am 3t[en] Mai an meinen Mann und bat denselben, ihm eine kleine Summe vorzustrecken. Mein Mann war auch sogleich bereit dazu, ohne Glauben natürlich, daß er je an eine Zurückzahlung denken könne. Am 29t[en] Mai kam abermals ein Brief mit demselben Anliegen, worauf er sogleich zu H[errn] Dr. Baierlacher ging, durch dessen Vermittlung H[err] Kramer Klett 100 f[fl.] an Schreitmüller absendete, während auch mein Mann ihm wieder eine kleine Summe zukommen ließ. Mit den Tanten haben wir gestern Rücksprache genommen, die in dieser Sache selbst nichts tun können, indem sie sich nach so kurzer Zeit nicht nochmals an Krämer Klett wenden können. Auch können wir sämtlich nicht jetzt schon wieder die Güte des // H[errn] D[r]. Baierlacher in Anspruch nehmen, da dieser schon so *unendlich viel* für Schreitmüller getan hat. Ein gewisser Kohn, der auch schon für ihn vieles getan hat und Jude ist, wollen und können wir aus besonderen Gründen nicht in die Sache hereinziehen. Noch muß ich bemerken, daß ich nicht zweifle, daß auf Ihre Mitteilungen hin mein Mann sich geneigt fühlen wird, abermals sein Scherfflein beizutragen, obwohl ich dies nach unsern Verhältnissen durchaus nicht billigen könnte. Der einzige Ausweg bleibt noch, sich an seine Mutter zu wenden, wenn er das nicht selbst schon getan hat, die, soviel ich weiß, noch ein ganz kleines Kapital hat. Dieselbe ist eine alte Frau, die noch dient aus Sparsamkeit, brav und herzensgut denkt gegen ihren Sohn, aber natürlich dabei ängstlich und engherzig ist, was der Sohn nicht zu verstehen scheint. Nun, denke ich, haben wir uns genugsam über diese Angelegenheit

verständigt. Seit dem 29t[en] Mai haben wir keine Nachricht über seinen Gesundheitszustand. Daß er nach solch vorübergehender Krankheit eine Stärkung und Erholung braucht, zweifle ich nicht, ebensowenig, als daß sie auch gute Folgen haben würde. /

/ Mein Mann grüßt Sie und Sie werden wahrscheinlich noch Briefe von ihm nach Jena erhalten. Seit mehreren Tagen weilt Dr. Büchner aus Darmstadt hier, mit dem er viel zusammen ist und am Schreiben verhindert wurde. Sie haben über Ihrem Freund Schreitmüller sich selbst vergessen und nicht einmal angedeutet, wie es mit Ihnen selbst geht. Ich wünsche von ganzer Seele, daß das Bad die beabsichtigte Wirkung tun möge und Sie gesund, kräftig und heiter zu uns zurückkehren möchten. Bitte aber schreiben Sie mir einige Tage vorher Ihre Ankunft. Möge es ein frohes Wiedersehen sein! Wie wenig darf der Mensch hoffen! –

Noch meine Entschuldigung der Mängel dieses Brief[es] in jeder Weise, aber ich schrieb nur mit einem Auge und war infolge einer heftigen Gemütsbewegung nicht gesammelt genug.

Ihre Freundin
Bertha Feuerbach /

15

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

8. Juli 1865

/ Rechenberg, den 8t[en] Juli! [1865]

Teure Freundin!

Ohne auf die traurige Anzeige Deines erst heute morgen eingelaufenen Briefes einzugehen, schreibe ich in höchster Eile, um diese Zeilen sogleich abschicken zu können.

Ludwig ist seit Donnerstag früh mit mehreren bekannten Herren in den Bayrischen Wald abgereist, kommt jedoch bis Montag abend wieder zurück. Die Meldung Deiner Ankunft würde ihm gewiß eine ungemein angenehme // Botschaft sein. Ich fürchte nur, daß Dich diese Zeilen zu spät treffen, und Du den Weg nach Frankfurt [am Main] anstatt nach Nürnberg einschlagen wirst. Hast Du Deine Hieherkunft bis zum 15t[en] bestimmt, dann kann alles gut gehen, und wir sehen uns wieder nach langem Schweigen, was mehr ist als alle Briefe. Mögen die Götter uns günstig sein!

Deine

stets treue
Bertha Feuerbach

Herzliche Grüße von Lorchen. /

16

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

19. November 1865

/ Rechenberg, den 19t[en] November 1865

Sie müssen nicht denken, mein lieber Freund, daß ich Gleiches mit Gleichem vergelten will. Nur die Abhaltungsgründe sind gegen die Ihrigen verschieden. Am 6t[en] September erkrankte ich nämlich, und zwar zum erstenmal in meinem Leben. Erst in der letzten Woche des Oktobers war ich wieder so weit, daß ich lang hinausgeschobene Briefschulden abmachen konnte. Übrigens hatte ich dann im Häuslichen so vieles nachzuholen, daß ich mir erst vergangenen Sonntag vornehmen konnte, an Sie zu schreiben, ein Besuch vereitelte aber auch dieses Vorhaben. Da ich aber in meiner pedantischen Weise nur sonntags schreibe, so bin ich herzlich froh, daß ich heute durch nichts gestört werde, mein langes Still-/ /schweigen zu brechen. Ich habe während meines Krankseins recht viel gelitten, denn mein Gemüt war nicht weniger krank, als es mein Körper war. Ich weiß nicht, ob Ihnen meine trübe Stimmung bei Ihrem letzten Besuch entgangen ist. Sie war nämlich meine Begleiterin schon während dieses ganzen Jahres, und ich litt mehr, als meine Angehörigen ahneden. In meiner düstern Stimmung wollte es mir sogar dünken, Sie seien in den ersten Tagen Ihres Hierseins nicht mehr so herzlich als früher, und es machte mich diese Erfahrung ganz traurig. Mit aller Hingebung und Ruhe fügte ich mich in den Ratschluß der Götter, ordnete meine Angelegenheiten und sprach meinen letzten Willen über meine Leiche aus. Schwachheit war es von mir, vor meiner Krankheit nicht ohne Grauen an den Tod denken zu können, und jetzt, da ich // denselben mir nahe zu sein glaubte, war alle Furcht vorüber. Diese Erfahrung, die ich in dieser Zeit an mir selbst gemacht, ist mir sehr lieb, ich habe wenigstens eine Sorge, eine Qual weniger im Leben, denn überall hinein mischten sich mir diese Todesgedanken. – Ihr Brief war recht erfreulichen Inhaltes, Ihre ganze Reise ging ohne besondere Unfälle vonstatten, ungestört genossen Sie das schöne Zusammenleben mit Freunden und

Ihrer nächsten Angehörigen. Gesund und heiter sind Sie wieder in Ihr Berufsleben eingetreten, möchte der Winter so glücklich an Ihnen vorübergehen! Dies [ist] der herzliche Wunsch von uns allen! – Vielerlei haben wir noch zusammen gesprochen, über die kurzen Mitteilungen aus Ihrer Schrift, die Familie. Lorch machte // mancherlei Einwendungen, und ich habe sie ausgescholten, daß sie Ihnen diese nicht entgegenhielt. Aber sie ist eben ein schüchternes Mädchen, die durch die Einsamkeit des Landlebens und den wenigen bildenden Umgang an eine Konversation und [an das] Heraustreten aus sich selbst nicht gewöhnt ist. Wir freuen uns außerordentlich, wenn einmal eine Übersetzung dieser interessanten Schrift erscheint. Arbeitete nur mein Mann mit eben dem Eifer, mit eben der Lust als Sie, mein lieber Freund. Er ist wohl jetzt in Unterhandlung mit seinem Verleger und hat nur noch einiges zur Vollendung auszuarbeiten, aber das geschieht alles mit solcher Unlust und Verstimmung, daß wir dabei nicht wenig leiden. Er wird Ihnen erst später schreiben, da er sich jetzt mit keinerlei Beschäftigung einlassen darf. Auch wir wollen unsre Korrespondenz ganz langsam und zögernd fortführen, darum, weil Sie wenig Zeit, ich wenig Geschick und Lust habe. Leben Sie wohl und seien [Sie] von den Meinen herzlich begrüßt.

Bertha Feuerbach /

/ Mitfolgende Karte wird Ihnen die Verlobung meiner Tochter anzeigen. Wie wir, so werden auch Sie überrascht sein, da wir bei Ihrem letzten Besuch davon keine Erwähnung taten. Damals hatten wir kaum Ahnung davon, obwohl er schon mehrere Mal in unser Haus kam, wir glaubten aber, diese Besuche würden allein nur dem Papa gewidmet sein. Er nimmt hier eine ganz freie Stellung ein und ist deshalb auch ein freier Mann. Sein Beruf ist sowohl politischer als sozialer Natur, und seine ganze Richtung schließt sich an die meines Mannes an. Hat es mir früher oft eine Sorge gemacht, wenn ich mir meine Tochter allein und einsam stehend dachte, so ist es mir jetzt eine große Beruhigung und Freude, sie unter dem Schutz eines so // trefflichen Mannes zu wissen. Dies ist das Wenige, was ich Ihnen als Neuigkeit und freudiges Ereignis aus unsrer Familie berichten kann. Nochmals ein Lebewohl! Ihre Freundin

B[ertha] Feuerbach /

17

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

1865

[...] Mag die Kriegs-Trompete noch so luftig geblasen werden: in unseren Bergen werden wir uns wenig darum kümmern; bei uns seid Ihr sicher geborgen! [...]

18

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

1866

[...] Meine Gedanken schweifen dann hinaus zu Euch nach Rechenberg: Eure uneigennützigste Liebe zu mir zieht sich wie ein Glanzstreifen durch mein einfaches Leben. Ich schaue mit philosophischer Ruhe auf meine 52 Jahre zurück. Liebe und Freundschaft, diese zwei Sterne, haben mich bisher begleitet und dieser Kultus ist der einzige wahre, dem ich treu bleibe mein Leben lang. [...]

19

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

1866

[...] So niedrig und unscheinbar mein Leben auch dahinschleicht, wie traurig auch die Zeit meiner Kerkerhaft und Verbannung von meinen heimatlichen Bergen war, so habe ich doch die Probe durchgemacht. Wem habe ich diese Freudigkeit im Dulden und Handeln zu verdanken? – Niemand Anderem als Ihrem von mir so hochverehrten Vater. [...]

Johanna Kapp an Leonore Feuerbach

21. Oktober 1866

/ München, den 21ten Okt[ober] 1866

Geliebte, teure Leonore

Du hast mich aufgefordert Dir zu schreiben, und ich hege die Überzeugung, daß Du mit Interesse mein Geschick erfahren wirst, das noch so in Duster eingehüllt ist, daß ich selbst wohl noch nicht weiß, ob es Glück oder Mißgeschick umschließt. Ich habe mich wohl bereits zur Betretung eines bestimmten Pfades bestimmt; ... wohin er mich aber geleiten wird? ... ich weiß es selbst noch nicht. Ich bedurfte weit länger, zu einem Entschluß zu gelangen, – und auch zu einer Wohnung, – die mit *diesem* Entschluß in engster Verbindung stand, als ich erwartet hatte. Ich hatte mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, – traf Künstler mehrmals nicht zu Hause, – die ich [...] wollte, – wurde da und dort abgewiesen und war endlich hoffnungslos, sowohl zu Kopieren in einer Galerie zugelassen zu werden, als in einem Atelier oder in der Akademie hier unterzukommen, zu dem Entschlusse gelangt, unter irgendeinem Meister als Lehrer, zu praktizieren. Zu [...] wollte ich nicht, der für Damen einen eigenen Cours hält; die Arbeiten Hermione Stuntzes gefielen mir und die Stuntzischen lobten sehr deren Lehrer wie er mir bei persönlicher Bekanntschaft ganz gut gefiel und ich bestimmte mich endlich, wenn ich für daheim malen eine geeignete Wohnung gefunden, ihn auch als meinen Mentor anzunehmen, obwohl seine / [Text bricht ab]

/ Ich wurde von meiner Cousine, Fanny [...], zu der ich mich hier gleich nach Ankunft verfügte, äußerst erfreut und bereitwillig aufgenommen und befinde mich noch jetzt bis ich eingerichtet sein werde unter deren mütterlichen Obhut. Eduard ist ihr Liebling, und nach ihm komme gleich ich in ihrer Gunst, da sie mich auch von früher her genauer kennt. Sie ist Witwe und kinderlos und sie trauert noch um ihren einzigen Sohn, um den sie jedoch, – aber so wie für ihren verstorb[enen] Mann, keine wahre,

tiefe Trauer empfinden kann. Sie [ist] *ungemein* gesprächig, und während ich schreibe plaudert sie gegen mich und erzählt mir die heimlichsten und schaudererregenden Dinge aus ihren eignen wie fremden Erfahrungen und von dem hiesigen [?] Leben, daß einem wirklich die Haare zu Berge stehen möchten. Ich werde in ihrer verwandtschaftlichen Vertraulichkeit in allen Gewässern [?] ihrer eignen Erfahrungen gewaschen und in ihrer Gesprächigkeit werden manche Dinge über mich, die sie zu erfahren wußte und sich zusammenreimt und auslegt, leider in die freie Welt ihres Umganges hinausspazieren. Sie *meint es sehr gut* mit mir, und wirkt vielleicht doch schädlich gegen mich, indem sie [...] ihrer großen Lebhaftigkeit [?] und in ihrem überaus großen Tätigkeits-sinne, ihre Zunge nicht im Zaume hält, die in unermüdlichen Redefluß manchmal das Vertrauteste und *besten* Verschwiegenste *zu Tage* fördert. Nach solchen [...] wird meine gute Leonore wohl selbst für mich bangen? da sie weiß, wie leicht zugänglich und offenherzig ich bin. / [Text bricht ab]

21

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

8./9. Februar 1867

/ Rechenberg, den 8t[en] Februar 1867

Verehrter Freund!

So lange haben Sie nichts von uns gehört, und auch Sie haben uns lange auf Nachrichten warten lassen, beides hat mir so leid getan. Mehrere Mal hörte ich Ludwig sagen: [„]Jetzt muß ich auch an Bolin schreiben[“], aber es kam bis jetzt nicht zur Ausführung. Nun ist er krank, und ein Brief an Sie würde sich in das Weite hinausziehen, wenn er mir nicht den Auftrag erteilt hätte, einstweilen ein Vorläufer seines später folgenden Briefes zu sein. Seit ich Ihnen das letzte Mal geschrieben, war der Inhalt meines Lebens Sorge und Kummer. Im Mai löste sich das Verhältnis meiner Tochter wieder auf eine erschütternde Weise. Die Lösung war aber ein Glück – nur das Bündnis und das, was voranging, machte uns diese Zeit zur qualvollsten, die es geben kann. Wir täuschten uns in dem Mann, der es wagen konnte mit seiner befleckten Seele um ein Mädchen // wie Lorch zu werben. Es bleibt mir ewig ein Geheimnis, wie wir alle blind bei sehenden

Augen waren. Ich werde noch abergläubisch und bilde mir ein, böse Mächte seien im Spiel gewesen. –

Genug davon, ich wünsche auch nicht, daß Sie, sollten Sie mir antworten, diesen Punkt berühren möchten. Der Sommer kam heran, die Kriegsflagge wurde aufgesteckt und kam nun wirklich so weit, daß Preußen unsre Stadt okkupierten. Das war ein reges Leben, da nichts zu fürchten war als höchstens Einquartierung, so fanden wir viel Geschmack an diesen unabsehbaren Truppen, die alle an unserm stillen Rechenberg vorüberzogen. Eines schönen Tages bekamen wir unvermutet 8 Mann pommerische Landwehrmänner. Später noch einen Hauptmann mit Bedienten und [ein] Pferd. Wir fügten uns in das Notwendige und da es so wackere Leute waren, taten wir das Mögliche, um es ihnen angenehm zu machen, denn alle hatten sie mächtige Sehnsucht nach der Heimat.

Eine Reise, die in diesem Sommer für Ludwig und Lorchien projektiert war, mußte unter-//bleiben, und die so äußerst notwendig für beide gewesen wäre. Von Ostern bis Pfingsten war der Dichter Herwegh hier und wohnte im Hotel Schultheis. Dieses tägliche Zusammensein, mit wenig[en] Ausnahme[n], die politischen Gespräche, die meistens unter den noch anwesenden Herren in die heftigste Leidenschaft überging, wirkten auf Ludwig[s] reizbares Nervensystem gewiß nur nachteilig. Mit Unruhe sah ich den Winter herbeikommen, und er war wirklich einer der unangenehmsten und sorgenvollsten. Die Gemütsstimmung meines Mannes, das körperliche Herabkommen wirkten auch auf seinen Geist so störend, daß er sich zu keiner Tätigkeit, selbst nicht zu den notwendigsten Briefen, entschließen konnte. Da sich nun mit diesen Erscheinungen eine gänzliche Appetitlosigkeit einfand, so sah ich mit der größten Besorgnis einer Katastrophe entgegen, die nach meiner Anschauung nicht ausbleiben konnte. Nun denken Sie sich noch das Peinliche für uns, daß er ein gänzlich Schweigen über seinen Zustand gegen uns behauptete. Wir konnten nur erraten, nur beobachten, und dies war um so ängstlicher, um so qualvoller. Es war am ersten Februar, // da überfiel es ihn mit Schwindel, es war diese Erscheinung nur Zeuge eines schwachen, kranken Magens. Wir hatten trotz der Beruhigung des Arztes einige sorgenvolle Tage und Nächte um ihn gehabt, wir dachten uns das Schlimmste. Seit gestern ist er zum erstenmal einige Stunden außer Bett und genießt etwas Schleimsuppe. Für diesmal wäre dieser Kelch an uns vorübergegangen. Aber wird sein Gemüt heiterer, sein Geist frischer

und sein Magen gesünder aus dieser bangen Zeit hervorgehen? Ich glaube nicht, die Übel liegen zu tief, sind zu sehr in seinem Wesen begründet, zu sehr eingenistet. Da sich Ludwig über nichts gegen uns ausspricht, so ergehen wir uns in tausend Vermutungen, und da ist eine trostloser als die andere. Ich glaube, daß das Innewerden der Abnahme seiner geistigen Kräfte ihn so gewaltsam ergreift und seine trübe Stimmung meist daraus hervorgeht. O mein Freund, wie alles dies mich schmerzlich berührt, wie ich mit ihm leide, ohne daß er es weiß, läßt sich kaum mitteilen. Aber all diese Sorgen, die ich jahrelang und nur mit einem theile, gehen nicht spurlos an mir vorüber. Auch in mir ist jede Spur der Heiterkeit erloschen, und ich kann mir kein Glück denken, was noch wie Sonnenschein einen heiteren Strahl in mich werfen könnte.

[Rechenberg,] *den 9. Februar*

Wie schwer und sauer wurde ihm die Vollendung seiner Schrift. Wie wenig befriedigt war // er selbst davon, wie wenig Anerkennung hatte er von der Welt. Zufällig las ich in einem seiner Briefe an einen Freund, daß er vorhabe, noch Ergänzungen diesem Werkchen beizufügen. Dazu muß er aber an Geist und Körper erst erstarken, und es ist mir ein wahrer Trost, daß er doch endlich mit Ernst daran denkt, beides anderswo zu suchen als in der erschlaffenden Rechenberger Luft. Es wäre nie so weit gekommen, wenn er sich eine solche Erholung schon früher gegönnt hätte. Er hätte dazu eine dringende Aufforderung gehabt durch die Einladung eines Freundes in eine Gegend, die ebenso schön, als der Aufenthalt dort kräftigend sein soll. Wir haben Ihnen doch gewiß schon erzählt von diesem schlichten Landmann, der ein Verehrer und Anhänger meines Mannes ist. Möchte sich nur der Frühling recht bald einstellen, wir sollten wahrlich entschädigt werden für einen solch abscheulichen Winter. Fortwährend Regen und Stürme, schnell abwechselnd mit einigen kalten Tagen, dadurch waren wir festgebannt in unsre Einsamkeit. // Wenn man sich zu beschäftigen weiß, ist sie einem nicht unangenehm. Ich fliehe die Menschen überhaupt eher, als ich sie aufsuche. Stumm, unerkant bewege ich mich unter ihnen. Lorchen hat jetzt ein neues und gutes Instrument, das bringt angenehmes Leben in unser Haus. Und nun, teurer Freund, wie geht es Ihnen, Sie erwähnen in Ihrem letzten Brief nichts darüber, was doch so wichtig ist. Khanikoffs sind von Rußland auch wieder nach Berlin übersiedelt und besuchten uns im November

auf einige Tage. Die Verhältnisse des Künstlers Schreitmüller haben sich nun auch besser gestaltet, er war sogar so glücklich, für einen bestimmten Zweck Italien zu bereisen. Ich bin froh für ihn und uns. Mein Mann tut in solchen Fällen immer mehr, als unsren Verhältnissen es angemessen ist. Ihm geht es nun seit 2 Tagen wieder gut und [er] läßt Sie herzlich grüßen. Ich hoffe, daß Sie sich der besten Gesundheit erfreuen und kann mir Sie dann nur recht tätig denken. Mit den freundschaftlichsten Gesinnungen Ihre

Bertha Feuerbach /

22

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

1867

[...] Ich habe diesen Winter größtenteils die langen Abende zum Durchlesen der „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ benützt – und muß aufrichtig gestehen, daß ich Ihren großen Vater erst jetzt ganz verstehe.

Ich war während meines ganzen Lebens etwas sparsam mit dem Namen „Freund“; aber wer ihn führt, der behält ihn. – Was sollte denn auf Erden noch heilig sein, wenn es nicht die Liebe und Freundschaft wäre? [...]

23

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

2. März 1867

/ Verehrter Freund!

Da Sie diese Zeilen als Begleitung in den Briefen meines Mannes finden werden, und er Ihnen doch wohl selbst über seinen körperlichen Zustand schreiben wird, so habe ich darüber Ihnen nur wenig zu sagen. Es geht ihm wieder gut, indem er mehr Appetit als vorher hatte, aber es ist alles nicht so, daß wir uns sorgenlos der nächsten Zeit für ihn hingeben könnten. Das

schlimmste ist dabei, daß er sich selbst über sein Befinden nie ausspricht und wir ihn noch weniger darüber fragen dürfen. Seine Stimmung // ist wie zuvor düster und reizbar, seine Schweigsamkeit ohne Grenzen; ziehen Sie daraus einen Schluß auf meine Stimmung, da ohnedies mein Gemüt mit andern Sorgen noch beschwert ist. Wenn er nur auf seinem früher gefaßten Entschluß fest stehen bleibt, eine Reise zu machen, wo er Luftveränderung und Zerstreuung hat. Sobald sich hierüber was entschieden hat, werde ich Ihnen schreiben, im Falle nämlich mein Mann sich nicht dazu bestimmen könnte, denn ihm ist das Briefschreiben noch lästiger als mir. Zwischen wahren Freunden kann auch die Korrespondenz jahrelang unterbrochen sein, und es kann doch dasselbe innere, innige Verhältnis fortbestehen. Das [ist] meine Ansicht. So stehen wir denn in einer Beziehung in einem großen Kontrast uns gegenüber. Die Mitteilungen // in Ihrem Brief haben mich vollkommen überzeugt, daß Sie sich ganz nach Ihrem Wunsch, nach Ihren Grundsätzen und innersten Bedürfnissen Ihres ganzen Wesens eine Stellung gegeben haben, die Sie vollkommen befriedigt und beglückt! Die Wahl Ihrer Lebensgefährtin wird ebensowohl allem diesen entsprechen, und so kann ich, als Ihre Freundin, mich auch innig und herzlich darüber freuen! – Ihre Gesundheit scheint sich auch befestigt zu haben, und ich wünsche nur eine fortgesetzte Dauer derselben, somit leben Sie wohl! Ihre Sie stets verehrende Freundin

Bertha Feuerbach

Rechenberg, den 2t[en] März 1867

Ihrer Worte, die Sie einmal bei uns ausgesprochen haben, habe ich mich seitdem oft erinnert, nämlich: „Er konnte nicht *nein* sagen“. Ich finde, daß in diesen wenigen Worten das Schicksal der meisten Menschen begründet ist. Auch das unsrige. – /

24

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

23. Januar 1868

/ Rechenberg, den 23t[en] Januar 1868

Liebe Emma!

Irre ich mich nicht, so hat unsre Korrespondenz im vorigen Jahr ganz gestockt. Ich weiß nicht, wie das gekommen ist, ich weiß

nur, oder fühle vielmehr ganz bestimmt, daß es nicht Mangel an veränderter Gesinnung gegen Dich war. [Ich] würde Dir vielleicht auch jetzt nicht schreiben, wenn Ludwig nicht so schreibfaul wäre und Dir auf Deinen Brief vom Juli 1867 geantwortet hätte. Meine Abneigung vor dem Briefschreiben wird zwar auch immer größer, aber es hat doch alles seine Grenzen, und kann ich Dir gleichwohl von uns nichts Tatsächliches berichten, so verlangt es mich doch herzlich, von Dir zu hören. Du warst in Paris, in dieser berühmten Weltstadt, oder bist am Ende noch // dort. Du hast einen Sohn in weiter Ferne, Dein Leben ist überhaupt noch nicht abgeschlossen wie das meinige, darum hast Du uns gewiß mancherlei Mitteilungen zu machen, die [in] unser einsames Leben etwas Anregung und Unterhaltungsstoff bringen. Laß daher bald etwas von Dir und den Deinen hören.

Das Jahr [18]67 war ein trauriges und unausstehliches Jahr. Traurig, weil Ludwig gleich in den ersten Monaten krank wurde. Unausstehlich, weil er sich zu keiner Reise entschließen konnte, was doch notwendig für ihn wie für Lorchen war. Endlich zu Ende Juli reisten beiden nach Goisern, einem Dorfe bei Ischl, wo er sehnlichst von einem Freund und Verehrer eingeladen war. Der Aufenthalt war ein höchst genußvoller // und kamen beide befriedigt und gestärkt zurück. Leider aber haben die schönen Erinnerungen an diesen Aufenthalt die von mir gehoffte Wirkung nicht gehabt, denn Ludwig ist verstimmter, mehr als je. Nun denke man sich einen Winter auf dem Rechenberg, keine Zerstreuung, keinen Umgang. Baierlacher und Hektor, seine einzigen Bekannten, ziehen sich ganz zurück. Fehlte es Ludwig an Mitteln nicht, würde er ganz von hier weggehen. Indessen hat er bis jetzt vor, wieder nach Goisern zu gehen für den ganzen Sommer. Ich würde das Haus ganz sperren und auch mitgehen, um dort eig[e]ne Menage [eigenen Haushalt] zu führen, denn eine ganz eingerichtete Wohnung steht unentgeltlich zu unserer Verfügung. Doch für jetzt sind das noch leichtgefaßte Pläne, wer weiß, wie es die Götter anders mit uns beschlossen haben. Besorgt und ernst sind meine Blicke der Zukunft zugekehrt. // Wenn man nicht eine Welt in sich trüge und sich nicht noch einiges geistiges Interesse bewahrt hätte, so wäre es ein erbärmliches Leben. Die alten Sorgen gehen von einem Jahr zum andern über und ziehen sich durch dieses auch wieder hindurch, diese Aussicht ist trostlos. Und doch wünsche ich keine Erlösung von ihr, wenigstens nicht durch den Tod. Ich habe es noch nicht so weit gebracht, daran mit vollster Resignation denken zu können. Ich weiß nur, daß das

Schicksal mir alles versagt hat, was mein Alter etwas verschönen könnte. Doch stille mit jeder Klage. Wir haben doch schon die Hälfte des Winters, und darunter waren sehr empfindliche kalte Tage, hinter uns und sind bis jetzt gesund gewesen. Lorchchen sucht sich gegen alle Entbehrungen durch ihr Klavier zu entschädigen. Ich bewundere ihren Fleiß und bedaure sie wegen Mangel an Talent. Ich komme kaum öfter zur Stadt, als es notwendig ist, meine Schwägerinnen zu besuchen. Leonore, die edlere, ist fortwährend unwohl. Elise ist noch immer heiter und witzig und sieht frisch und gesund aus. Ich bitte, laß bald von Dir hören, wir sehen uns sämtlich, ein Lebenszeichen von Dir zu erhalten –.

Herzlichen Gruß von Lorchchen. Wie immer Deine Freundin
B[ertha] Feuerbach

Ada und Marcel rufe in unser Gedächtnis zurück. /

25

Bertha Feuerbach an Elise Feuerbach

29. Dezember [1868]

Dienstag d[en] 29. Dezember [1868]

Liebe Elisa!

Ich wollte dir längst schon schreiben und Dir näheres über Lorchens Aufenthalt in Heidelberg mitteilen, weil ich glaube, daß es Freude machen würde, und weil ich dies gerne für dich tue. Allein die häufige Korrespondenz mit Heidelberg, die kurzen Tage und meine schwachen Augen traten bisher als Hindernis dagegen auf. Und vielleicht hätte heute auch nicht geschrieben und eine ruhigere Zeit abgewartet, wenn nicht T[ante] Elisa zu diesem Brief mich drängte.

Die Tanten wollen nämlich ein Braunschweiger Loos nehmen mit 36f., wünschen aber, daß sie Teilnehmer dazu finden. Wenn sie nun 6 Loose anbringen, kommt auf ein Loos 6f., was man aber wieder teilen kann. V[on] d[en] T[anten] nimmt jede ein Ganzes. Onkel Ludwig und Fritz sollen auch jeder eines nehmen. Ich, Erneste und Lorchchen nehmen auch eines zusammen. Und so hätten wir dann 6 Loose – wenn Ihr Euch mit anschließt. // Deinen Teil, wenn nämlich Dein Mann und Deine Mama sich

anschließen, übernehme ich mit 2f., da ja Lorchchen Dir schuldet, und ich gerne diese Schuld nach und nach abtragen möchte. Elisa schickt Euch den Prospektus, den ihr aber wohl selbst schon gesehen und gelesen habt, da ihr diese Zeitung lest. Nun bitte ich Dich, den Tanten oder mir recht bald Eure Entscheidung mitzuteilen, denn Du kennst das ungeduldige Warten Deiner Tante. Von Lorchchen habe ich fortwährend die erfreulichsten Nachrichten. Die Auseinandersetzungen darüber würden mir aber zu viel Zeit kosten, denn ich muß noch in dem alten Jahr darin vier Briefe absenden. Ich erwarte v[on] Lorchchen heute Briefe, die die Beschreibung des Weihnachtsfestes uns bringen sollen, die werde ich Dir zum Lesen schicken und vielleicht noch einige andere dazu. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie viele Freuden mir durch die Abwesenheit von Lorchchen¹ erblühen. Sie ist heiter [?], sie ist glücklich. Und was würde ihr der Rechenberger Winter geboten haben? Bei diesem abscheulichen Wetter², wo die Wege // ganz ungangbar sind, und wir durch die Entfernung von der Stadt auf alle geselligen Vergnügen verzichten müssen. Und bei uns selbst ist es ja auch nicht so gemütlich und erheiternd. Papa ist eigentlich mit sehr weniger Ausnahme verstimmt, wohl zum teil eine Folge der häufigen Appetitlosigkeit. Dann kommt noch dazu das fortwährende Alleinsein. Vielleicht die Woche 3-4 mal geht er zu [...], wo er natürlich stets alleine sitzt, um halb sechs fährt der Omnibus schon zurück, also ist er jeden abend zu Hause. Was mir das Lorchchen an Freude bietet, das bietet mir Dein Onkel an Sorgen, denn es ist, neben der Sorge, eine der schwierigsten Aufgaben, für einen verstimmtten Magen zu kochen. Hunger ist der beste Koch, das ist ein wahres Sprichwort. Wie oft muß ich des Tages über denken; bin froh, daß sie nicht da ist. Das Sprüchlein Deines lieben Mannes // ist mir nicht aus meinem Gedächtnis entschwunden, aber nur in Beziehung auf Deinen Mann, dem es aus der Seele gesprochen ist. Bei mir ist Hopfen und Malz verloren, was nicht innerstes Eigentum des Menschen ist, das kann er sich nicht aneignen, und wie wäre eine ungetrübte Heiterkeit möglich, in solchen Verhältnissen, wie sich leider die [...] meines Lebens gestaltet haben. Sowie Lorchchen zurückkommt, mußst Du gleich kommen, ihr eingewöhnten zu helfen. Ich freue mich sehr, die mir bei Dir erwiesene Gastfreundschaft Dir erwidern zu können. Das Diner am 1t[en] Feiertag ist sehr gut

1 *Im Ms folgt gestr.:* mir

2 Wetter: Winter *Korr. im Ms*

abgelaufen, da war Papa heiter und gesprächig, Dein Mann hätte sich auch gut unterhalten, es waren interessante Gespräche. Über die Nachrichten v[on] Anselm haben wir uns herzlich gefreut. In Berlin wird es ihm noch besser als in Wien gefallen. Grüßt ihn schönstens. Ich lebe auch nicht einsam und bin am liebsten zu Hause, wie wohl mir Zerstreuung besser wäre. Unsre Wünsche sind alle in die Luft gesprochen, darum halte ich auf Gratulationen gar nichts. Die Versicherung meiner innigen Liebe für Dich und Deinen lieben Mann ist Wahrheit und etwas Wirkliches. Deine Tante Bertha Feuerbach.¹

26

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

15. September 1870

/ Rechenberg, den 15. Sept[ember 18]70

Liebe Emma!

Deinen Brief erhielt ich vor 2 Tagen, konnte aber unmöglich Dir früher darauf Antwort geben, muß auch heute nur flüchtig und kurz schreiben. Begierig sind wir sehr, das heißt ich und Lorch, woher die „Neue Zeit“ von dem Unwohlsein meines Mannes erfuhr. Und noch dazu etwas entstellt. Lebensgefährlich war nie sein Zustand, auch war er keinen Tag gelegen. // Vor drei Jahren war er in einem ähnlichen Zustand, nur daß er diesen Schlaganfall im März und dieses Mal im Juli, 8 Tage vor seinem Geburtstag, bekam. Leider, daß es diese beiden Male gerade die edelsten Teile getroffen, daß daher sein Geist viel mehr leidet als sein Körper. Er spricht sich über diesen Zustand nicht einmal bei seinem Arzt aus, und wir sind noch viel weniger seine Vertrauten. War er früher eine schweigsame Natur, so ist er es jetzt noch viel mehr. Er äußert sich z. B. bei keinem seiner Bekannten und sehr wenigen Freunden über die jetzigen kriegesischen Zeiten. // Bei den lebhaftesten Gesprächen bleibt er stumm, und so sitzt er jeden Abend bei uns, ohne daß Lorch ihm ein Wort abgewinnen kann. Sein Gedächtnis ist ganz geschwächt, so wie er nie das rechte Wort findet für den Gegenstand, den er bezeichnen will. Indessen hat sich dies alles lange und seit dem ersten Anfall in

¹ *Am Rande*: Sage Deiner Mama das Herzlichste v[on] mir.

ihm vorbereitet, daher seine gänzliche Abneigung zum Briefschreiben, worüber ich mich oft nicht wenig alterierte. Diese Geistesstörung hat mir seit Jahren schon den tiefsten Kummer gemacht, den ich in mir verschlossen getragen. Und so ist auch jetzt mein und Lorchens Leben ein höchst trauriges, ganz freudenleeres. Denn was wir jetzt noch besitzen, kann uns jede Stunde genommen werden. Das Blatt der „Neuen Zeit“, worin dieser Artikel // gestanden, haben wir Ludwig bis jetzt vorenthalten, vielleicht merkt er es gar nicht, ich glaube, er würde es nicht anerkennend aufnehmen. Du hast freilich lange geschwiegen, und fast sollte ich glauben, Du hättest meinen Brief, den ich zur Zeit schrieb, wo Du in Paris warst, nicht erhalten. Meine Teilnahme und Freundschaft, die ich darinnen gegen Dich aussprach, hätte Dich kaum so lange stumm lassen können. Doch ist einmal in dieser Beziehung das Maß überschritten, so entschließt man sich schwer, wieder anzuknüpfen, und es gibt auch Lagen, wo man gänzlich verstummen möchte. Ich nehme, wie Du mich kennst, an allem, was Dir begegnet, Freud und Leid, den herzlichsten Anteil. Du berührst eine Sache in Deinem Brief, die mich fast wie verwundet hat, und darum bitte ich, *nie* mehr davon zu erwähnen, sie ist in unserm Gedächtnis gestrichen, und wenn Du weißt, was wahre Freundschaft ist und sein soll, so mußt Du ebenso beruhigt sein.

Unveränderlich Deine B. Feuerbach /

Bis jetzt haben wir selbst Deinen Brief Ludwig noch nicht angezeigt, ob ich gleich weiß, daß er sich freuen [wird], wieder einmal Nachrichten von Dir zu erhalten.

Lorchen grüßt herzlich. Sie teilt ganz Deine Ansichten in bezug auf den jetzigen Krieg. /

27

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

16. Februar 1871

/ Rechenberg den 16. Febr[uar] 71

Teure Freundin!

Obwohl ich seit längerer Zeit einen Widerwillen gegen das Briefschreiben habe, so überwinde ich doch diese häßliche

moralische Krankheit Dir gegenüber. Dein letzter Brief, der eine sofortige Antwort notwendig machte, war auch deshalb in der Eile geschrieben, und ich erinnere mich, daß damals mein Gemüt noch mit etwas Bitterkeit gegen Dich erfüllt war.

Dein Stillschweigen muß nahedaran 2 Jahre angedauert haben. Du schriebs in Deinem letzten Brief an meinen Mann, er soll Dir nach Paris antworten, hast aber die Adresse zu schreiben vergessen. Mein Mann war von der Schreibfaulheit schon früher angegriffen als ich, // ich übernahm deshalb, seine Stelle zu ersetzen und schrieb Dir einen Brief, der die innigste Freundschaft in ihrer vollsten Bedeutung gegen Dich aussprach. Denselben adressierte ich nach Lichtenthal, ob Du ihn erhalten hast, weiß ich nicht. Ich habe mich zu sehr geärgert, daß Lorch, als sie so glücklich waren, Deinen Mann in München zu treffen, nicht Erkundigungen über das Schicksal dieses Briefes eingezogen hat. Hast Du ihn nicht erhalten, so ist Dein langes Schweigen entschuldigt, hast Du ihn erhalten, so weiß ich nicht, was ich mir alles daraus entnehmen soll. Du ließest 2 Geburtstage vorübergehen, ohne meines Mannes zu denken. Jedesmal hoffte ich, Du würdest doch an diesem Tag Dein Stillschweigen brechen. Und nun genug. Der Zweck // des Briefes ist ja auch, Dir Nachricht über Ludwigs Befinden zu geben. Leider ist sein Zustand noch immer derselbe, als er es war, wo ich Dir das letztemal schrieb. O, es ist traurig, eine geistige Kraft so ganz zerstört zu sehen, und dabei denken zu müssen, daß er es vielleicht ebenso schmerzlich empfindet. Für uns wird die Sorge und der Schmerz für den teuren Mann dadurch noch vergrößert, indem er sich mit keiner Silbe über seinen Zustand ausspricht. Ein harter Winter liegt nun bald hinter uns, was aber können wir von den Frühlings- und Sommertagen hoffen? Wie wird er die längeren Tage hinbringen, wo er jetzt schon an der tödlichsten Langeweile leidet. Er beschäftigt sich zwar mit Lesen, aber ich glaube kaum, daß er auffassen kann, was er liest. Das Schreiben ist ihm ganz versagt. Es ist gut, daß er keine ausgebreitete Korrespondenz hat und // daß Lorch die Beantwortung, wenn auch nicht philosophisch, übernehmen kann. Du hast unterdessen Freuden erlebt, und wenn auch die lange Trennung von Deiner Ada ein großer Schmerz gewesen sein muß, so werden Dich ihre Briefe, die gewiß des glücklichsten Inhaltes sind, dafür entschädigen. „Die höchsten Freuden ruh'n auf dunklem Grunde“, sagt Dein Mann in einem seiner Gedichte. Was das Benehmen der Feuerbach in Heidelberg betrifft, so habe ich mich darüber nicht nur gewundert, sondern auch geärgert. Wie

kann eine Frau von dieser Bildung ein solches Benehmen gegen Dich zeigen, welch ein Urteil ladet sie dadurch auf sich. Willst Du haben, daß ich ihr davon Mitteilung mache? Du hast in Deinem Brief einen Punkt berührt, über den ich nicht schreiben will, aber Du mußt wissen, wie es zwischen uns abgemacht und feststeht. Lorchen, die sich so sehr für den deutsch-französischen Krieg interessiert, wünscht so sehr Deine Anschauungsweise zu erfahren und bittet Dich, in Deinem nächsten Brief Mitteilungen zu geben. Ich will Dich zu einer baldigen Antwort nicht drängen, aber bitte nicht um eine Wiederholung eines so langen Schweigens. Euch gelehrten // Frauen ist doch einen Brief zu schreiben so leicht, als es mir ist, wenn ich den Kochlöffel umdrehe. Ist Dein Urteil über die „Neue Zeit“ ein günstiges? Für mich und Lorchen ist es eine höchst anregende und interessante Lektüre. Es ist überhaupt für mich ein großes Glück, daß ich noch immer so viel geistiges Interesse habe, daß mich die neu hinzugetretenen Sorgen, zu den alten, nicht ganz mutlos herabstimmen. Ich kann mich doch wenigstens die Abende, wo ich mich sehr oft mit Lesen beschäftige, // so lange über des Tages Mühen und Sorgen hinwegheben. Meine Schwägerinnen grüßen herzlich. Leonore ist fortwährend leidend. Ich Sorge auch für sie. Elise ist so ziemlich die alte und Helene, die hier ist, die ewige Betschwester. Haben wir nicht Hoffnung, Dich im Laufe des Sommers einmal auf dem Rechenberg zu sehen? Wie vielfache Mitteilungen hätten wir uns zu machen. Wie armselig ist ein Brief, darum schreibe ich auch so ungerne, weil sie uns selbst und dem Empfänger nie genügen. Lorchen grüßt herzlich. Wie Du mich kennst, Deine

B[ertha] Feuerbach /

28

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

5. Juni 1871

/ Rechenberg, den 5. Juni [18]71

Teure Freundin!

Deinen inhaltsreichen Brief und das mitgesendete Gedicht Deines Mannes, das uns wie aus der Seele geschrieben war, für beides wollte ich Dir gleich antworten und danken. Aber so, wie ich bin und nie war, so mußte ich mir heute einen festen Vorsatz

fassen, um endlich diese Briefschuld, die wie ein Alp auf mir lastete, von meiner Seele zu wälzen. Allerdings schreibe ich auch grundsätzlich seltener als früher an meine auswärts korrespondierenden Freundinnen. So wie sich das Leben ernster gestaltet, so vermindert sich auch die Lust und das Bedürfnis der Mitteilung. Die Sorgen und äußeren traurigen Eindrücke nisten sich in der Seele so fest, daß sie uns gegen das Leben gleichgültig stimmen und jeder Energie uns berauben. // Diese moralischen Schwächen treten bei mir um so auffallender hervor, als bei meiner Gemütsanlage das Schicksal keine Rücksicht genommen hat, sondern unbarmherzig mit seinen Schlägen über mir gewaltet hat. Was Dich anbetrifft, liebe Emma, so kann ich Dir nur die Stelle wiederholen, die Dir bekannt sein wird: „Die höchsten Freuden ruh'n auf dunklem Grunde.“ Was kann es für eine Mutter Glücklicheres geben, als seine Tochter glücklich unter dem Schutze eines braven Mannes zu wissen. Es gibt jetzt so viel[e] Beispiele, daß Mädchen einem Manne weit über das Meer hinaus folgen, daß die deutschen Eltern bald an den Gedanken gewöhnt sein werden. Unsre Zustände sind ja durchgehends so mißlich, daß die ärmeren Klassen der Mädchen auf Verehelichung ganz verzichten // müssen. Wie freudig wird daher jeder vernünftige Mensch die Frauenemanzipation ergreifen, die diesem Übelstande zur rechten Zeit zur Hülfe kommt. Angenehm zerstreuen wirst Du Dich in der paradiesischen Gegend, in der Du lebst, wodurch Dir gewiß auch manche interessante Bekanntschaft zuteil werden wird. Anders ist es bei uns. Alles, was jetzt mir und Lorchen Bedürfnis wäre, entbehren wir, sowohl den Genuß einer großartigen Natur als auch den Umgang anregender und ermunternder Geselligkeit. Unser Leben ist so monoton, daß wir fast buchstäblich an geistigem Hunger totsterben. Was uns bisher gerettet, waren die politischen Zustände, aber wie ergreifen diese das mitfühlende Menschenherz; mit Abscheu wendet man sich ab von diesen Greuelszenen.

Der Zustand Ludwigs ist noch fortwährend derselbe und trägt in seinem Gefolge für uns gar viel bitteres Leid. // Er geht, außer seinen Spaziergang auf den Berg, gar nicht mehr aus, flieht alle Menschen und ist wütend, wenn er von einem Besuch meiner Bekannten hört. – Sein Ideengang ist ganz verwirrt, sein Gedächtnis gänzlich gestört. Der einzige Trost bei diesem Zustand für uns ist, daß er so noch lange andauern kann, und er uns deshalb noch lange wird erhalten bleiben können!

Gewiß hast Du auch schon Kunde bekommen von dem Un-

glück im Kappschen Hause, daß Johanna nun bereits schon 3/4 Jahr in einer Irrenheilanstalt untergebracht ist. Ihr Zustand ist abwechselnd gut und schlecht, und hat sie uns in ihren besseren Tagen schon mehrmals Nachrichten von sich gegeben, die ziemlich klar und richtig ausgesprochen waren. Die Hoffnungen, die man daran knüpfen konnte, scheiterten freilich immer wieder durch Nachrichten verschlimmernder Zustände. Als bemerkenswert muß ich Dir mitteilen, daß am 30. April der Blitz in unsre Wohnung einschlug, außer einem tödlichen Schreck uns eine große Zerstörung und Verwüstung hinterlassen hat. Hast Du mir Besonderes mitzuteilen, so rechne auf meine Teilnahme, außerdem erwarte ich so bald keine Antwort auf diesen Brief. /

/ Als ich Ludwig sagte, daß ich an Dich schreibe, trug er mir herzliche Grüße auf. Für Freunde, die er wahrhaft liebt, bewahrt er stets noch eine rege Teilnahme. Lorchon grüßt auch herzlich. Meine Schwägerinnen erwidern Deine Grüße. Leonore, stets unwohl, flößt mir Besorgnis ein. Bruder Fritz schrumpft in seiner Einsamkeit gänzlich zusammen. Hie und da besucht er uns, aus Teilnahme für seinen Bruder. // Sein Geist ist indessen noch frischer und gesünder, als es sein Körper ist. Da seine Ansichten über Frankreich übereinstimmend mit den unsrigen sind, so ist, namentlich für Lorchon, durch diesen Austausch der Ideen eine freudige Befriedigung gegeben.

Herzlichst Deine B[ertha] F[euerbach] /

Was braucht es zwischen Freunden vieler brieflicher Mitteilungen, die die Gewißheit in sich tragen, daß sie sich verstehen und der wärmsten Teilnahme sich gegenseitig gewiß sind. So war, bin und bleibe ich stets Deine

B. Feuerbach

29

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

Vor dem 27. Juni / 27. Juni 1871

/ Verehrter Herr Professor!

Sie werden die Mitteilung, zu der mich dieser Brief veranlaßt, nicht weniger teilnahmsvoll und schmerzlich aufnehmen, als uns tief betrückte die Nachricht, die Ihr letzter Brief an meinen Mann

enthielt. Tief betrauern wir Ihren Verlust, worunter eine Mutter wohl am meisten leidet.

Eine der höchsten Seligkeiten, die so ein kleines Wesen in seinem Gedeihen und [seiner] Entwicklung den Eltern gewährt, ist Ihnen entzogen. Aber für immer? Hier knüpft sich wohl eine fast sichere Hoffnung an, daß Ihnen ersetzt werden kann, was Sie verloren [haben]. Mögen die Götter meine Wünsche vernehmen! Anders ist es bei uns. Mein Mann ist nun fast schon über ein Jahr geirrend, so, daß er jeder geistigen Tätigkeit beraubt ist. // Er beschäftigt sich zwar hie und da mit einer Lektüre, liest die Zeitung, aber wieviel er dafür Verständnis hat, weiß ich nicht. Er nimmt auch hie und da die Feder zur Hand, um einen Brief zu beantworten, bringt es aber fast nie zu einem ganzen Satz. Schon vor einigen Tagen verlangte er Papier, wahrscheinlich in der Absicht, an Sie zu schreiben. Die Unfähigkeit aber dazu verstimmt ihn, so wie es mir scheint, außerordentlich. Ich sagte daher kürzlich zu ihm: „Du schreibst so ungerne, ich will an Bolin schreiben“, und [er] hat mir dieses Anerbieten mit Freuden gestattet, was mich sehr wunderte, er fügte hinzu, er wolle nur einige Zeilen beilegen. Er ist durch diesen traurigen Zustand noch ernster, schweigsamer und unzugänglicher geworden. Hat sich noch mit keiner Silbe // bei uns über denselben ausgesprochen, was diese Lage noch schwerer macht, als sie es ohnedies für uns ist. – Die längere Zeit schon andauernde Unlust zum Briefschreiben nehme ich als ein Zeichen an, daß dieses Übel schon länger in ihm vorbereitet war. Zu Ihrer Beruhigung kann ich Ihnen noch mitteilen, daß Papa körperlich sich wohler fühlt, als er es geistig ist. Vier Augen der Liebe wachen und beschützen ihn, und so hoffen wir, daß uns sein teures Leben noch länger wird erhalten bleiben. Die Saat, die er ausgestreut, ist reich, und Sie werden auf dem Boden, den er angebahnt hat, sein würdigster und fleißigster Arbeiter sein. Zum Schlusse noch die herzlichste Mahnung, seien Sie nicht zu fleißig, schonen Sie Ihre Gesundheit.

Mit Vergnügen habe ich ersehen, daß Sie sich eine kleine Erholung durch eine // Reise in Ihre Heimat gewähren wollen und später die so wohltätigen und stärkenden Seebäder benützen werden. Dergleichen Erholungen sind uns für immer versagt, da wir weder mit noch ohne Papa reisen können, und fühlen wir recht dringlich, wie sehr auch wir diese bedürften, denn es war ein leidensvoller und schwerer Winter. Von Ihrer Teilnahme läßt sich wohl erwarten, daß Sie diesen Brief nicht unbeantwortet lassen werden, und es möchte sich wohl durch das Unwohlsein

meines Mannes nun zwischen uns eine Korrespondenz anbahnen. Da ich aber selbst durch eine sehr gedrückte Stimmung alle Schreiblust verloren habe, so bemerke ich schließlich, daß ich nur schreiben werde, wenn etwas Mitteilenswertes über den Zustand meines Mannes vorkommen sollte. Grüßen Sie Ihre lebenswürdige Frau herzlichst von uns.

Mit Verehrung Ihre ergebene

Bertha Feuerbach

Rechenberg, den 27. Juni 71

Dieser Brief ist schon seit vielen Tagen angefangen und ich konnte nicht zum Schlusse kommen. /

30

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

25. Februar / 3. März 1872

/ Rechenberg, den 25. Februar 72

Liebe Emma!

Soviel ich mich erinnere, habe ich in meinem letzten Brief an Dich den Gedanken ausgesprochen, zugunsten meiner Schreibfaulheit, wir wollten uns nur dann schreiben, wenn dem einen oder anderen besondere mittel[en]swerte Ereignisse vorgekommen seien. Nun ist die Veranlassung, warum ich Dir jetzt schon schreibe, das köstliche Gedicht Deines Mannes, das uns Hektor vorigen Sonntag brachte und es uns vorlas. In einer Zeit wie die jetzige, wo der bessere Teil der Menschen mut[-] und hoffnungslos ist, sind solche Gedanken, offen ausgesprochen, ein wahres Labsal. Ludwig hörte aufmerksam zu, inwieweit er inneres Verständnis dafür hatte, weiß ich freilich nicht. –

Was ich Dir weiter zu berichten habe, werden Dir längst schon die Zeitungsartikel gebracht haben. Ob Du auch die große Lüge vom Hungertod gelesen[hast]? die die ganze Freundeswelt // meines Mannes in Aufregung und aus dem Schlummer weckte. Die Art, wie es geschah, hat uns eine so aufregende und qualvolle Zeit gebracht, daß es mir unmöglich ist, unsre Erlebnisse seit Monaten ausführlich zu beschreiben. Dr. Hektor, der ein langjähriger Freund unsres Hauses ist, unsre Verhältnisse kennt, ließe sich's einfallen, auch zugleich unser Wohltäter sein zu wollen. Leider

hat er sich dafür ein höchst tadelnswertes Individuum ersehen. Ehe Hektor mit demselben alles besprochen, um eine Agitation ehrenvoll ins Leben zu rufen, steht sie schon gedruckt in der Zeitung, und Hektor bringt sie uns mit verstörtem und blassem Gesicht, wie ich ihn noch nie gesehen, um uns auf eine solche krasse Darstellung vorzubereiten. Und nun beginnt eine Zeit für uns, die sich nicht beschreiben läßt, und der wir beide nicht gewachsen waren. Ludwig ist leider durch seinen geistigen Zustand jedes Urteils unfähig. Die Tanten benahmen sich gleich so, daß wir erst seit einigen Tagen ihr Haus wieder betreten, und zwar nur, weil sie zuerst die Hand uns zur Versöhnung boten. // Nun kamen Briefe auf Briefe um Anfragen und Erkundigungen, die wir der Wahrheit gemäß beantworteten. Fest entschlossen, alles zurückzuweisen, und die Agitation aufzulösen, wurden wir von allen Seiten daran verhindert. Dagegen lehnten sich unsre hiesigen Freunde und namentlich Karl Blind in London auf das entschiedenste auf. So wurden wir in eine Sache hineingezogen, die vielleicht manchem tadelnswert erscheinen wird und uns vielleicht kein großes Glück verheißt. –

Ich habe mich durch diese Mitteilungen so aufgeregt und eine wahre Angst beschleicht mich, daß ich heute schließen muß.

[3. März 1872]

Ich fahre heute, den 3. März, fort, um zum Schlusse dieses Briefes zu kommen. Eine große Teilnahme für das Ehrengeschenk meines Mannes ist allerdings in das Leben getreten, namentlich haben die Deutschen in Wien ihre volle Anerkennung durch Geldsendungen kundgegeben. In Amerika geschieht viel, und wir sind begierig, wie die Ergebnisse ausfallen werden. Eine Ot[t]ilie Assing interessiert sich hauptsächlich für die Sache und steht in Briefwechsel // mit Lorchen. So sehen wir denn mit Spannung dem Abschluß dieser Katastrophe entgegen. Aber glaube nicht, daß Glück und Freude jetzt bei uns eingezogen ist. Der traurige Zustand meines Mannes ist so schmerzlich für uns, so herabstimmend für Geist und Gemüt, daß es uns wie ein dichter Schleier das Glück verbirgt, das es für uns gewesen wäre, wenn es um einige Jahre früher uns erreicht hätte. –

Nun bin ich aber auch recht verlangend, von Dir wieder einmal ein Freundeswort zu hören. Von den Schicksalen Deiner entfernt lebenden Kinder zu hören, erregt meine volle Teilnahme. Und wie Du seitdem gelebt, da Dir ja Dein Aufenthalt des Interessanten gewiß viel bieten wird. Wir leben einsamer als je, denn da

Ludwig gar nicht mehr ausgeht, ausgenommen eines kurzen Spazierganges auf den Rechenberg, so sind auch wir gänzlich an das Haus gebunden. Die Aussicht, wenn sich auch unsre Verhältnisse besser gestalten würden, diesen Sommer längere Zeit zu meiner und Lorchens Erholung einen geeigneten Ort für einige Zeit zum Aufenthalt zu wählen, ist uns durch den Zustand Ludwigs ganz genommen. Und nun leb wohl! Unverändert Deine treuste Freundin Bertha Feuerbach

Lorchen grüßt herzlich. /

31

Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach

22. Juli 1872

/Londres 22 Juillet 1872

Mademoiselle,

Votre lettre m'a fait grand plaisir car sachant que votre père avait été malade j'étais vraiment inquiet de ne pas avoir de ses nouvelles. De votre côté vous avez pu m'accuser d'indifférence car je vois d'après ce que vous me dites que vous n'avez pas reçu la lettre que je vous avais envoyé de Ramsgate il y a longtemps déjà et où je vous demandais des nouvelles de la santé de votre père. Cette lettre aura sans doute été égarée j'espère que celle-ci plus heureuse vous parviendra et me disculpera à vos yeux. Je voudrais bien apprendre d'une façon plus positive que la santé de votre père est tout à fait rétablie et qu'il a pu sans trop se fatiguer reprendre ses travaux. Veuillez donc avoir l'obligeance quand vous en aurez le temps me donner de vos nouvelles elles me sont d'autant plus précieuses que je ne puis plus comme par le passé aller les chercher moi-même à Nurnberg et il se passera sans doute encore longtemps avant que nous puissions quitter l'Angleterre. Non pas que je crois à la longue durée du pouvoir des Versaillais qui oppriment en ce moment la France et assassinent les communards, mais même si les soi-disant radicaux qui ne sont pas moins nos ennemis arrivent au pouvoir nous n'aurions pas davantage la possibilité de rentrer. Ce serait seulement un pas de plus fait vers la nouvelle révolution qui je l'espère aura un plus

heureux succès que la dernière.

J'ai du aller passer une partie de l'année près de la mer avec ma mère qui était souffrante c'est ce qui m'a empêché de vous envoyer ce que je vous avais annoncé et n'ai plus pu me procurer à mon retour à Londres. Il est vrai que ce long délai ôtait beaucoup d'intérêt à la chose. J'ai fait depuis demander à Lissagaray s'il ne pouvait me procurer son volume qui serait le plus intéressant, il ne m'a pas encore répondu et je le regrette car vous ne pouvez guère vous faire une idée des fureurs de la répression versaillaise. Nous y trouvons il est vrai un enseignement; la clémence du peuple quand il est victorieux est sottise et nous voyons par l'exemple de nos ennemis comment il faut traiter un adversaire vaincu pour l'empêcher de se relever.

Nos amis Rey et Roy se trouvaient en provence au moment de la Commune, ils n'ont donc pas pu prendre part au mouvement et cela leur a permis d'échapper à la proscription. Le cit[oyen] Rogeard a dû s'enfuir en Suisse compromis qu'il était par la polémique dirigée par lui contre les Versaillais dans le journaux de la Commune.

La proscription est nombreuse, nous sommes ici près d'un millier autant en Belgique et en Suisse. C'est bien peu cependant quand on pense que cinquante mille sont tombés dans les combats ou ont été assassiné après la défaite et que 30 000 ont passé cette année entière sur les pontons. Avec le régime d'état de siège qui dure toujours Paris est toujours abattu et il faudra longtemps encore pour qu'il reconquière son énergie. Cependant la fureur de ceux que reviennent des pontons la haine ou le mépris général contre les versaillais nous donnent bon espoir.

Je serai bien content de savoir de votre côté ce que vous pensez de toutes choses et si en toutes choses particulières vous avez toute satisfaction. J'espère surtout que votre père a recouvré sa santé et que désormais elle ne vous donnera plus d'inquiétudes. Veuillez lui dire je vous prie combien je serais heureux d'avoir de bonnes nouvelles de lui et combien je lui suis reconnaissant aussi qu'à vous de la bonne amitié qui vous voulez bien me témoigner.

Présentez lui mes vœux sincères pour son bonheur et l'assurance de la sympathie de tous mes amis. Veuillez aussi je vous prie recevoir ainsi que Madame votre mère l'assurance de la respectueuse affection

de votre tout dévoué
E. Vaillant

7 Leighton Grove, Kentish Town, N.W.

[London, 22. Juli 1872

Sehr geehrtes Fräulein,

Ihr Brief hat mir große Freude bereitet, denn ich weiß wohl, daß Ihr Vater krank gewesen war, und ich war deswegen wirklich beunruhigt, nichts Neues von ihm zu wissen. Von Ihrer Seite aus haben Sie mich der Gleichgültigkeit beschuldigen gekonnt, denn ich sehe, nachdem Sie mir sagten, daß Sie den Brief nicht erhalten haben, den ich Ihnen von Ramsgate aus bereits vor langer Zeit geschickt hatte und in dem ich Neuigkeiten bezüglich der Gesundheit Ihres Vaters erbat. Dieser Brief wird ohne Zweifel fehlgeleitet worden sein. Ich hoffe, daß dieser Sie dennoch glücklicher erreicht und er mich in Ihren Augen entschuldigt. Ich würde es gerne auf eine konkretere Art erfahren, daß die Gesundheit Ihres Vater gänzlich wiederhergestellt ist und er, ohne allzu sehr zu ermüden, seine Arbeit wiederaufnehmen konnte. Wollen Sie demzufolge die Freundlichkeit besitzen, wenn Sie die Zeit haben, mir von Ihren Neuigkeiten, die mir ebensoviel wervoller sind, mitzuteilen, da ich sie nicht, mehr wie in der Vergangenheit in Nürnberg holen gehen darf, und es wird sich ohne Zweifel noch lange hinziehen, bis wir England verlassen können. Nicht, daß ich an die lange Dauer der Macht der Versailler glaube, die zu diesem Zeitpunkt Frankreich unterdrücken und die Kommunisten umbringen, aber selbst wenn die sogenannten Radikalen, die nicht weniger unsere Feinde sind, an die Macht kommen, haben wir nicht mehr noch die Möglichkeit, zurückzukehren. Dies wäre nicht nur ein Schritt von bereits Erledigterem in Richtung auf die Neue Revolution, die wie ich hoffe, einen glücklicheren Erfolg haben wird als die letzte.

Ich mußte einen Teil des Jahres mit meiner Mutter, die leidend war, in der Nähe des Meeres verbringen. Das ist es, was mich gehindert hat, Ihnen das, was ich Ihnen angekündigt hatte und bei meiner Rückkehr nach London nicht habe besorgen können, zu entsenden. Es ist wahr, daß dieser lange Zeitraum viel Interesse an der Sache wegnahm. Seitdem ich Lissagaray gebeten hatte, er solle mir seinen Band schicken, der wohl der interessanteste wäre, hat er mir noch nicht geantwortet und ich bedaure dies – denn sie können sich kaum eine Vorstellung von den Wütereien der Repression der Versailler machen. Wir finden hier, das ist wahr, Belehrung. Die Milde des Volkes, wenn es siegreich ist, ist Dummheit und wir sehen am Beispiel unserer Feinde wie man einen besiegten Gegner behandeln muß, um zu verhindern, daß er

sich wieder aufrichtet.

Unsere Freunde Rey und Roy befanden sich in der Provinz im Augenblick [des Aufstandes] der Kommune. Sie konnten demzufolge nicht an der Bewegung teilnehmen, und das hat es ihnen erlaubt, der Verbannung zu entgehen. Der Bürger Rogeard mußte in die Schweiz fliehen, so daß dies [ein] Kompromiß war [entstanden] durch die Polemik, die durch ihn gegen die Versailler in den Zeitungen der Kommune geleitet wurde.

Die Ächtung ist groß, wir sind hier beinahe an die tausend, ebenso[viele] in Belgien und in der Schweiz. Es ist sehr wenig, wenn man bedenkt, daß fünfzigtausend in den Kämpfen gefallen sind oder nach der Niederlage ermordet worden sind und daß 30000 dieses ganze Jahr die Brücken passiert haben. Mit dem Regime des Belagerungszustandes, das immer noch andauert, ist Paris immer niedergeschlagen, und es wird noch lange Zeit brauchen, bis es seine Energie wiedererlangen kann. Unterdessen gibt uns die Wut derjenigen, die von den Brücken wiederkehren, der Haß und die allgemeine Verachtung gegen die Versailler, gute Hoffnung.

Ich wäre sehr zufrieden, von Ihrer Seite zu wissen, was Sie von all diesen Sachen denken und ob Sie von all diesen eigentümlichen Dingen die ganze Befriedigung haben. Ich hoffe vor allem, daß Ihr Vater seine Gesundheit wiedererlangt hat und daß sie Ihnen von nun an keine weiteren Sorgen machen wird. Wollen Sie, ich bitte Sie darum, ihm mitteilen, wie glücklich ich wäre, gute Nachrichten von ihm zu erhalten und wie dankbar ich ihm bin – auch Ihnen gegenüber – über die gute Freundschaft, die sie mir wohl bezeugen.

Überreichen Sie ihm meine aufrichtigen Wünsche für sein Glück und die Zusicherung der Sympathie aller meiner Freunde. Wollen Sie gleichermaßen – so bitte ich Sie – auch Ihrer Frau Mutter die Versicherung der ehrerbietigen Zuneigung zukommen lassen

Ihres ganz ergebenen

E. Vaillant.

7 Leighton Grove, Kentish Town, N. W. London.]

Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach

18. September 1872

/Londres 18 Septembre 1872

Mademoiselle

C'est avec bien de la douleur que j'ai appris le coup terrible qui vient de vous frapper qui vient de nous frapper tous, en vous enlevant à vous un père si tendrement aimé à tous, le grand citoyen qui a tant fait pour la cause de la révolution et dont je m'honorais d'être l'ami.

Je ne veux pas troubler votre douleur par des stériles consolations, il n'y en a pas pour une telle perte, je veux seulement vous dire combien j'ai été frappé moi-même et quelle part sincère je prends à votre douleur et à celle de M^{me} Feuerbach.

À l'une et à l'autre je ne puis que vous souhaiter du courage, c'est la plus grande vœu qu'a formé en vous quittant celui qui vous aimiez tant.

Pour nous qui l'avons connu et aimé aussi pour qu'il a tant fait nous avons charge de sa mémoire et nous nous souviendrons toujours avec reconnaissance de l'immense service qu'il a rendu à l'humanité. Qui a jamais mieux mérité d'elle est qui pourrait être plus fière que vous d'avoir eu un tel père.

Encore une fois, Mademoiselle, soyez assurée ainsi que Madame Feuerbach de la sincère et profonde part que je prends à votre douleur et croyez à la sincère attention

de votre bien dévoué

E. Vaillant.

Je n'ose [pas] vous demander de vos nouvelles cependant vous me rendrez vraiment heureux quand vous m'apprendrez que vous avez eu la force de résister et trouvé pour votre mère et pour vous la force de surmonter votre désespoir.

[London, 18. September 1872

Sehr geehrtes Fräulein,

Mit reichlichem Schmerz habe ich von dem schrecklichen Schlag erfahren, der kommt, um Euch zu schlagen und der kommt, um uns alle zu schlagen, indem er von Ihnen einen Vater

wegnimmt, der von allen so zärtlich geliebt wird, der große Bürger, der so viel für den Anlaß der Revolution getan hat und von dem ich mich geehrt fühlte, sein Freund zu sein.

Ich will Ihren Schmerz nicht mit nutzlosen Tröstungen danderbringen, es gibt davon keine für einen solchen Verlust, ich möchte Ihnen sagen, wieviel ich selber getroffen gewesen bin, und welchen aufrichtigen Anteil ich an Ihrem Schmerz und an demjenigen von Frau Feuerbach.

Sowohl der einen als auch der anderen kann ich Ihnen nur Mut wünschen; dies ist der größte Wunsch, der sich gebildet hat, dadurch, daß Sie denjenigen verlieren, der sie so sehr geliebt hat.

Für uns, die ihn gekannt und geliebt haben für das, was er alles getan hat, haben wir die Verpflichtung seines Gedächtnisses, und wir werden uns immer mit Anerkennung an sein unermeßliches Verdienst erinnern, das er der Menschheit erwiesen hat. Wer hat jemals etwas Besseres verdient, worauf er stolz sein hätte können, als daß Sie einen solchen Vater haben durften.

Noch einmal, geehrtes Fräulein, seien Sie also versichert, daß ich auf das Aufrichtigste und Tiefste Anteil an Ihrem Schmerz nehme und Sie an die aufrichtige Aufmerksamkeit glauben dürfen

Ihres sehr ergebenen

E. Vaillant.

Ich wage es nicht, von Ihnen Neuigkeiten zu erbitten, indes würden Sie mich wirklich glücklich machen, wenn Sie mir mitteilten, daß Sie die Kraft besessen haben, zu widerstehen und für Ihre Mutter und für Sie die Kraft gefunden haben, Ihre Verzweiflung zu überwinden.

33

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

20. September 1872

... Den 18. September erhielt ich die schwarz umrandete Todesanzeige. – Daß es so schnell kommen würde, hätte ich bei meinem letzten Besuch im Frühjahr noch nicht gedacht. Diesen Herbst hoffte ich ihn noch zu sehen, – nun ist alles vorbei. ...

Ich verlor in ihm mehr als einen Freund –, mir war er *alles*, was *nur ein Mensch einem anderen sein kann! Er war in geistiger Beziehung mein Vater, mein Lehrer in allem Wahren, Guten und*

Schönen! Er war es, der die Scheidewand, welche mich von meinem eigenen Ich getrennt, niedergerissen hatte. *Ihm hatte ich es zu verdanken, daß ich während der vier Jahre in den Gefängnissen zu Graz und Brünn und in der Verbannung zu Olmütz den Mut nicht verloren habe*, um all den Jammer und das Elend auszuhalten, die mir Pfaffen-Bosheit und Regierungs-Despotimus bereitet hatten. ...

34

Hector Denis an Leonore Feuerbach

11. Oktober 1872

Mademoiselle,

J'ai reçu hier votre lettre et les deux imprimés que vous avez bien voulu me confier; je vous remercie vivement de la sympathie et de l'estime dont vous nous honorez. Nous refondons vos diverses observations dans l'article biographique du Gartenlaube, afin de rendre notre notice aussi religieusement exacte que possible. A ce propos permettez-moi d'approuver votre projet de publier une biographie complète de notre cher maître. Un temps viendra et il sera prochain j'espère, où, comme le disait son Lutzberger, si je me rappelle, s'élèvera le temple de l'Humanité, et la place de Louis Feuerbach sera l'une des plus belles. Les grands philosophes qui auront été les initiateurs de notre // siècle, sortiront de l'ombre où l'on voudrait les laisser aujourd'hui. C'est une chose triste à dire mais les enfants des philosophes du XIX^e siècle jouiront seuls de la gloire de leurs pères; ceux-ci n'auront connu que l'amertume: J'ai vu Proudhon de près ici, il est mort désespéré et lui qui s'était tant dévoué à ses semblables, il a laissé échapper ces mots en mourant : Sois de moi et de l'humanité !

Il a laissé deux petites filles qui voient de jour en jour grandir le nom de leur père. Il en sera ainsi de vous ; vous verrez se répondre la gloire de celui qui révéla l'essence humaine des religions et mourut peut-être en doutant de l'humanité !

Notre notice ne pourra paraître que dans huit jours ; nous y insérerons cette lettre de Louis Feuerbach que vous nous confiez et qui est d'une grande importance. Après cela, je m'empresserai de vous renvoyer les deux imprimés.

Recevez Mademoiselle la nouvelle assurance de tout notre dévouement

H. Denis

Ixelles 11 octobre 1872 /

[Sehr geehrtes Fräulein,

Ich habe gestern Ihren Brief und die zwei Druckwerke erhalten, die Sie mir gerne anvertrauen wollten. Ich bedanke mich bei Ihnen schnell für die Zuneigung und die Achtung, mit der sie uns ehren. Wir bearbeiten Ihre verschiedenen Anmerkungen in dem biographischen Artikel der Gartenlaube, um unsere Kurzbeschreibung so peinlich genau wie nur möglich wiederzugeben. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir, Ihrem Vorhaben eine vollständige Biographie unseres teuren Meisters beizufügen. Eine Zeit wird kommen, und ich hoffe, es wird bald sein, wo, wie es sein Lutzelberger sagte, wenn ich mich [recht] erinnere, sich der Tempel der Humanität erheben wird, und der Platz von Ludwig Feuerbach einer der schönsten sein wird. Die großen Philosophen, die die Initiatoren unseres Jahrhunderts gewesen waren, werden aus dem Schatten heraustreten, wo man sie heute gerne lassen würde. Es ist eine traurige Sache, [dies] sagen zu müssen, aber die Kinder der Philosophen des 19. Jahrhunderts werden einzig die Ehre ihrer Väter genießen, diejenigen, die nichts als die Bitterkeit gekannt haben werden: Ich habe Proudhon hier in der Nähe gesehen, er ist verzweifelt gestorben, und er, der so ergeben zu seinesgleichen war, ließ diese Worte sterbend entweichen: Zum Teufel mit mir und der Menschheit! Er hat zwei kleine Töchter hinterlassen, die von Tag zu Tag den Namen ihres Vaters anwachsen sehen. So wird es auch Ihnen ergehen. Sie werden sehen, wie der Ruhm desjenigen, der das humane Wesen der Religionen aufdeckte, vielleicht starb, weil er an der Menschheit verzweifelte.

Unsere Kurzbemerkung wird nicht nur in acht Tagen erscheinen. Wir werden dort [auch] diesen Brief von Ludwig Feuerbach einfügen, den Sie uns anvertraut haben und der von großer Bedeutung ist. Danach werde ich mich beeilen, die zwei Druckwerke an Sie zurückzuschicken.

Empfangen Sie, geehrtes Fräulein, die neuerliche Versicherung unserer ganzen Ergebenheit,

H. Denis.

Ixelles, 11. Oktober 1872./]

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

19. Oktober 1872

Rechenberg, 19. Okt[o]b[e]r 1872

Lieber Deubler!

[...] Ich hätte Ihren lieben Brief schon früher beantworten sollen, aber es wird mir so schwer, zu schreiben, von Demjenigen zu schreiben, dessen Bild und Wesen mein ganzes Inneres erfüllt, den ich so schmerzlich vermissem und der doch unwiederbringlich für uns verloren ist. Das traurige Ereignis seines Todes ist noch von zu kurzem Datum, als daß man schon ruhig darüber sprechen und schreiben könnte und ist auch dem Menschen die Kraft an- und eingeboren, sich in das Notwendige zu finden, so hat man doch Anfangs einen harten Kampf zwischen der Vernunft und dem Herzen zu bestehen, dem revolutionären Herzen, das sich nun schlechterdings nicht so ohne Weiteres in den kategorischen Imperativ des Todes fügen will.

In einigen Wochen verlassen wir den Rechenberg für immer und ziehen in die Stadt. Wohl wird es uns schwer, recht schwer, die so lange bewohnten Räume zu verlassen, wo der teure Vater zwölf Jahre lang gelebt, geschaffen und schließlich seinen letzten Atemzug ausgehaucht hat. Aber die Einsamkeit des Rechenberges würde uns nach dem erlittenen schweren Verlust fast unerträglich sein.

Hoffentlich sehen wir Sie einmal wieder, lieber Deubler, denn ich möchte fast mit Gewißheit behaupten, daß Sie Verlangen tragen, das Grab Ihres „alten lieben und guten Freundes“ Feuerbach zu besuchen! –

Mit tausend herzlichen Grüßen von Mama schließe ich in herzlichster, treuester Freundschaft:

Ihre
Leonore Feuerbach

Hector Denis an Leonore Feuerbach

19. Oktober 1872

/ Mademoiselle,

Permettez-moi de répondre un peu tard à votre dernière lettre; vous verrez que l'importance de l'idée que vous voulez bien me communiquer ne m'a pas échappé

Mon amitié pour Ewerbeck m'a sans nul doute entraîné beaucoup trop loin et rendu même injuste pour M^r Joseph Roy. Il est certain qu' Ewerbeck est un traducteur qui se substitue trop souvent à l'auteur qu'il traduit; mais c'est par Ewerbeck que j'ai connu Feuerbach, et j'ai pour ce pauvre et courageux écrivain l'affection que tout homme conserve pour les objets qui ont entouré son enfance. Jamais la lecture de M. Joseph Roy ne m'a fait la même impression que celle d'Ewerbeck.

Et pourtant M^r Joseph Roy est incontestablement un remarquable écrivain, tandis que l'excellent Ewerbeck sait assez mal le français.

Ce que j'aurais voulu, c'est une édition populaire de «L'Essence du Christianisme», et une édition à bon marché, c'est une chose bien triste à dire, mais les œuvres des penseurs qui se sont donnés pour mission d'émanciper le plus grand nombre, sont presque toujours inabordables au plus grand nombre; les riches seuls peuvent les acquérir, et ce sont précisément les riches qui doivent être et qui sont les plus rebelles aux progrès de la pensée. Cela nuit à la foi au peuple qui a, comme vous le dites besoin d'un aliment substantiel, et au philosophe qui a besoin de se voir compris et de se sentir soutenu par le peuple; n'est-ce pas son unique récompense? Je pensais donc qu'en éloignant dans «L'Essence du Christianisme» les parties trop abstraites ou de pure érudition, on aurait pu en faire une édition populaire à un double point de vue, à bon marché d'abord, facile à comprendre ensuite. La traduction d'Ewerbeck pouvait seul se prêter à cette sorte de mutilation, car c'étant une mutilation, sans doute M^r Roy ne s'y serait point prêté. Vous voyez, Mademoiselle, que je n'avais pas la présomption d'aborder une tâche que des hommes aussi savants ont remplie ; d'ailleurs, je ne suis pas versé dans votre langue à mon grand regret.

La lecture de votre lettre a suffi pour me faire abandonner mon idée. Il est incontestable que la traduction des Discours de 1849 remplit le but que je voulais atteindre et beaucoup mieux, sans qu'il soit nécessaire de mutiler l'Essence du Christianisme. Les Discours ont été en effet écrits pour le peuple, et dans une langue plus populaire que celle des grands travaux du philosophe. Que pourrais-je demander de plus ? Un dernier avantage pour nous, c'est l'existence d'une traduction italienne ; cette traduction étant exacte, d'après vous, nous pouvons à la rigueur nous borner à traduire la traduction italienne. Il reste une difficulté grave à divers points de vue, cet ouvrage est-il considérable ou bien ne forme-t-il qu'une bonne brochure. Je l'ai demandé à l'un de nos correspondants d'Italie, il ne me l'a pas encore envoyé; j'ignore donc actuellement l'importance matérielle de ce livre. Je ne soulève cette question que parce que la publication d'un petit livre ne nous serait pas impossible, tandis que celle d'un gros livre nous serait difficile. Nous donnerions les *Discours* en feuilleton et nous les publierions à part en volume.

La *Libre Pensée* à l'administration de laquelle j'ai parlé de ce projet, nous assurera son concours pécuniaire pour la publication en volume : cette publication serait vendue sans bénéfice, au prix de revient, à très bon marché donc.

Vous voyez, Mademoiselle, que j'ai fait faire un pas à votre idée que j'accueille avec et reconnaissance. Croyez que tout ce que nous pourrions faire pour populariser notre grand penseur, sera fait.

Je vite, Mademoiselle, votre respectueux et dévoué serviteur

H. Denis.

Ixelles 50 rue Goffart 19 Xbre-72

P.S. Si vous pouviez disposer pour quelques jours de la traduction italienne des Discours, vous m'obligeriez en l'envoyant, car je crains les retards de notre ami d'Italie, auquel j'écris de nouveau cependant en même temps qu'à vous.

[Sehr geehrtes Fräulein,
Erlauben Sie mir, ein wenig spät auf Ihren letzten Brief zu antworten. Sie werden sehen, daß die Wichtigkeit der Idee, die Sie mir gern mitteilen wollen, mir nicht abhanden gekommen ist.

Meine Freundschaft zu Ewerbeck hat mich ohne Zweifel viel zu weit fortgerissen und hat mich selbst ungerecht für Herrn Joseph Roy gemacht. Es ist sicher, daß Ewerbeck ein Übersetzer ist, der sich zu oft an die Stelle des Autors setzt, den er übersetzt.

Aber erst durch Ewerbeck habe ich Feuerbach kennengelernt, und ich hege für diesen armen und tapferen Schriftsteller die Zuneigung, die jeder Mann für die Gegenstände bewahrt, die seine Kindheit umgeben haben. Nie hat die Lektüre von Herrn Joseph Roy denselben Eindruck bei mir hinterlassen wie diejenige von Ewerbeck. Und dennoch ist Herr Joseph Roy unumstritten ein bemerkenswerter Schriftsteller, während der excellente Ewerbeck ziemlich schlecht Französisch kann.

Was ich gewollt hätte, ist eine volkstümliche Ausgabe von «Das Wesen des Christentums», und [zudem] eine billige. Es ist eine traurige Sache, dies sagen zu müssen, aber die Werke der Denker, die sich der Aufgabe verschrieben haben, die größte Anzahl zu emanzipieren, sind fast immer der größten Zahl unzugänglich. Einzig die Reichen können sie erwerben, und es sind genau die Reichen, die die Aufsässigen gegenüber den Fortschritten des Gedankens sind und sein müssen. Das schadet gleichzeitig dem Volk, das, wie Sie es sagen, Bedürfnis nach einem wesentlichen Nahrungsmittel hat und dem Philosophen, der das Bedürfnis hat, sich verstanden zu sehen und sich vom Volk unterstützt zu fühlen. Ist das nicht seine einzige Belohnung? Ich dachte also, indem ich im «Das Wesen des Christentums» die allzu abstrakten oder von reiner Gelehrsamkeit [zeugenden] Partien entfernte, könnte man daraus eine Populärausgabe machen und in doppelter Hinsicht billig zuerst und leichtverständlich danach. Die Übersetzung von Ewerbeck konnte sich allein für diese Art der Verstümmelung eignen, denn es ist eine Verstümmelung; ohne Zweifel wäre Herr Roy niemals dazu bereit gewesen. Sie sehen, geehrtes Fräulein, daß ich nicht die Anmaßung hatte, eine Aufgabe anzugehen, **die Menschen, die es schon wissen**, ausgefüllt haben. Übrigens bin ich zu meinem Bedauern nicht in Ihre Sprache verfallen.

Die Lektüre Ihres Briefes hat gereicht, um mich zur Aufgabe meiner Idee zu veranlassen. Es ist unbestreitbar, daß die Übersetzung der Abhandlungen von 1849 **das Ziel füllt**, das ich erreichen wollte, und, viel besser, ohne daß es notwendig ist, das «Das Wesen des Christentums» zu verstümmeln. Die Abhandlungen sind in der Tat für das Volk geschrieben worden, und in einer viel volkstümlicheren Sprache als jener der großen Arbeiten des Philosophen. Was könnte ich außerdem verlangen? Ein letzter Vorteil für uns wäre das Vorhandensein einer italienischen Übersetzung. Diese Übersetzung müßte genau sein; wir können, Ihrer Meinung nach, uns darauf beschränken, die italienische Überset-

zung zu übersetzen. Es bleibt eine ernsthafte Schwierigkeit von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet. Ist dieses Werk beachtlich, oder würde es eine gute Broschüre darstellen? Ich habe dies von einem unserer Korrespondenten aus Italien erbeten. Er hat es mir noch nicht geschickt. Demzufolge ignoriere ich zurzeit die materielle Bedeutung dieses Buches. Ich werfe diese Frage nicht nur auf, weil die Veröffentlichung eines kleinen Buches uns nicht unmöglich wäre, während die eines großen Buches uns schwierig wäre. Wir würden die Abhandlungen ins Feuilleton geben und sie getrennt als Band veröffentlichen. Die «La Libre Pensée», bei der Geschäftsführung, mit der ich über dieses Projekt gesprochen habe, wird uns eine finanzielle Prüfung für die Veröffentlichung im Band zusichern. Diese Veröffentlichung würde ohne Gewinn verkauft werden, zum Selbstkostenpreis, demzufolge billig.

Sie sehen, geehrtes Fräulein, daß ich einen Schritt in Richtung auf Ihre Idee hin mache, die ich mit Nachdruck und Dankbarkeit aufnehme. Glauben Sie daran, daß wir alles machen werden, um unseren großen Denker der Allgemeinheit nahezubringen.

Ich eile [?], geehrtes Fräulein, Ihr ehrerbietiger und ergebener Diener,

H. Denis.

P.S. Wenn Sie für einige Tage über die italienische Übersetzung der Abhandlungen verfügen könnten, würden Sie mich dazu verpflichten, sie Ihnen zu schicken [?], denn ich befürchte die Verspätungen unseres Freundes aus Italien, dem ich aufs neue schreibe, jedoch zur selben Zeit wie an Sie.]

37

Hector Denis an Leonore Feuerbach

19. Oktober 1872

/ Mademoiselle,

Vous avez dû lire dans La Liberté du 20, notre notice biographique et la traduction de la lettre que vous avez bien voulu me communiquer. Je n'ai pu [pas] faire, à mon grand regret, usage du discours de M^r Scholl, le temps pressait, et je ne sais pas l'allemande, hélas! J'ai dû réclamer le concours d'une parente, qui est allemande, et de quelques jeunes pensionnaires, ses amies.

C'est ainsi que je suis parvenue à rédiger cette notice. Celui des rédacteurs de La Liberté, qui possède complètement votre langue, était par malheur en voyage.

J'espère néanmoins que vous n'aurez été trop mécontente de cette biographie; j'y ai mis tout le soin que j'ai pu.

Il me reste à vous soumettre une idée qui m'a préoccupé souvent cette semaine. Je crois qu'il faudrait faire paraître à Paris une traduction nouvelle de *L'Essence du Christianisme*, l'ouvrage de M^r Joseph Roy ne suffit pas pour faire connaître L. Feuerbach. A la rigueur la traduction d'Ewerbeck revue par un écrivain possédant bien l'allemand suffirait ; la traduction d'Ewerbeck doit être fidèle, elle est seulement incorrecte ou possible. J'y tiens beaucoup pourtant car je lui dois d'avoir connu le maître il y a dix ans.

Adieu, donc, Mademoiselle, et croyez au dévouement de vos amis de Belgique, qui espèrent d'ailleurs pouvoir vous en donner des marques.

Votre respectueux serviteur

H. Denis

Ixelles 50 rue Goffart 29 octobre 1872

[Sehr geehrtes Fräulein,

Sie mußten in der «La Liberté» vom 20[sten] unsere biographische Notiz und die Übersetzung des Briefes lesen, den Sie mir gerne mitteilen wollten. Ich konnte zu meinem großen Bedauern keinen Gebrauch einer Unterredung mit Herrn Scholl machen, die Zeit drängte, und ich kann leider kein Deutsch! Ich mußte die Übersetzung einer Verwandten, die [selbst] Deutsche ist und einiger junger Pensionsgäste [?], ihrer Freunde, erbitten. So ist es mir doch gelungen, diese Notiz abzufassen. Derjenige von den Redakteuren der «La Liberté», der Ihre Sprache vollständig beherrscht, war unglücklicherweise im Urlaub. Ich hoffe dennoch, daß Sie nicht allzusehr unzufrieden mit dieser Biographie waren. Ich habe in sie die ganze Sorgfalt gelegt, wie ich konnte.

Es bleibt mir noch übrig, Ihnen einen Gedanken zu unterbreiten, der mich diese Woche oft beschäftigt hat. Ich glaube, man müßte in Paris eine neue Übersetzung vom «Das Wesen des Christentums» erscheinen lassen. Notfalls würde die Übersetzung von Ewerbeck, die von einem das Deutsche gut beherrschenden Schriftsteller revidiert wurde, ausreichen. Das Werk von Herrn Joseph Roy reicht nicht aus, um L. Feuerbach bekannt zu machen. Die Übersetzung von Ewerbeck muß zuverlässig sein, sie ist nur unrichtig oder möglich. Ich hänge jedoch sehr daran, denn ich

muß den Meister schon vor zehn Jahren gekannt haben.

Leben Sie also wohl, geehrtes Fräulein, und glauben Sie an die Ergebenheit Ihrer Freunde aus Belgien, die übrigens hoffen, Ihnen davon Beweise geben zu können.

Ihr ehrerbietiger Diener,
H. Denis.

Ixelles, 50 rue Goffart, 29. Oktober 1872.]

38

Bertha Feuerbach an Conrad Beyer

vor dem 11. November 1872

[...] Wenn ich von dem Eindruck sprechen soll, den Feuerbachs Erscheinung und sein langjähriger Umgang auf mich gemacht haat, so kann ich es nicht anders ausdrücken, als er erschien mir höher als die andern Sterblichen, – er war ein Gott. [...]

39

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

etwa 1873

/ Teure Freundin!

Ihr werdet es kaum begreiflich finden, daß ich in einer so wichtigen Angelegenheit so lange schweigen konnte. Aber es hat sich vielleicht eben deshalb so lange hinausgesponnen. Und dann kam mehrwöchentlicher Besuch und zuletzt noch über mich ein langanhaltendes, schmerzhaftes Rheumatismusleiden. Die Hauptsache war auch, daß wir Onkel Fritz, der auch unwohl war, das Anerbieten Deines Mannes und alles, was Du über die Angelegenheit wegen der Herausgabe der Papiere des teuren Entschla-//fenen gesagt, ihm keine Mitteilung machen konnten. Erst vor einigen Wochen war Lorchen bei ihrem Onkel und erhielt den Bescheid, daß er vor allem die Papiere durchsehen müsse, ob und was sich zum Drucke eigne. Nun ist aber der gute Bruder Fritz von einer solchen Ängstlichkeit und von einer so totalen Tatlosigkeit heimgesucht, daß ich nicht weiß, ob er zu

diesem Werke schreiten wird. Aber eine reine Unmöglichkeit ist es für ihn, auf Deine Einladung einzugehen, nach Baden-Baden persönlich selbst zu kommen. Allerdings ist es auch meine Meinung, daß die Herausgabe nicht zu lange sollte verschoben werden. Ein persönlicher Freund des Verstorbenen war Professor Bolin // in Helsingfors. Derselbe besuchte Ludwig im Jahre [18]58, und von dieser Zeit an machte er jährlich eine Reise nach Deutschland, um ihn zu besuchen, und stand dabei stets in regem Briefwechsel mit ihm. Seit mehreren Wochen habe ich von demselben eine Antwort in meinen Händen, auf einen Brief, worinnen ich ihm Mitteilungen machte über die Krankheit und den Hingang des Entschlafenen und vorübergehend den leisen Wunsch aussprach, er möge dem Leben und Wirken seines väterlichen Freundes ein Denkmal widmen. Der Brief ist zur Zeit bei Onkel Fritz, und ich will den meinigen an Dich keinen Tag länger bei mir liegenlassen. Dein Mann wird daraus ersehen, daß Bolin Strauß im Auge hat, worauf wir aber nicht eingehen wollen. Die beiden standen sich doch persönlich zu ferne, und es soll ja nicht allein der Schriftsteller, es // soll auch der Mensch gefeiert werden.

In welch eine innere Unruhe und Zerrissenheit mich dies alles versetzt, läßt sich nicht sagen. Daß wir Deinen verehrten Mann würdig zur Herausgabe der Briefe und Papiere halten und daß er vor allen ins Auge gefaßt wird, davon müßt Ihr alle beide wohl überzeugt sein. Sobald der Besuch aus dem Hause ist, wollen Lorchen und ich uns über die Briefe machen, denn was ganz wertlos zur Herausgabe ist, soviel Urteil werden wir doch wohl haben. Und dann muß die Sache noch einmal mit Fritz und Deinem Mann besprochen werden. Nur soviel diesmal, indem ich den aufrichtigen Wunsch noch hinzufüge, es möchten unterdessen recht erfreuliche Nachrichten von Deiner entfernten Tochter eingetroffen sein. Stets Deine treue Freundin

Bertha Feuerbach

Lorchen grüßt herzlich.

40

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

14. Januar 1873

Liebe Emma!

Mit wahren Schrecken las ich heute in Deinem Brief vom 20t[en] November und ich beantworte Deine liebevollen Zeilen erst heute, den 14. Januar 73. O wie dringen Deine liebevollen Worte so wohlthätig, so tröstend zu meinem Herzen. Noch nie, ich spreche es offen aus, habe ich Deine Freundschaft in ihrem ganzen Umfange, in ihrer ganzen Wahrheit so erkannt, als jetzt. Sie ist eine Weihe des großen Toten und daher ewig und unvergänglich! Aber gleich von vornherein muß ich Dir mitteilen, daß uns Deine Gedanken nicht mehr auf dem Rechenberg suchen dürfen. Wir wohnen seit einigen Wochen in der Stadt, und ich kann wohl sagen, der Geist des geliebten Toten ist mit uns gegangen. Wir sind // seinem Grabe näher gerückt, das wir nun öfter besuchen können, und Lorchchen [hat] mit Tränen befeuchteten Kränzen sein Grab [ge]schmückt. Sein Bruder Fritz wohnt ganz nahe am Kirchhof, und wird sehr oft dort gesehen. Der Tod dieses geliebten Bruders hat ihn tiefer ergriffen als er es auszusprechen vermag. – Auch Tante Leonore hat dieser Verlust tief ergriffen, denn sie liebte diesen Bruder mit der Tiefe ihres Gemütes. Wir fühlen deutlich heraus, daß sie bei uns, namentlich bei Lorchchen, die sie sehr liebt, Ersatz sucht für diese allzu fühlbare Lücke in der Familie. Die Tanten sind überhaupt voll Herzlichkeit und suchen alles zu vermeiden, was dieses Verhältnis stören könnte. Freilich haben sie sich jetzt auch überzeugt, daß dieser Aufruf keine Schande, sondern nur Ehre war für den teuren Verstorbenen und nebenbei, wenn auch zu spät, mit materiellem Vorteil verknüpft war. Es war mir dadurch die Mög-//lichkeit gegeben, dem kranken Mann alles zu gewähren, was zu seiner Pflege, zu seiner Bequemlichkeit und Erleichterung notwendig war. Aber es bleibt immer ein tragisches Schicksal, das nicht leicht zu überwinden ist, daß es ihm nicht vergönnt war, mit klarem Geiste diese unerwarteten Lichtstrahlen seines Lebens erschauen und sich daran erfreuen zu können. Glaube mir indessen, meine Teure, der Gedanke, die Erinnerungen an den Lebenden, sind mir nicht weniger schmerzlich als es mir sein Tod ist. Wer ein liebendes, ein geistig aufmerksames Auge hat, und das ist doch bei einer Frau vorauszusetzen, und so habe ich tief und schmerzlich gefühlt, wie im steten Kampf seine Seele war, ja, daß er eigentlich im Leben und in jeder Periode desselben, nie glücklich war. Seine tiefe, schweigsame und verschlossene Natur

machte ja nicht einmal Ansprüche auf Teilnahme und suchte keine Erleichterung durch gegenseitige Mitteilung. Schweigsam und gedankenvoll saß er in seinem Lehnstuhl, und mir und Lorchten blutete das Herz dabei. – /

/ Unsre Verhältnisse haben sich so umgestaltet, daß ich ohne Sorgen in der Gegenwart leben kann und, was dies betrifft, auch ruhig in die Zukunft für Lorchten sein kann. Aber sind denn mit diesen Sorgen alle anderen Sorgen aufgehoben? Jahrelange Sorgen, die letzten Jahre voll Aufregungen und tiefem, unausgesprochenem Kummer um den Leidenden, haben geistig und körperlich und bei so zunehmendem Alter meine Kräfte erschöpft. Der Gedanke tritt jeden Tag näher an mich heran, daß ich recht bald die Ruhestätte des geliebten Toten teilen werde. Aber Du wirst es begreiflich finden, daß ich mehr den Lebenden als den Toten angehören möchte. Denn, daß Lorchten materiell versorgt ist, daran kann ich um ihr künftiges Schicksal doch nicht ganz beruhigt sein. Ihr Wesen ist nicht so glücklich angelegt, daß ihr das Leben leicht wird ohne allen Halt und [alle] Stütze. Unter den Schutz der Tanten sie zu wissen gewährt mir keinen Trost. Auch gehört mir zu einer befriedigenden Existenz ein Beruf, ein Zweck des Lebens. – /

/ Inzwischen tadle ich mich oft über dieses Bangen in die Zukunft. Habe ich doch in meinem langen Leben immer so oft erfahren, wie ganz vergebens dieses Sorgen ist und daß doch irgend einmal eine weise und gütige Hand in unser Schicksal eingreift. Ach, es ist etwas herrliches um die Tapferkeit der Seele, warum fehlt sie mir, warum auch ihr, so gänzlich. Lorchten sucht ihren Schmerz zu mildern an ihrem Klavier. Und konnte sich bis jetzt zu keiner andern Beschäftigung bestimmen, als nur im Geiste ihres unvergeßlichen Vaters zu arbeiten. Sie liest seine Werke und macht Auszüge. Ordnet mit Hektor die hinterlassenen Briefe und Papiere, die doch auch dem Drucke übergeben werden sollen. Hektor ist uns ein treuer Freund geblieben, der uns mit Rat und Tat zur Seite steht. Für die Herausgabe haben wir leider in seinen Freundeskreisen niemand gefunden, den wir dieser Arbeit unterziehen möchten. Ein Gönner von Ludwig, der reiche Cramer[-]Klett läßt aus seinen Mitteln ihm ein Grabmal setzen. Die Kundgebungen der Verehrung und Liebe, wie sie uns so häufig zukommen, sind uns, wenn auch schmerzlich, doch zugleich erhebend und tröstlich. /

/ Wiedersehen müssen wir uns noch in diesem Leben, das fühle ich als eine innere Notwendigkeit für mich. Daß es freilich auf

diesem Weg zustandekommen kann, wie Du meinst, das wird nicht auszuführen sein. Lorchchen schickt unser Arzt in ein Bad, und ich muß irgendein stärkendes Luftbad nehmen. Dies steht fest, wenn nicht irgendein besonderes Ereignis dazwischen tritt. Diese Pläne werden sich aber kaum vereinigen lassen mit einem Abstecher nach Baden-Baden. So müssen wir schon einen anderen günstigen Zeitpunkt abwarten, der unsere gegenseitigen Wünsche in Erfüllung bringen wird. Halte mich nicht für so glücklich als Du mich in meinen Verhältnissen jetzt glauben möchtest. Ich bin für die Empfindungen des Glücks abgestumpft, und die Fähigkeit der wahren und wirklichen Freude fehlt mir gänzlich. Dann bin ich viel zu wenig Egoistin. Ich habe nie für mich etwas gewollt, [in] mein[em] Leben von früher Jugend [an] war ein beständiges Opfern und aufgeben für die Meinigen, das lag in meinem Wesen und war das Glück // meines Lebens. So wie ich jetzt oft denke: Warum hat man ihn früher als mich abgerufen? So kommt mir gar oft der Gedanke, wenn ich andere bekümmerte Familien sehe, warum mir ein besseres Los geworden ist, die Beantwortung liegt freilich nahe. Du wirst sie Dir selbst geben können, wem ich sie zu danken habe direkt und indirekt. Aber das Leben ist kostspielig und habe ich seit dem Tode Ludwig[s] kolossale Ausgaben gehabt, mancherlei Opfer der Familie Stadler gebracht und dem Kleinen Wohltätigkeiten erwiesen. Es ist eigentümlich, wie sogleich der Mehr[-]Einnahme sogleich die Mehr[-]Ausgaben folgen. Es läßt mir nur keine Ruhe mehr, bis ich endlich, dem Wunsche Deines Mannes entsprechend, hiemit ein Andenken des verstorbenen Freundes absenden kann. Lorchchen schickt das Heft nebst herzlichem Gruß, wie sie es auf des Teuren Schreibtisch gefunden hat. Dir, meine teure Emma, gehört die Brusttasche // nebst Inhalt. Was Du in dem Briefe eingeschlagen findest, denke Dir dazu seine Hand noch lebend, die es Dir mit den innigsten Freundesgefühlen eingelegt hat, und so handle ich in seinem Geiste, und von einem Mißverständnis kann zwischen uns nie die Rede sein. Sei stets so offen gegen mich, ich weiß, Du hast keine treuere Freundin und keine, die so tief teilnehmend mit Dir fühlt als ich. Nur eins muß ich bemerken, erwähne mit keiner Silbe der Einlage und mache keine Bemerkungen über die Tanten, damit ich ihnen Deinen nächsten Brief kann lesen lassen, sie können nicht begreifen, warum zwischen uns alle Korrespondenz unterbrochen ist. Zeige mir nur bald den Empfang an, weiter mache ich keine Ansprüche. Teile mir ja [etwas] über Deine entfernten Kinder mit und halte Dich

für eine glücklich Mutter, Deine Lieben so geborgen zu wissen. Was Du über Deinen guten großen Sohn schreibst, beklage ich mit Dir tief. Könntest Du Dir doch das Glück verschaffen, dieses einzige[?] Kind bei Dir zu haben, seine Entwicklung[?] leiten zu können. /

/ Lorchon läßt Dich herzlich grüßen, Du fühlst wohl, wie innig sie Dir zugetan ist. Grüße Deinen Mann auch herzlich von mir. Schreibe doch in Deinem nächsten Brief, wie Du lebst, ob Du auch befreundete Fami[lien] hast mit denen Du in gemütlichem Verkehr stehst. Sei immer, wenn auch oft schweigsam (ich habe Kopfleiden und muß viele[s] Schreiben meiden), der geistigen Nähe gewiß Deiner

Bertha Feuerbach /

41

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

27. April 1873

/ Nürnberg, den 27. April 73

Liebe Emma!

Während ich mich von Tag zu Tag, von einer Nacht zur andern quäle, Dir eine Mitteilung zu machen, die Euch nicht wenig befremden, ja sogar verletzen muß, wird uns zum größten Erstauen schon die Veröffentlichung in den Zeitungen gebracht, und somit auch Euch schon zu Ohren gekommen sein, was ich Dir heute mitteilen wollte. Unvorhergesehenes Zusammentreffen, Verschlingungen eigner Art, bestimmten uns endlich zu einem Abschluß zu kommen, der hoffentlich uns // einmal in eine ruhige, weniger aufregende Stimmung bringen wird. Lorchon wird sich erleichtert fühlen, wenn sie die Papiere, deren Ordnen ihr so viele Mühe gemacht, endlich aus ihren Händen geben kann. Zu diesem Zweck reist der Herausgeber direkt hierher.

Karl Grün war der erste, der sich bei dem Aufrufe zugunsten Ludwig Feuerbach[s] der Sache mit aller Energie angenommen hat und seitdem in Briefwechsel mit uns steht. Aus Wien und Österreich wurden auch namhafte Summen eingeschickt. –

Ich habe dieser Sache nichts mehr hinzuzufügen, als daß alles glücklich // seinem Ende zugeführt werden möge. Wir bereiten uns nun vor zu einem mehrmonatlichen Gebirgsaufenthalt, und

erwarten davon, und hoffentlich nicht umsonst, eine Erstarkung unsrer aufgeriebenen geistigen wie körperlichen Kräfte. Dies gilt namentlich für Lorchen, die dem Leben noch länger angehört als ich und zum Verbrauchen Kräfte nötig hat, denn das Leben ist ein Kampfplatz und nur der kann sich würdig darauf behaupten, dem Mut und Ausdauer nicht fehlen, aber nur ein gesunder Körper gibt uns diesen. Daß Dein lieber Besuch uns nicht erfreut hat, das // konnte ich freilich nur als ein glückliches Zeichen annehmen. Aber damit schwindet die Hoffnung nicht eines Wiedersehens in diesem Leben, um so mehr als ich an ein Jenseitiges nicht glaube, und daß Du doch auch den dringlichen Wunsch hegen wirst, das Grab des teuren Freundes zu besuchen, das in dem künftigen Monat ein Denkmal zieren wird.

Lorchen grüßt herzlich. Nun [spreche ich] die Versicherung unwandelbarer Freundschaft mit dem Wunsch [aus], daß auch Du dieselbe bleiben mögest.

Bertha Feuerbach /

42

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

16. Mai 1873

/ Nürnberg, den 16. Mai 73

Liebe Freundin!

Den kürzlich erwähnten Punkt, der mir so viele Kämpfe gekostet und mich in Konflikte versetzt [hat], die mir längere Zeit alle Ruhe raubten, wollen wir, da die Sache zum Abschluß gekommen, von nun an unberührt lassen. Nur Deinen Tadel, den Du in Deinem letzten Brief gegen uns aussprichst, muß ich erörtern. –

Glaubst Du denn nicht, daß uns Bruder Fritz der liebste und würdigste Mensch gewesen wäre, wenn wir ihn zur Herausgabe des schriftlichen Nachlasses seines geliebten Bruders für fähig hätten halten können. // Es sind, seit Du ihn hier das letztmal gesehen hast, 7 Jahre darüber hingegangen und seitdem hat er sich um ein bedeutendes verändert. Nicht nur durch rheumatisches Leiden ist seine körperliche und geistige Tätigkeit gestört, sondern vielmehr noch durch seine eigentümliche Lebensweise, indem er sich schon längere Jahre *allem* geselligen Umgang entzieht und jeden Umgang mit Menschen und jede neue Be-

kanntschaft sorgfältig und ängstlich meidet. Uns hat er, seit wir hier seit November wohnen, ein einziges Mal besucht. Alle Besorgungen in seinem kleinen Haushalt hat er selbst übernommen. Nun ist aber leicht erklär-//lich, daß bei seinem unpraktischen, linkischen und pedantischen Wesen, diese Beschäftigung ihn fast den ganzen Tag in Anspruch nimmt und er kaum die vollständige Ruhe findet, sich geistig zu beschäftigen. Bezeichnend ist, daß er nicht einmal das letzte kleine Werkchen von Ludwig, das nur in einigen Bogen besteht, zu lesen wünscht. Für uns ist es eine große Unannehmlichkeit und hätte uns die Lage nach den Tode des geliebten Mannes nach vielen Seiten hin um vieles erleichtert, wenn er geistesfähig dazu gewesen wäre. Es ist eben schlimm und unheilvoll für sich und andere, wenn man sich zu frühe gehen läßt und nicht alle Kraftanstrengung aufbietet, um das Räderwerk der Tätigkeit im Gange zu erhalten. /

/ Die übrigen Mitteilungen sind wahrhaft haarsträubend. In Diner Natur liegt ein Riesenkraft, die man nur bewundern kann. Übrigens möchte ich auch über diesen Punkt stillschweigend hinweggehen. Denn was hilft es Dir, wenn ich meine innige Teilnahme, meinen wahrhaft tiefempfundenen Schmerz über Deine Lage ausspreche, es verletzt mehr als es heilt. Erfahrung hat mich das gelehrt. Darum sind diese Art Sorgen das Härteste, denn sie ziehen uns herab, während andere moralische Leiden den Menschen nicht selten veredeln. Und so glaube mir, daß ich nicht um Deinetwillen allein, Dir so gerne Hülfe bieten möchte, ich wäre es auch mir schuldig, um selbst einen großen Teil der Sorgen, die ich mit Dir teile, loszuwerden. Wenn Deine Kinder bis jetzt kein Geld geschickt haben, was fängst Du an, um Dich durch dieses Sorgenlabyrinth durchzuwinden[?] Ich kenne die Verhältnisse zwischen Dir und Deinem H[errn] Bruder nicht, aber wenn Dir das Recht einer Anforderung zusteht, warum ergreifst Du es nicht[?] /

/ Ich bin sehr verlangend, in Deinem nächsten Brief zu hören, welchen Plan Du wegen einer künftigen Wohnung gefaßt hast. Auch ich stimme Dir bei, in eine größere Stadt zu ziehen, man lebt nicht nur unbemerkter, es bieten sich auch manche Vorteile, wenn man sie benutzen will. Ich habe zwar nicht in einer großen Stadt gelebt, habe aber doch auf dem Rechenberg manchen Kreuzer durch Stricken verdient und war mir diese[s] wenige eine belohnende Befriedigung. Wir gehen gleich nach den Pfingsttagen von hier weg und, wenn möglich, auf 3 Monate. Bis jetzt haben wir Aibling bei München und Rosenheim in Aussicht für

diesen Aufenthalt, wenigsten solange, als Lorchen dort selbst Bäder nehmen soll. Dann wollen wir noch einen Ge-//birgsaufenthalt wählen, da die Luft daselbst kräftiger ist. Dieses ärztliche Mittel erfordert materielle Opfer und diesmal die Gesundheit meiner Tochter und die Herstellung meiner total herabgekommenen Kräfte. So habe ich wohl das Recht, mit mehr Egoismus als ich es je in meinem Leben getan, an mich selbst zu denken. Vor meiner Abreise erhält[st] Du noch einen Brief, aber dann erst wieder, wenn wir in Nürnbergs Mauern eingezogen sind. –

Während dieser Erholungsreise will ich ganz nur nach meinen Neigungen leben und gänzlich aller Aufregung mich entziehen. Damit, das glaube mir unbedingt, liebe Emma, laß ich viel und mit Teilnahme an Dich denken werde und mit Lorchen Du der Gegenstand unseres Gesprächs sein wirst. Möge Dir die geistige Kraft erhalten bleiben, damit Du Dein Lebensschiffchen durch die brandenden Wogen auch endlich zu einem erwünschten Ziele führen mögest. O dieser Wunsch könnte Dich nicht mehr beglücken als mich selbst. Für immer Deine Freundin

B. Feuerbach

Herzliche Grüße von Lorchen. – /

43

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

10. Oktober 1873

/ Nürnberg, den 10t[en] Oktob[er] [1873].

Liebe Emma!

Zurückkehrend fand ich Deine lieben, teilnahmsvollen Zeilen. Wir haben absichtlich den Ort gemieden und die schmerzlichen Erinnerungen, die [in] uns eine schwere, kurz vergangene Zeit (denn was ist ein Jahr) vorführte, beide mit desto lebendigerem Gefühle gefeiert. Der erste Gang war natürlich an sein Grab. Das Grabmal hat mich aber nicht so befriedigt, als ich es erwartete und als es mir vorher, namentlich von meinen Schwägerinnen, dargestellt wurde. Die Einfachheit, die wirklich auch nicht größer ausgeprägt sein könnte, // tadle ich nicht, war ja auch der, der darunter ruht, die Einfachheit und Bescheidenheit selbst. Aber das Ganze läßt kalt. Ich glaubte, der obelischenähnliche Stein mit dem Medaillon würde mir entgegenleuchten bei dem Eintritt in den

Kirchhof, aber durch den ganz dunkelgrauen Stein fand ich mich getäuscht. Es wir von mehreren seiner hiesigen Freunde sehr getadelt, doch dieses Urteil nicht offen ausgesprochen aus Rücksicht für den Urheber desselben. Vielleicht kommst Du doch einmal hieher, um es selbst zu schauen. Unsre Abwesenheit von hier dehnten wir so lange als möglich in die Länge. Denn wahrlich hat man nicht die süße Hoffnung, [über] die Sommermonate Nürnbergs // Sandwüste den Rücken kehren zu können, so würde uns das Leben hier sehr schwer und unerträglich [werden]. Nürnberg wandelt sich ganz zu einer Gewerbs[-] und Fabrikstadt um, die Luft ist verpestet von dem Kohlenstaub und andern Wohlgerüchen und dennoch blieb Nürnberg von der Cholera verschont. Für die trüben Wintertage haben wir uns schöne freundlich[e] Erinnerungen gesammelt. Vollkommen befriedigt kehrten wir nach einem 13[-]wöchentlichen Gebirgsaufenthalt hieher zurück. Kann ich auch nicht sagen, daß ich mich besonders gekräftigt habe, dazu bin ich zu weit vorgerückt in den Jahren, aber ich habe wirklich mit jugendlichem Gemüte alle die schönen // Natureindrücke in mich aufgenommen, die sich so großartig geboten haben. Auch an Umgang mit lieben interessanten Menschen hat es uns nicht gefehlt und es hat sich mir recht bestätigt, was ich als guten Rat so oft gegen Ludwig ausgesprochen [habe]: Der Mensch gehört zum Menschen, es müssen nur die rechten sein. Lorchen hat mit mir genossen, gefühlt und gedacht. Aber wie oft, wie wehmütig dachten wir seiner, denn wir genossen, wo er ernten sollte, so ist keine Freude fortan mehr rein für uns. –

Und nun magst Du auch mir recht bald ein Bild Deines bisher geführten Lebens aufzeichnen. Lorchen grüßt herzlich, [wir] erwidern auch die Grüße Deines verehrten Mannes.

Wie Du mich kennst, Deine Freundin

Bertha Feuerbach /

44

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

4. / 7. Januar 1874

/ Nürnberg, den 4t[en] Januar 74

Liebe Emma!

Du wirst mich für treulos halten, daß ich so lange schweigen konnte oder wer weiß was für Gründe Dir ausdenken und den-

noch auf den rechten nicht kommen, der ist, daß ich krank war und noch lange nicht gesund sein werde. Ein heftiger Katharr, den ich nicht genug beachtete, hat sich aus Rache in den Magen versteckt und zieht mir dadurch ein langwieriges Leiden zu.

Durch Störung 3 Tage später: Ich fühle überhaupt, daß es die richtige Zeit nicht ist, Dir zu schreiben, mit dem Körper leidet ohne daß mein schwacher Geist und ich bemerke, was ich gestern gelesen und vollkommen auf mich paßt: „mir verwirren sich die Gedanken, wenn es darauf ankommt, Gefühle in Worte zu fassen“. Ich schreibe ohnedies jetzt nur, um Dir zu sagen, was Du von meinem Schweigen zu halten hast und um von Dir wieder Nachricht zu erhalten. Denn die Unterbrechung einer Korrespondenz mit unsern auswärtigen Freunden, schließt ja die Teilnahme und das geistige Fortleben nicht aus. Mit den zunehmenden Jahren schwindet überhaupt die Schreiblust. Die Mittheilbarkeit hört auf, Bedürfnis zu werden; man zieht sich in sich selbst zurück. /

/ Unser Leben ist nach außen hin sehr inhalt[s]los, obwohl es durchaus nicht einsam und still ist; (viel Lärm um nichts) ist bezeichnend dafür. Am besten fährt man immer dabei, wenn man in der Außenwelt so wenig als möglich sucht und in sich selbst eine Welt aufbaut, die uns genügen kann. An geistigen Genüssen hat uns ja überhaupt die Natur reichlich versorgt, man darf sie nur aufsuchen. Ob mir auch diesen Sommer die Naturgenüsse wieder zu Teil werden, wie im vorigen Jahr, daran kann ich jetzt noch nicht sicher denken, [dies] ist aber mein heißestes Sehnen.

Lorchen sitzt fleißig an ihrem Klavier, lebt im Geiste ihres vielgeliebten Vaters, und obwohl die äußere Trauer abgelegt, bewahrt sie die innere im treuesten Gemüte. Hoffentlich wird sich doch einmal finden, daß Du hieher kommen kannst. Ich kann weder Zeit noch Mittel zersplit[t]ern, um auf Deinen Vorschlag einzugehen. Schreibe mir nur jetzt recht bald über alles nah und fern, was Dich bewegt, erfreut und betrübt. O ich weiß es wohl, wie kalt läßt einem die Teilnahme, wenn sie nur in Worten ausgesprochen wird, und wie glücklich würde es mich machen, wenn ich sie Dir in anderer Weise beweisen könnte. Aber in dem Augenblick ist es mir unmöglich. Wahrlich auch dieses Glück ist nicht rein in seinem Genusse, man kommt in Kollisionen, und das Herz wird nicht selten auf harte Proben gestellt. –

Ich habe diesmal nur ein halbes Blatt genommen, und es ist eben Zeit, daß ich schließe, um meine Kopfnerven nicht noch mehr zu reizen. Schreib[e] bald und sei der tiefsten Freundschaft

versichert Deiner B. Feuerbach.

Lorchen grüßt herzlich und erwidert die Grüße Deines Mannes. /

45

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

11. Januar 1874

Nürnberg, den 11. Januar 1874

Lieber Deubler!

Soeben erhielt ich einen Brief von Prof. *Karl Grün* in Wien, dem Herausgeber von Papas Nachlaß. In Folge dessen ich Sie bitte, lieber Deubler, die Briefe, welche Papa an Sie geschrieben hat, direkt nach Wien an *Grün* zu senden; er hat nämlich einen Teil Ihrer an Papa geschriebenen Briefe mitgenommen und er wünscht jene ersteren ebenfalls zu besitzen. *Sie bekommen natürlich alle wieder zurück.*

Tun Sie mir den Gefallen und schicken Sie die Briefe recht bald nach Wien!

Mit tausend herzlichen Grüßen

Ihre treue Leonore Feuerbach

46

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

19. Januar 1874

Dorf Goisern, den 19. Jänner 1874

Liebe gute Freundin!

Ich danke Ihnen im Voraus für Ihre freundliche Zusage, daß ich die Büste Ihres mir unersetzlichen großen Vaters erhalten werde. Meine schwerfällige ungeübte Hand ist nicht im Stande, Ihnen meine Freude zu schildern, mit welcher ich hoffnungsvoll der Ankunft dieses für mich so wertvollen Geschenkes entgegensehe.

Gedenken Sie noch unseres Ausfluges auf die hohe Jochwand? und wie wir unter furchtbarem Donner und Blitz mit genauer Not in die Mühle an der Traun uns noch flüchten konnten? Erinnern

Sie sich noch, wie wir am Gosau-See waren, wie unser lieber Alter beim Schmied so froh und heiter wurde? Gedenken Sie noch des Forstbeamten *Fillak*, der uns nach Gosau begleitete? (Er ist vom Forstdienst ausgetreten und gegenwärtig Beamter bei der Franz-Josephs-Bahn). –

Der Glanzpunkt meines ganzen Lebens bleibt doch immer mein letzter Besuch in Rechenberg. Wie er von seiner Schlafkammer langsam herauskam! wie er nach und nach sichtbar bei meinem Anblicke auftaute und mir an die Brust sank – und wie ich ihn noch mit meinen Küssen an das Herz drückte! – *Dieser Augenblick ist die schönste Erinnerung meines Lebens!* Da stand ich weinend vor Freude, daß ich ihn so rüstig angetroffen habe, weinend aber auch vor Wehmut und Schmerz, daß ich ihn wohl zum allerletzten Male gesehen habe.

Sollte jedes einzelne Menschenleben auch nichts Anderes als ein flüchtiger Akkord in der ewigen Harmonie des Universums sein, wie ein großer Philosoph gesagt hat, so kann man von dem Leben des dahingeschiedenen großen Denkers mit Recht sagen: er war ein konsonierender Akkord, ein Akkord, der nicht nur im liebenden Kreis seiner Familie, sondern auch in den großen weiten Kreisen seiner Verehrer und Freunde nach Jahrhunderten noch nachtönen wird! –

Die kleine Broschüre: „*Leben und Geist Ludwig Feuerbach's*“ von Dr. C. Beyer (4. Aufl.) habe ich bei 15 Exemplaren in Goisern verbreitet. –

Nächsten Sommer will ich eine Wallfahrt nach Nürnberg zu dem Johannis-Friedhof machen – dann sehe ich Euch ja wieder, Ihr guten lieben Menschen.

Meine Lebensstellung hat jetzt einen andern Charakter angenommen. Ich muß jetzt den Kampf um das Dasein als Landbauer allein fortsetzen; denn ich habe diesen Herbst (1873) *das Gasthaus zur „Wartburg“ meiner Nandel* (Pflegetochter) übergeben, die dann gleich geheiratet hat. Die Ökonomie in Lassern und auf dem Primesberg habe ich mir behalten. Ich wohne mit meinem Weibe und zwei Viehmägden auf Primesberg; das Zimmer, wo Ihr Papa geschlafen hat, ist auch mein Schlafzimmer. Nur Sonntags komme ich ins Dorf hinunter und helfe meiner Tochter beim Wirten.

Vorigen Sommer waren *Radenhausen*, Verfasser der „*Isis*“, und *Balzer* aus Dresden bei mir. – Einen herzlichen Gruß an Ihre gute liebe Mutter und an Herrn Scholl.

Konrad Deubler

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

13. Februar 1874

Dorf Goisern, den 13. Februar 1874

Liebe gute Leonore!

Gestern Abend brachte ein Fuhrmann die große Kiste mit dem aufgeklebten Zettel „Nürnberg – Salzburg“. Ich erriet gleich den Inhalt und schickte sofort um die beiden *Steinbrecher* und *Elßenwenger*, damit diese Freunde bei der Eröffnung gegenwärtig seien. Die Kiste wurde geöffnet – das Papier als letzte Hülle weggenommen – lange, lautlose Stille! – Die unübertroffene Ähnlichkeit überraschte Jeden, der ihn gekannt hat. Ich konnte lange Nichts sprechen und mußte mich erst ausweinen vor Wehmut. Ja, so sah er aus, als ich ihn zum letzten Male in Rechenberg an meine Brust drückte, als wir miteinander die letzten Abschiedsküsse tauschten. Ich kann Ihnen meine mit Wehmut gemischte Freude nicht schildern und beschreiben. – Diese Büste ist für mich unbezahlbar, in geistiger wie materieller Beziehung! – Grüßen Sie mir Ihre gute Mutter ja recht herzlich und sagen Sie auch ihr meinen innigsten Dank für das so unschätzbare, nur zu kostbare Geschenk!

Lebt wohl, Ihr guten seltenen Menschen – und behaltet mich lieb!

Ihr dankbarer treuer Freund
Konrad Deubler

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

9. März 1874

/ Den 9. März 74

Liebe Emma!

Ich konnte Deine gewünschte Frage nicht so schnell als Du gewünscht [hast] beantworten, da wir uns die Frankf[urter]

Zeitung nicht halten und Hektor [trotz] aller Nachforschungen, die er gemacht [hat], dieselbe uns nicht verschaffen konnte. Wir vermuten, daß diese Notiz im Zusammenhang steht mit einer im Volksstaat enthaltenen Beschuldigung Wigands, eine ihm zum Druck übergebene Schrift Ludwigs // absichtlich zurückzuhalten. Ein Manuskript, das wir nach dem Tode unseres Teuren vorgefunden, haben wir zur Durchsicht Hektor übergeben, der es schon im November Wigand zugeschickt [hat]. Wie derselbe erst kürzlich an Hektor schreibt, verzögert sich der Druck durch die Streiks der Setzer. Hektor hat es übernommen, eine Erwiderung im Volksstaat zu bringen, da die Notizen in demselben auf Unwahrheiten beruhen. –

Daß Ludwig erst vor einem Jahr an Brockhaus geschrieben [hat], wo seine geistige Tätigkeit // schon völlig erschöpft war, glaube ich nicht, auch hat Lorchen unter seinen Briefen nichts der Art gefunden. Ich hätte heute Lorchen an meine[r] Stelle schreiben lassen [sollen], da mir infolge eines lang anhaltenden und schmerzhaften Rheumatismus die Feder zu halten sehr unbequem ist. Allein sie hat selbst einen nicht zu verschiebenden Brief zu schreiben, der gleichzeitig mit diesem abgeschickt werden muß. Das, was Du in bezug auf Strauß geschrieben [hast], ist [auch] unser[e] und Hektors Ansicht. Lorchen hat scharf und bestimmt diesen Rat zurückgewiesen.

Eine Abschrift der Notiz im Fr[ankfurter] J[ournal] wäre uns erwünscht. Mit ganzem Herzen und vollster Teilnahme Deiner Mitteilung Deine Freundin

B[ertha] F[euerbach] /

49

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

21. März 1874

/ Nürnberg, den 21. März 74
Breite Gasse 14

Verehrter Herr Professor!

Meine Tochter bekam diesen Morgen von H[errn] Professor Grün, dem Herausgeber des Nachlasses des Verstorbenen, einen Brief an Sie zugeschickt, da ihm Ihre Adresse unbekannt ist mit dem Bemerken, denselben sogleich abgehen zu lassen. Denselben

füge ich einige flüchtige Zeilen bei, mit der Bitte, uns, wenn möglich, denn gewiß sind Sie noch immer der fleißige Mann, der sich von jeher über seine Kräfte angestrengt hat, wenn nicht Ihre liebe Frau Sie auf bessere Wege gebracht hat, ein Lebenszeichen zu geben, uns ein Bild Ihrer wirksamen Tätigkeit, sowie Ihres häuslichen Lebens, was ich herzlich hoffe, daß es ein ungetrübtes sein möge, darzustellen. Ohnedies glaube ich mit Sicherheit annehmen zu können, daß ein persönliches Zusammentreffen nie mehr stattfinden wird. Sie haben soviel unser Deutschland durchreist, daß Sie wohl das Interesse dafür verloren haben und Ihre Schritte in andere Länder richten. Unser Leben ist zu still und ereignislos, als daß davon viel zu berichten // wäre. Im vorigen Sommer haben wir einen mehrmonatlichen Aufenthalt im bairischen Gebirge genommen, um unsre verlorenen Kräfte und die gänzliche Herabstimmung unserer Gemüter wieder zu erlangen. Hätten wir nicht den stets Vermißten auch hier schmerzlich vermißt, so wäre dieser Hochgenuß, den [die] Natur uns geboten, durch nichts gestört gewesen. Es wird Sie gewiß interessieren, wenn ich Ihnen von dem seltenen Freund und Verehrer des Verstorbenen Deubler erzähle, daß dieser in seinem Ort, an dem Häuschen, was Ludwig mit seiner Tochter bewohnte, eine kleine Kapelle errichten ließ, und auf seinen Wunsch diese mit einer Büste des Gefeierten zu schmücken, Lorch den die große Büste, vom Schreitmüller verfertigt, ihm zusendete, Sie erinnern sich dieser wohl noch. Dieser liebe Mann hat uns für dieses Frühjahr seinen Besuch zugesagt, auf den wir uns natürlich innigst freuen. [18]72 im Früh[jahr] besuchte er seinen teuren Freund noch einmal und glaubte nicht, daß es das letzte Wiedersehen sein sollte. Indem ich Sie bitte, von meiner Tochter und mir die herzlichsten Grüße Ihrer liebenswürdigen Frau zu sagen, nenne ich mich als Ihres Freundes Frau herzlich

Bertha Feuerbach /

50

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

10. / 12. / 16. Mai 1874

/ Nürnberg, den 10t[en] Mai 74

Liebe Emma!

Endlich komme ich dazu für Dich die Feder zu ergreifen. Es waren aber weniger äußere als innere Gründe, die mich zum Schreiben unfähig machten. Wohl war ich in diesem Winter häufig unwohl und bin erst seit 2 Tagen von einem gefährlichen Katharr-Fieber genesen und dieß hat wohl auch auf meine Stimmung übel eingewirkt. Indessen hat sich auch außerdem eine gänzliche Seelenerschlaffung eingestellt, die eine Gleichgültigkeit nach allen Seiten hin erzeugt, und eine Willenslosigkeit hervorruft, die mich selbst nicht zu dem Entschluß kommen läßt, die Feder für meine auswärtigen Freunde zu ergreifen. Heute bei meinem frühen Erwachen habe ich indessen doch den festen Entschluß gefaßt, an Dich zu schreiben, namentlich weil es Sonntag ist und keine äußerlichen Störungen vorhanden sind. Indessen spinnt sich unser Leben so ruhig und eintönig ab, daß es durchaus keinen Stoff zur Mitteilung bietet. Die inneren Kämpfe, die den Menschen bis zu seinem Grabe hin nicht zur Ruhe kommen lassen, die inneren Erregungen, Wünsche und Hoffnungen verschließt man am liebsten und besten in sich selbst und [sic] bleiben ein Geheimnis selbst den liebsten Freunden. Ganz rein und klar versteht der Mensch den anderen doch nicht, mag man sich auch noch so nahe stehen, und namentlich, wenn es Naturen sind, die mehr in sich gekehrt als nach außen sich wenden, und denen die Redegabe ein so gänzlicher Mangel ist, wie mir, Ludwig und Lorch.

2 Tage später. In Deinem letzten Brief hast Du mir so vieles mitgeteilt, was meine Teilnahme und [mein] reges Interesse in Anspruch nahm: Wie sich die Pläne für Deinen Sohn, erfüllt [haben] und dadurch seine Existenz eine gesicherte und reichhaltige ist, ob er durch diese // Stellung mit seiner Familie Dir räumlich näher kommt, dies zu wissen verlangt mich.

Welche Nachrichten hast Du aus Amerika erhalten, hoffentlich erfreuende und befriedigende. Nur daß Du auch von Deinem Marcel getrennt sein mußt beklage ich, da diese Trennung doch eigentlich keine unumstößliche Notwendigkeit ist. Da Du ihn auch nicht so ganz kräftig und gesund weißt, so muß dies für Dein Mutterherz schwer zu tragen sein. Nun Dein Mann sagt es ja selbst: „die höchsten Freuden ruhn auf dunklem Grunde“. Du magst wieder Schweres durchgemacht haben, aber Du stehst immer als Heldin über Deinem Schicksal, bewundernswürdig in dieser Ausdauer und ungebrochenen Kraft.

Den 16ten [Mai 1874]: Dieser Brief soll nicht zu Ende kommen. Es ist wahrhaft betäubend, daß wir auch in diesem Jahr

wieder gänzlich um diese schöne Jahreszeit betrogen werden. Für mich ist schon der Naturgenuß, eine schöne und gute Lektüre mit eingeschlossen, das ein-//zige, was meinem Wesen noch Aufschwung und Versöhnung mit dem Leben gibt.

Der Umgang mit Menschen ist nicht notwendiges Bedingnis, denn meist wird man von ihnen mehr verkannt als erkannt. Ich bin recht froh, daß wir hier nur wenigen Umgang haben. Das was meiner Seele einen Sonnenglanz der Freude gibt, sind die Erinnerungen an unseren vorjährigen Sommeraufenthalt, und mein höchster Wunsch ist, daß es uns vergönnt sein möge, in einigen Wochen unser Reisebündel schnüren zu können, wenn auch vielleicht dieser Genuß früher abgebrochen werden muß, als im vorigen Jahr. Du lebst mitten drinnen im Paradiese, hast nicht nötig erst darnach zu reißen, aber mein Tod wäre es, wenn ich hier in Nürnberg die Sommermonate verleben müßte. Aber auch für mich ist es zu spät, denn die Genußfähigkeit ist doch sehr in Abnahme, mein Gemüt zu verdüstert. Uns[e]re Abreise kann sich immer noch 4 Wochen hindehnen, unterdessen hoffe ich noch von Dir zu hören.

Wie immer Deine teilnehmende Freundin

Bertha Feuerbach.

Lorchen grüßt herzlich. /

51

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

12. Juni 1874

/ Liebe Emma!

Wir haben unsre Reise bis zum 18. Juni festgesetzt, aber in den letzten Tagen häufen sich Arbeiten und Besuche, so daß ich Deinen Brief wohl gelesen [habe], aber denselben nicht genau beantworten kann. Ich sehne mich so sehr von hier fortzukommen, ich fühle zu sehr, wie mich der Winter herabgestimmt hat, und hoffe alles Gute von einem Aufenthalt in einer schönen Natur. Alle drei waren und sind wir ja begeisterte Naturfreunde und bei meinem gänzlichen Versinken in mich selbst ist mir eine großartige Natur, die mir Aufschwung gibt und wo ich mit ausrufen möchte: „Das Leben ist doch schön!“ Aber es liegt so wenig Egoismus in mir, daß der Gedanke an diejenigen, die mir nahestehen und nicht mitgenießen // können, diese reine Freude

trübt.

Hätte ich nur aus Deinem Brief etwas Freude und Hoffnungen auf bessere Zeiten herausgelesen. Freilich, wenn Du meine Jahre erreichen mußt, bis Dir die schwere Last abgenommen wird, dann hast Du noch lange zu tragen, und mir bleibt für so lange Zeit die Teilnahme versagt. Was hilft auch Teilnahme, sie verwundet oft mehr als sie wohlthätig uns berührt. Unser Ziel ist diesmal Bad Schachen am Bodensee bei Lindau. Wir werden aber nach einigen Wochen diesen Aufenthalt mit einem einfacheren und stilleren Ort vertauschen, werden auch im August statt Sept[ember] zurückkehren.

Lorchen grüßt herzlich. Stets Deine treue Freundin

Bertha Feuerbach

[Nürnberg,] den 12. Juni [18]74 /

52

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

3. Oktober 1874

/ Nürnberg, den 3t[en] Oktober 74

Liebe Emma!

Du glaubst uns wohl schon lange in Nürnberg, da Du auf Deinen Brief, den ich noch in Bludenz (Vorarlberg) erhielt, Dir noch keine Erwiderung gab. Wir sind aber erst am 23t[en] [November] hieher zurückgekehrt. Solange als möglich halten wir uns unserm hiesigen Aufenthalt ferne, weder Lorchen noch ich haben große Sympathie für denselben. Wir leben außerhalb nicht viel teurer als hier, wo die Lebensmittel stets sich steigern und ich noch durch mancherlei Beziehungen Ausgaben habe, die in der Fremde wegfallen. Ich sperre meine Wohnung und kann ruhig sein, irgend beschädigt zu werden. Kehren wir zurück, so beginnt ja ohnedies ein ganz // anderes Leben, Genüsse, die wir empfangen, hören auf und nur die schöne Erinnerung bleibt. Indessen habe ich schon in früher Jugend erfahren, daß nicht zum Genusse, sondern zur Arbeit der Mensch bestimmt ist, und auch nur in ihr lag für mich die Würze des Lebens. Jetzt freilich, da ich alt geworden bin, ruhen mehr meine Hände, und meine Gedanken schweifen in der Vergangenheit. Mehr ernste als heitere Bilder tauchen in meiner Seele auf. Meist entfalte ich mir das Lebensbild des teuren

Entschlafenen, von der Zeit an, wo er mir zuerst in Bruckberg entgegtrat. Nicht leicht war eine Natur edler angelegt als die seinige, aber auch nicht leicht hat ein Mensch größere und schwerere Kämpfe in sich erlebt, als gerade dieser Held des Geistes. Mir blieb keine Regung seines tief fühlenden Gemüts verborgen, obwohl er es nicht ahnte. Ich habe mehr // mit und für ihn gelitten, als ich es gezeigt [habe], und das war unrecht und [es] hätte uns beide mehr beglückt, wenn ich da über meine Natur hinausgekonnt hätte. Wie schon oft gedacht und gesagt, alle Seufzer und Schmerzen der Seele, die ihm nachfolgen, gehören mehr dem einst lebenden als dem jetzt toten Mann an. Es ist keine Beruhigung für mich, daß seine Krankheit eigentlich schmerzlos war, er hat, wir haben, Lorch und ich, es sicher erkannt, dennoch unendlich gelitten.

Ein immer wiederkehrender Regen hält mich heute ab, sein Grab zu besuchen, Lorchs erster Gang war es. – Von dem Sträußchen, das sie dort gepflückt [hat], sende ich Dir ein Blatt. Das Leben, wie es ihm in den letzten Jahren zuteil wurde, bot ihm innere Qual und eine Mißstimmung trat ein, die für ihn schwer zu tragen war, und was wir mit ihm gelitten, hat kein Auge gesehen, ist noch nicht über unsere // Lippen gekommen. Der Tod allein konnte sein Erlöser werden. Und warum fürchten wir denselben, da er ja für uns alle der Erlöser ist? –

Von unsrer Reise nur so viel, daß wir in dem Schachenbad waren, das am Bodensee bei Lindau liegt, von da aus eine Gebirgsgegend besuchten und rückkehrend einige Tage in München uns aufhielten. Der ganze Aufenthalt von 13 Wochen war ein höchst genußreicher und in jeder Beziehung [ein] befriedigender. In München [ge]dachten wir Deiner, indem wir bei dem Bildhauer ein Relief von Papa bestellten. Daß wir die weitere Bekanntschaft Deines Sohnes versäumt haben, tut uns sehr leid. Es wird ihm nicht leicht sein Weg wieder hieher führen, und gewiß ist seine Erscheinung eine interessante und da ich der Jugend sehr zugetan bin, so hätte es mir wirklich Freude gemacht, ihn bei mir zu sehen! Laß bald von Dir hören und sei der Liebe versichert

Deiner Freundin B. Feuerbach /

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

11. Januar 1875

/ Nürnberg, den 11. Januar 75

Liebe Emma!

Ich wollte eben Nachmittag die Feder ergreifen, als der Postbote Deinen Brief an Lorchen überbrachte. Ich bin vollkommen wieder hergestellt, lebe noch, darüber ich um Lorchen[s] willen froh bin, kann mich aber doch des Lebens nicht freuen. Das ist ein Widerspruch, der allein in meiner individuellen Natur liegt, mag sein, daß auch meine Körperkonstitution nicht ohne Ursache dabei ist.

Diese Gemütsstimmung lag schon als Mädchen in mir und hat sich mit meinen Jahren fortentwickelt, umso mehr, als sie reich-/liche Nahrung fand durch meine Lebenserfahrungen. Übrigens ist auch durch diese Krankheit, in der ich vom Arzt aufgegeben war, meine Lebenskraft und [mein] Lebensmut gänzlich erschüttert. Was ich mir in meinem Lebensalter gerne ferne hielt, ist mir dadurch näher gerückt. Anstatt neue Reisepläne zu schmieden, muß ich daran denken, mein Haus zu bestellen.

Wenn ich auch wieder, wie früher, arbeiten kann, die eigentliche Lebenskraft, die ich mir im vorigen Sommer, während unsres schönen Gebirgsaufenthaltes gesammelt, ist doch dahin. Ich frage nicht, wie es Dir geht, ich weiß es, ich fühle es mit Dir. Ich fühle es doppelt, weil ich zur Zeit nicht imstande bin, Dir zu helfen. Glaube mir, das // Geld bringt kein ungetrübtes Glück, wenn man nicht so viel besitzt, daß auch andere, namentlich Freunde daran teilnehmen können.

Das Relief war freilich für Weihnachten bestimmt. Da wir seitdem von Dir keine Anzeige seines Empfanges erhielten und von dem Absender keine Zeichnung, so schrieb Lorchen wiederholt nach München, und wir erhielten die Nachricht, daß der erste Brief nicht angekommen sei. Jetzt kann es aber in Deinen Händen sein. Was ein Exemplar [von] Ludwigs Nachlaß anbelangt, kann ich für jetzt auf Deine Bitte nicht eingehen. Wir haben nur 6 Freiexemplare erhalten und diese, außer zwei, an Verwandte verteilt. Ich hätte es für ganz ungeeignet gehalten, auf Dein // in mehreren Briefen ausgesprochenes Urteil über den Verfasser, Dir

zuzumuten, Dich damit zu beschäftigen. Freilich hätte ich es für [meine] Pflicht gehalten, Dir außerdem ein Exemplar zuzuschicken, wie ich es einer Verehrerin von Ludwig auch getan, allein, wie gesagt, Dein Urteil hat mich dieser Pflicht enthoben. Und in dem Augenblick hat mich Weihnachten und Neujahr, Holzeinkäufe etc. etc. etc. und eine zu erwartende Doktors[-]Rechnung außer Stand gesetzt, Deinen Wunsch zu erfüllen. –

Deine Ada ist mit Kindersegen beglückt, möchtest Du nur über die Verhältnisse Deines Sohnes bald der Sorge enthoben sein. Könnte er denn nicht woanders sich hinwenden. Als Ingenieur steht ihm ja die Welt offen. Ich bewundere Deine moralische Kraft, mit der Du so mutig Dich oben erhältst. Möchte mir doch die unbeschreibliche Freude zuteil werden, Deine Lage geändert zu sehen, ich dünkte das Maß wäre voll, oder wartet das Schicksal auch, bis es zu spät ist?

Lorchen grüßt herzlich. Stets in Teilnahme Deiner gedenkend, möchte ich auch einmal Deine helfende Freundin sein.

Bertha Feuerbach

Wie geht es Deinem Mann in diesen kalten Wintertagen? /

54

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

14. März 1875

/ Nürnberg, den 14. März [1875]

Liebe Freundin!

Deine Meldung von der Ankunft des Reliefs hat mich sehr beruhigt und innigst erfreut, da ich Euch damit einen Wunsch erfüllt habe. Deinen Reiseplan hast Du wohl noch nicht ausgeführt. Solltest Du bei dieser Gelegenheit nach Nürnberg kommen, so muß ich Dich gleich darauf aufmerksam machen, daß Du zwar bei uns logieren kannst, wir Dir aber nicht die geringste Bequemlichkeit // und Annehmlichkeit verschaffen können. Ich zahle 300 f[1.] Miete und habe trotz diesem Preis keine Gaststube. Die Hofrätin aus Heidelberg erwarten wir täglich, aber bei ihren Ansprüchen und Mitteln wäre es ungeeignet und überflüssig, ihr das Logieren anzubieten.

Auf Deine Frage die Antwort: Bisher ging es mir gut, ich habe wieder meine gewohnte Tätigkeit übernehmen können, und

seitdem hat sich wenigstens eine zufriedener Stimmung eingestellt. Ich kenne keinen andern Lebenszweck // als die Tätigkeit. Ich bin seit dem 24. November nicht mehr außer dem Hause gewesen und hatte nach außen einen der ruhigsten Winter, den ich in meinem Leben gehabt [habe]. Wir lebten still dahin, am Tage beschäftigt und Abends eine Geiststärkung durch Lektüre.–

Der Gemüts-Aufregungen waren zwar nicht wenige und lebt man überhaupt nicht nur in und für sich, hat man Teilnahme für andere Schicksale, der Nächststehenden und auch der weniger gekannten, so kann man kaum eine heitere Lebensanschauung gewinnen.

Du hast doch wohl Briefe von Deiner // Ada, die Dich zufriedenstellen werden und günstige Nachrichten von Deinem Sohn in Österreich? Wenn Du gerechte Ansprüche hast, warum trittst Du nicht energisch gegen Deinen Bruder auf, warum ihn schonen, da er keine Teilnahme für Dich hat. O unerbittliches Schicksal!!!

Wenn uns die Freude des Wiedersehens zuteil werden sollte, so darfst Du nicht unangemeldet kommen. Lorchen grüßt Dich; ich bleibe stets Deine treue

Freundin
Bertha Feuerbach /

55

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

8. April 1875

/ Den 8t[en] April [1875]

Liebe Emma!

Die Nachricht, die uns Dein Brief gebracht [hat], hat uns schwer getroffen. Deine Mitteilung in einem Brief vom 19. März über einen heftigen Kopfschmerz des nun schon Vollendeten, hat mich fast wie eine Vorahnung ergriffen, ich wollte Dir darüber auch schreiben, aber es blieb doch nur beim besten Vorhaben, unausgeführt, da das Briefschreiben bei mir immer mehr zu einer saueren Arbeit wird. Morgen an seinem Begräbnistag sind es 3 Wochen, wo Du mir den Brief vom 19. März geschrieben. War er in dieser Zeit fortwährend krank, und wie kam zu diesem Kopfleiden eine Lungenentzündung? Ich kann von dem schmerzlichen Erstaunen eines so schnellen unerwarteten Hinganges mich kaum fassen. Kehre ich nun zu Dir zurück, meine teure Emma,

wiederhole ich in der Erinnerung das Selbsterlebte, denke ich nur; daß Du ohne den liebenden Beistand einer Tochter, Du das Schwerste allein durchmachen // mußttest, so weiß ich nicht, wo meine Teilnahme und mein Schmerz am innigsten weilet. Schreckliche Momente, die uns des Schicksals Aufgabe in solchen Lagen stellt. Und doch haben wir die Kraft der Ausführung. Deine Ada weilt so weit [entfernt], daß sie jetzt noch ahnungslos, erst nach mehreren Wochen die Schmerzenskunde erhalten wird. Wie geht es Deinem Sohn, die Rippenfellentzündung ist in ihren Folgen eine gefährliche Krankheit.

Was ist Teilnahme ohne Hülfe, und doch muß ich Dir versichern, daß es mich glücklich, sehr glücklich machen würde, wenn ich Dir diese anbieten könnte, daß es mir aber in dem jetzigen Zeitpunkt eine Unmöglichkeit ist, was mich im höchsten Grad traurig stimmt, ja wahrhaft unglücklich macht. Wenn ich mich in Deine Lage hineindenke, so finde ich sie so trostlos, daß nur der Glaube an Deine Heldenseele, mit der Du Dich durchs Leben bis jetzt durchgekämpft hast und die Dir auch ferner Stütze sein wird, mich beruhigen kann. Wie oft habe ich immer gedacht, es muß endlich etwas kommen, was Dich endlich von dieser unerträglichen Last befreit, nicht im entferntesten zu ahnen, daß im Gegenteil Deine Seele mit neuem und tieferem Schmerz erfüllt werden sollte. Ich bitte, schreibe mir doch recht bald und teile mir mit, was meinerseits meines voll Freundes Herz zu wissen verlangt. Mehr als je weilen meine Gedanken bei Dir.

Deine Bertha Feuerbach /

56

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

9. Mai 1875

/ Nürnberg, den 9. Mai [1875]

Liebe Emma!

Ein Tag vergeht um den anderen und immer sehe ich mich in der Erwartung getäuscht, Briefe von Dir zu erhalten. Vor Wochen vermißte ich das nicht, ich war Dir treulich an Deiner Seite gestanden und mit teilnahmsvollster Seele und wirklich gehobenen Empfindungen das mit Dir durchlebt, was die Zeitungen brachten. Ein so würdiger Schluß des Lebens eines Herweghs

konnte nur begeisternd und erhebend auf seine Freunde und Anhänger einwirken. Ich kann es mir kaum denken, daß dieser kräftig und gesund aussehende Mann, wie ich ihn noch im Gedächtnis habe, auch schon dahingegangen sein soll, und Du mit ihm Dein Teuerstes verloren hast! Aber warum das fortwährende Schweigen? Jetzt, wo sich Dein äußeres Leben so ganz anders gestalten wird, jetzt, wo ich Dich // in tiefer Trauer weiß und alle Deine Sorgen und Aufregungen im Geiste mit Dir durchlebe, jetzt, meine Freundin, sehnt es mich sehr nach Nachrichten von Dir. Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß ich durch Selbsterlebnis aufrichtig und wahr Deinen Schmerz zu teilen weiß. Doch Deine starke Seele wird auch diesen herben Verlust zu tragen wissen. Meine Schwägerinnen versichern Dich so wie auch Onkel Fritz der aufrichtigsten Teilnahme. Lorchén grüßt und gedenkt Deiner teilnahmsvollst. Deine mit Dir

trauernde Bertha Feuerbach /

57

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

Nach Anfang Mai / 27. Mai 1875

/ Liebe Freundin!

Beim Licht schreibe ich, [dieser Brief] wird deshalb schlecht genug ausfallen, aber ich habe morgen am Tag nicht Zeit und möchte Dir umgehend sagen, daß wir Deinen Brief heute erhalten haben. Lorchén erinnert sich unter Papas Papieren dieses Schriftchen gesehen zu haben und will morgen gründliche Nachforschungen halten. Hoffentlich wird uns die Freude zuteil werden, das Gewünschte Dir senden zu können. Seit acht Tagen trage ich [mich] mit dem Gedanken herum, Dir zu schreiben, aber Abhaltungen mancherlei Art haben mich daran gehindert; [ich] hätte Dir aber jedenfalls nächste Woche geschrieben, denn die gänzliche Ungewißheit Deiner Lage und Deiner Verhältnisse, die sich schon in // der Art geändert haben müssen, weil Du nach Stuttgart übersiedelt bist, hatten für mich etwas sehr beunruhigendes. Wieviel läßt sich aus Deinen wenigen Zeilen herauslesen, ach und so bedeutungsvolles, so gar nichts erfreuliches. Ich vermute, Du bist an der Lösung Deiner hohen Aufgabe, von der Du einmal in einem Deiner Briefe gesprochen, das geistige Bild und Leben

Deines Dir unvergeßlichen Herwegh darzustellen.

In Erwartung Deines gegebenen Versprechens und erwartungsvoll, von Dir und den Deinen ausführliche Nachrichten zu erhalten, bin ich unverändert

Deine Freundin
B. Feuerbach

Lorchen grüßt herzlich. /

58

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

21./27. Juni 1875

/ Miesbach, den 21. Juni 75

Liebe Emma!

Dein Brief kam an, als wir im Begriffe waren, von Nürnberg abzureisen. – Ich konnte denselben nicht mehr erbrechen und erst hier wurde mir durch seinen inhaltschweren Eindruck, den er mir verursachte, eine Aufregung zuteil, die ich in ihrem ganzen Umfang Dir nicht groß genug schildern kann. Ich begreife Deinen Schmerz um den Hingegangenen, überdenke mir aber auch zugleich Deine jetzige schwierige und sorgenvolle Lage.

Als die Frankfurter Zeitung unter den Leidtragenden den Namen Freiligrath nannte, da stieg die Hoffnung in mir auf, dieser reiche Sänger wird den Toten nicht allein durch Kränze und // Tränen gefeiert haben. Ich begreife überhaupt nicht, daß die Freunde und Gesinnungsgenossen nichts für die Hinterbliebenen des Verlebten bisher getan haben. Einen Aufruf für die Witwe des großen Dichters könnte Dir doch unmöglich entehrend erscheinen. –

Ein Mann in Deiner Lage hätte sich längst eine Kugel durch den Kopf gejagt, aber Du als Frau hast den Mut, ein Leben mit seinen bittersten Sorgen zu ertragen. Wenn Dir nur einige Erleichterung durch die Schillerstiftung [gewährt] würde, aber ich traue nicht, fest daran zu glauben, sie soll über alle Vorstellung in Anspruch genommen sein. Ich kann leider in diesem Augenblick nichts tun; hier steht es geschrieben, so kalt, so egoistisch klingend, und doch zerreißt es mir das Herz, daß ich diesen Brief ohne Inhalt abschicken muß. /

/ Wir haben dieses ganze Jahr gespart, um wiederum mehrere Wochen Nürnbergs Sandwüste verlassen zu können. Glaube mir, es wäre mein Tod, wenn ich nicht jeden Sommer Geist und Gemüt in einer gesunden Luft baden und in einer großartigen Natur mich stärken und erheben könnte. Es ist auch notwendig, daß man andere Eindrücke empfängt, das ewige Einerlei, jeden Tag dieselben Menschen [dies] stumpft ab. Namentlich ist es für Lorchchen ein dringendes Bedürfnis, herausgerissen zu werden, da sie weder das Nürnberger Klima, noch die geselligen Verhältnisse vertragen kann.

Ich lasse diesen Brief noch einige Tage liegen, in der Erwartung, daß der Volksstaat uns zugeschickt wird.

Den 27.: Ich will den Brief doch abschicken, obwohl ich in meinem ganzen Leben keinen schlechteren, geist- und gemüt-//loseren geschrieben [habe]. Aber es läßt sich das leicht erklären, mein Gemüt ist in einer so zerrissenen und traurigen Stimmung, daß meine Gedanken davon ganz befangen sind, bei steter Verstimmung meines Gemütes überhaupt mich alles außer Fassung bringt. So würde ich untergehen in Deiner Lage, und, da ich mir diese in seiner ganzen Größe vor das geistige Auge rücke, so kannst Du [Dir] wohl denken, daß ich helfen möchte, wenn ich könnte. Ich sollte doch auch meinen, daß Du Deine Wohnung in Baden-Baden anbringen könntest und dadurch Dein Kontrakt aufgehoben wäre. Du würdest Deine Verlassenheit dann doch weniger trostlos finden und Deinen Marcell würde auch dadurch ein befriedigenderes Dasein zuteil. Wenn der erste herbe Schmerz überwunden ist, und wir treten zu den Abgeschiedenen in eine innig geistige Verbindung, dann erhält die Liebe ihre höchste Weihe und ein himmlischer Friede senk sich in uns. Lorchchen holt sich stets Trost am Grabe ihres unvergeßlichen Vaters, das sie so oft besucht. Und nun lebe wohl! Zweifle nie an meiner Teilnahme und Liebe!

Deine Bertha Feuerbach /

Lorchchen grüßt teilnehmungsvollst[?] /

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

16. Juli 1875

Miesbach, den 16. Juli [1875]

Hochverehrter Freund!

Da wir in einigen Tagen von hier weggehen, und wegen der kurzen Frist, die uns hier in dem schönen Miesbach noch gegönnt ist, viel in Anspruch genommen sind, so beantworte ich Ihren soeben erhaltenen Brief nur kurz dahin, daß wir am Dienstag, den 20t[en] [Juli] Mittag in Ro[r]schach ankommen, um von dort aus in die Pension Gottlieben am Vierwal[d]stätter See gelegen, zu reisen. – Haben Sie Lust, uns zu sehen, so werden wir in / Ro[r]schach übernachten, außerdem weiterreisen. In der Hoffnung, daß Sie dieser Brief nicht allein bestimmt trifft, sondern auch rechtzeitig in Ihre Hände kommt, bitte ich uns nach Lindau poste restante [postlagernd] Ihren Entschluß kundzutun.

Sehen wir uns nicht, so werden wir von Nürnberg aus den wichtigen Inhalt Ihres Briefes beantworten. Mündliche Besprechung hierüber wäre freilich sehr erwünscht, und Sie wiederzusehen würde uns noch mehr erfreuen.

Herzlich grüßend Ihres Freundes Frau

Bertha Feuerbach /

/ Wir haben den Brief geöffnet, natürlich nicht gelesen, um ihn für unser Kuvert zurechtzulegen. /

Bertha und Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin

30. Juli 1875

/[Pension] Gottlieben, den 30. Juli 75

Verehrter Freund!

Ehe Sie wieder in Ihre Heimat zurückkehren, die in so weiter Ferne von uns liegt, und der Briefwechsel dadurch etwas erschwert wird, drängt es mich, Sie um die Antwort auf meine Frage zu bitten, wie es Ihnen in letzter Zeit in der Kuranstalt

Heiden ergangen ist und ob Sie mit Befriedigung für Ihre Gesundheit davon scheiden werden.

Lange nach der Zusammenkunft in Ro[r]schach haben wir noch viele Regentage gehabt und an jedem dieser Tage dachten wir mit Teilnahme // Ihrer. Erst der 28[t]e Juli, der Geburtstag des teuren Verstorbenen, brachte uns Sonnenschein und erquickliche Luft. Und nun erst zeigt sich uns Gottlieben in seiner umfassenden Schönheit. Der Vierwal[d]stätter See mit einem Kranz der großartigen Gebirge umschlossen, worunter der Rigi, auf dessen Spitze wir seine Hotels von unserm Fenster aus erblicken können, der Pilatus und [die] Berner Alpen mit ihren Schneespitzen, unsre Blicke fortwährend fesseln. Mir scheint es, daß Ihr Aufenthalt in Heiden zu kurz war, als daß was besonderes von der Wirkung der Kur zu erwarten sein könnte. Wir waren Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns veranlaß-//ten noch selbigen Abend nach Zürich weiterzufahren. Die Eindrücke, die wir durch Sie erfahren [haben], waren so tief verstimmender Art, daß es der brausenden Schnellfahrt einer Eisenbahn bedurfte, unsere Gedanken mehr nach außen als nach innen zu treiben. Der Nachhall ist noch nicht ganz unserm Gemüte entschwunden. Ihr ganzes Urteil über die Herausgabe des Nachlasses bestätigt das unsrige vollkommen, wie sehr erfreulich daher für uns Ihr Vorhaben einer Verbesserung und würdigen Darstellung. Seien Sie herzlich begrüßt von meiner Tochter [*], ich bin fortdauernd Ihres Freundes Frau

Bertha Feuerbach /

/ Möchten Sie mit Ihrer liebenswürdigen Frau ein gesundes Wiedersehen feiern.

Adresse: Kurortpension Gottlieben am [Vier-]Waldstätter See der Hintermarken, Schweiz. /

/ [*] Tiefentristet war sie über die Taktlosigkeit des Herausgebers, ohne ihre Zustimmung diesen Brief abdrucken zu lassen. Lassen wir dies nun ruhen. Wo werden Sie diesen Sommer Ihre Schritte hinlenken, das bin ich begierig zu hören, im Falle Sie mir schreiben wollen. Wir gehen am 20. [August?] von hier weg nach einem Gebirgsdorf in Tirol und werden Ende September hier wieder eintreffen.

Sollten Sie Lust haben, uns früher zu schreiben, so dürfen Sie nur an meine Schwägerinnen adressieren. Unter den herzlichsten Empfehlungen an Ihre Frau Ihre Sie hochschätzende Freundin

Bertha Feuerbach /

/ Geehrter Herr!

Dem Briefe meiner Mutter einige Zeilen beifügend, teile ich Ihnen mit, daß ich Ihr Verlangen, Herrn Grün das Recht auf die Herausgabe einer zweiten Auflage von meines Vaters Nachlaß zu entziehen, nicht erfüllen konnte. Um meiner Sache gewiß zu sein, besprach ich mich mit einem Juristen, der über die an mich gestellte Zumutung im höchsten Grade erstaunt war, da ein solches Vorgehen vom juristischen Standpunkt aus absolut unzu-//lässig wäre. Aus vielen Gründen bedauere ich, daß dem so ist, und ich hoffe, Sie werden selbst einsehen, wie es unmöglich ist, einem so bestimmt ausgesprochenem Urteile von kompetenter Seite zuwider zu handeln.

Die Papiere meines Vaters sind geordnet und können Sie einmal darüber verfügen.

Leonore Feuerbach /

61

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

11. September 1875

/ Nürnberg, den 11. Sept[ember 1875]

Liebe Emma!

Erst seit zwei Tagen von einem Ausflug in das Gebirg[e] zurückgekehrt, kann ich Dir sagen, daß Dein Brief zwar einlief, allein meine Nichte wußte damals unsern Aufenthalt nicht, weil wir gewöhnlich einmal unsern Ortsaufenthalt wechseln, und später glaubte sie unsre Rückkehr zu nahe, um den Brief nachsenden zu müssen. Es scheint, es soll uns das Vergnügen nicht zuteil werden, Deinen Marcel als Jüngling // kennen zu lernen. Wir haben wieder eine sehr erquickliche Reise gemacht. Ich bin eine andere, wenn ich im Vollgenuß der herrlichen Natur, des Lebens Nichtigkeit und allseitige Störungen vergesse, bin eine andere, wenn ich zurückkehre [und], in den 4 Mauern eingeschlossen, die Prosa von allen Seiten mir entgegentritt. Du bist also jetzt in Stuttgart und es wird dies ein bedeutungsvoller Wendepunkt in Deinem Leben sein. Darum hoffe ich, daß Du mir recht bald ausführliche Mitteilungen machst. In dieser Erwartung schließe ich für heute.

Deine Freundin
B. Feuerbach

Lorchen grüßt herzlich. /

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

1. / 2. November 1875

/ Den 1t[en] November 75

Liebe Emma!

Nach so langer Unterbrechung richte ich dennoch diese Zeilen an den Ort Deines mehrjährigen Aufenthaltes. Hättest Du unterdessen Deine Wohnung gewechselt, so hättest Du es mir wohl angezeigt. Wir sind seit einigen Wochen hier wieder eingetroffen und fügen uns in die Notwendigkeit unsres hiesigen Aufenthaltes, den wir wiederum aus notwendigen Gründen nicht vertauschen wollen. Wenn ich einmal nicht mehr bin, hindert Lorch nichts, sich einen schöneren, geistig gewinnenderen Aufenthalt zu suchen.–

Wenn wir von unsrer Reise zurückkehren, haben wir den Hochgenüssen, die sie uns geboten, // mancherlei Opfer zu bringen und müssen uns als Entschädigung mit den schönen unauslöschlichen Erinnerungen begnügen, die wir uns errungen haben, und dafür legen wir uns auch gerne Entbehrungen auf. Wenn ich Nürnberg den Rücken gewendet habe, geht für mich eine andere Sonne auf. Alles Störende und Widerwärtige habe ich abgestreift, lebe nur der Gegenwart und dem, was mein Gemüt mit steter Wehmut und Sehnsucht erfüllt. Nichts ergreift uns freudiger, als wenn wir unsre eignen Empfindungen durch andere ausgesprochen lesen. So was ich mir in Gottlieben (Schweizer Pension am Vierwallstätter [See]) aus der Alpenpost notiert: „Wahrlich beim Anblick all der Größe und Herrlichkeit der Natur fühlt man so recht die Wahrheit dieses geflügelten Wortes. Frei und kühn hebt sich die Brust, in höheren Schwingungen pulsiert das Herz, denn tief, tief unten hauset der Mensch mit seiner Qual. Bei dem ephemeren Wert des Lebens, der Nichtigkeit des menschlichen Daseins überhaupt, ist mir der Aufenthalt auf einer Bergspitze einer der wenigen glücklichen Augenblicke, die das Leben an sich bietet.“ /

/ den 2t[en] November 1875]

Als wir ankamen, fand ich Deinen Artikel vor, den wir mit warmer Teilnahme und großem Interesse gelesen haben. Ich pries

die Hand glücklich, die mit so tiefer Erkenntnis des innersten Wesens, mit solcher Wärme und Wahrheitsliebe der Welt ein Bild zu geben vermochte, wodurch Du als Gattin ihm, dem Entflohenen aber Dir nicht Verlorenen, ein glorreiches Denkmal gesetzt. Wie sehnt es mich nun nach Nachrichten von Dir. Mancherlei Bilder Deiner jetzigen Lage drängen sich meiner Fantasie auf, Klarheit kann ich nur von Dir erhalten. Trost gibt mir der große Ausspruch, „daß dem Einzelnen wie dem Ganzen zur rechten Zeit das Rechte komme, wenn er nur getreu ausdaure und redlich beharre“. /

/ Wer hat wohl mit solcher Ausdauer gegen die Wogen des Lebens gekämpft als Du, und so meine ich oder glaube ich vielmehr, müßte und muß auch für Dich die rechte Zeit gekommen sein, wo Du mit Deines Geistes Schwert auf eine schwer durchlebte Zeit zurückblickst und Dich als Siegerin fühlen mußt. Schreibe mir ja auch über die Verhältnisse all Deiner Angehörigen. Unterschätze nicht, liebe Emma, daß Du noch jung, wenigstens keine 70 Jahre zählst und gesund bist. Der größte Reichtum nicht, wiegt diese Glücksgüter auf. Lorchén grüßt herzlich. Schreibe mir doch in Deinem nächsten Brief, wo Pfau weilt, wir haben diesen Mann hier einmal flüchtig gesehen. Deinen Nachrichten entgegen wartend

Deine Bertha Feuerbach /

63

Bertha Feuerbach an Emma Herwegh

21. [Dezember 1875]

/ Nürnberg, den 21. [Dez. 1875?]

Liebe Emma!

Ich komme jetzt seltener zum Briefeschreiben, weil meine Unlust dazu immer mehr sich steigert. So wirst Du nach diesem Brief so bald keinen zweiten von mir erhalten. Mit welchen Eindrücken ich Deinen letzten Brief gelesen, brauche ich Dir nicht zu sagen. Ohne, daß ich [es] schwarz auf weiß hatte, erkannte ich ganz Deine Lage und habe sie mit Dir durchlebt, Deine schwere, traurige Lage mit Dir tief empfunden. Aber Dein Telegramm hat mich dennoch in die größte Verlegenheit gesetzt. Ich sagte mir augenblicklich, da muß geholfen werden, da ich die

Dringlich-//keit erkannte. Aber die Art, wie ich sie Dir bieten konnte, war mir ganz ohne alle Beschreibung unangenehm; ich mußte nämlich zu meinem Bankier, bei dem ich mir tags vorher 100 f[1]. auf meine Rechnung mußte geben lassen, da meine Int[e]ressen aus dem Kapital nicht ausreichten für eine Ausgabe, die ich nicht berechnet und eine Einnahme aus Amerika, die bis zu dieser Stunde mir nicht einging. Ich wiederhole, daß unsre Zeiten uns große Entbehrungen auferlegen, wenn wir zuhause leben. Da ich mir zum unumstößlichen Grundsatz gemacht [habe], das Kapital fest zusammenzuhalten, so muß ich, wenn die Int[e]ressen nicht ausreichen, was bisher wohl noch nie geschehen ist, dies als eine Schuld auf mich nehmen, deren baldige Abzahlung mir auf dem Gewis-//sen liegt. Und so kann ich Dir versichern, bin auch ich nicht ohne Sorgen, umso mehr, da die herannahende Weihnachtszeit an mich große Anforderungen macht. In unsrer Familie von meiner Schwester Seite gibt es lauter arme Verwandte, die ich nicht unberücksichtigt lassen darf, um nicht die häßliche Eigenschaft des Geizes über mich ergehen zu lassen. An Zurückzahlung der Dir geliehenen Summe denke ich selbstverständlich nicht, aber dagegen muß ich das harte Wort aussprechen, daß es mir für alle Zeiten unmöglich ist, eine ähnliche Bitte noch einmal Dir zu gewähren. Hülfe soll Dir ja doch werden, freilich sollte sie Dir bald werden, jetzt in dieser bedrängten Zeit. Die Hoffnung dazu kann Dich wenigstens vor Verzweiflung schützen. Sobald Du mir günstige Mitteilungen // darüber machen kannst, so versäume nicht, mich teilnehmen zu lassen an dieser Abnahme so qualvoller, durchlebter Zeiten, an denen ich stets für Dich so große Teilnahme mit empfand. Was Du mir über Deinen Sohn Marcel schriebst, das waren auch längst, meine Gedanken, leider, daß wir bei den Geistesrichtungen unrer Kinder nicht energisch eingreifen können. Alle anderen Mitteilungen habe ich mit großem Interesse gelesen, meine Wünsche dafür kennst Du. –

Ich zweifle keinen Augenblick, daß Hülfe Dir nicht zu spät kommen wird und das ewig in Dir fortlebende Bild Deines verklärten Mannes wird Dich erheben und Dir Kraft verleihen, wie bisher heldenmutig Deine tragische Rolle bis zu Ende, das gewiß nicht mehr so ferne sein wird, zu führen. Meine offene Sprache in diesem Briefe wird Dich hoffentlich nicht empfindlich berühren. Ich habe Dir das Recht zugestanden, Dich in Deiner // Bedrängnis an mich zu wenden, was meine bereitwillige Hülfe Dir kundgab, darum erlau[be] ich auch mir das Recht dieser

offenen Sprache gegen Dich! Ich fühle durch die Eile, mit der ich schreiben muß, weil ich möchte, daß dieser Brief zur Post gleich befördert werden soll und im anstoßenden Raum Besuch ist, schrieb ich zerstreut und bitte, das Durcheinander zu entschuldigen und es Dir zurechtzulegen. Lorchon grüßt herzlich. Was Wichtiges teile mir sogleich mit; ich bin immer Deine teilnehmende Freundin

B. Feuerbach /

64

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

27. Dezember 1875

Nürnberg, 27. Dezember 1875

Mein lieber Deubler!

– Die Nachricht von dem Tode Ihrer lieben trefflichen Eleonora hat mich tief geschmerzt. –

Wohl ist der Tod eines von uns geliebten und verehrten Wesens das Schmerzlichste, das uns widerfahren kann, und der Gedanke des Nimmerwiedersehens ist im ersten Momente unerträglich, wahrhaft vernichtend; aber dennoch fällt es mir nicht ein Diejenigen zu beneiden, welche da gläubig ein Wiedersehen im Jenseits hoffen. *Wie dem Schüler, so geht es der Tochter Ludwig Feuerbach's:* der Tod hat als eine natürliche Notwendigkeit keinen Stachel für mich; auch sind uns die geliebten Todten ja nicht ganz verloren; denn sie leben in unserer liebenden Erinnerung fort, so lange wir selbst Leben und Bewußtsein haben. –

65

Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin

[4. Juni 1876]

/ Ich habe dem Briefe meiner Mutter nach Helsingfors einige Zeilen beigelegt, um Ihnen mitzuteilen, daß ich Ihren Wunsch hinsichtlich des Herrn Grün nicht realisieren konnte. Wenn Sie die Abfassung jenes Briefes etwas auffallend finden sollten, so

gestehe ich im Voraus offen, daß sie nur der Reflex des *unangenehmen* Eindruckes ist, den unser Zusammensein in Kurschacha auf mich gemacht hat. Ich glaubte nämlich, und Mama und ich besprachen uns // oft darüber, in der Art und Weise oft, wie Sie die bewußte Angelegenheit zur Sprache brachten, in dem *Tone*, in welchem Sie gewisse Fragen stellten, gewisse Äußerungen machten und Urteile fällten, einen für uns beleidigenden Sinn zu entnehmen, ein Mißtrauensvotum, eine Geringschätzung, welche wir nicht zu verdienen uns bewußt waren. Ich hatte eine Zeitlang vor, gewisse Punkte ausführlich zu beantworten, verzichtete aber dann wieder darauf, weil ich mich nicht aufregen will.

Die meisten Menschen urteilen nach dem Scheine, urteilen a priori, ohne eingeweiht zu sein in die der Welt verborg-//nen Verhältnisse anderer Existenzen.

Wir haben sämtliche Manuskripte meines Vaters, Briefe etc. dem germ[anischen] Museum übergeben und [dort] steht Ihnen alles zur Disposition.

Hochachtungsvoll
L[eonore] Feuerbach /

66

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

7. Juni 1876

Nürnberg, den 7. Juni 76

/ Verehrter Herr Bolin!

Denken Sie denn gar nicht daran, daß wir ein wahres Verlangen haben, wieder einmal ein Lebenszeichen von Ihnen zu erhalten. Nun bin ich aber zu dieser Gewißheit gekommen, daß ich das Schweigen unterbrechen muß, wenn dieser Wunsch erfüllt werden soll. So muß also ich alte Frau die Feder zur Hand nehmen. Für mich ist aber das [...] /

Bertha Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum

19. Juni 1876

/ Nürnberg, Breite Gasse 14[?], den 19. Juni 1876
Hochzuverehrender Herr Direktor!

Ich erlaube mir Euer Hochwohlgeworen zu bitten, die hinterlassenen Manuskripte und Briefe meines Gatten, Ludwig Feuerbachs, dem germanischen Museum als anvertrautes Depositum übergeben zu dürfen, aber unter dem Vorbehalte des Eigentums- und Dispositionsrechtes. Noch erlaube ich mir die besondere Bitte beizufügen, Briefe und Manuskripte beisammen lassen zu wollen.

Euer Hochwohlgeworen
ergebenste

Bertha Feuerbach

Witwe. /

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

18. Juli 1876

/ Bad Aibling bei München, den 18t[en] Juli 76
Geehrter Herr Bolin!

Ihre Karte vom 13t[en] Juli habe ich erhalten und war nicht wenig erstaunt, Sie in dem schönen Heidelberg zu wissen. Durch diese Karte ist mein Brief, den ich vor ohngefähr 6 Wochen von Nürnberg abschickte, vollkommen beantwortet, außer einer Frage, die derselbe enthält. Es ließ mir keine Ruhe mehr, ich mußte Sie fragen, wie Sie den Winter verlebt [haben] und welche Wirkung der Aufenthalt in Heiden auf Ihre Gesundheit hatte.

Ich schweige darüber, welchen Eindruck // die Beantwortung dieser Frage auf uns gemacht hat. Meinem Gefühl nach gehört unter allen körperlichen Leiden eine Operation zu den schwersten Leiden, und das mußte über Sie kommen! Aber Sie sind Philosoph, fühlen und denken anders als eine alte Frau von 70 Jahren.

—

Wir können nicht begreifen, was ein Herr Solden in Nürnberg

mit einem Brief an Sie bezwecken will. H[err] Solden ist Buch[-] und Musikalienhändler, sein Geschäft ist äußerst solid. – Meine Tochter kommt in dasselbe, wenn sie einen Bedarf für eine Lektüre hat; das ist die einzige Beziehung zu ihm. Von dem, was Sie als *zweite* Auflage in Ihrer Karte // uns mitteilen, sind wir ganz unwissend. Es erscheinen jetzt in einem Journal Briefe des Verstorbenen an Hofrat Kapp, von den Verwandten herausgegeben. Keiner dieser Briefe findet sich im Nachlaß vor, und unbegreiflich haben auch wir nur einige Briefe vom Hofrat an Ludwig vorgefunden, da wir um die Rückgabe derselben bei der Herausgabe der Briefe gebeten wurden. Ich begreife nicht, daß diese Briefe bei der Aufforderung von H[errn] Grün ihm nicht übersendet wurden. Der Hofrat ist neulich im vorigen Frühjahr gestorben. Er hinterläßt ein bedeutendes Vermögen. Eine Tochter und ein Sohn sind geisteskrank. Der älteste Sohn gibt unter Hinzuziehung seines Cousin[s] Friedrich Kapp, Abgeordneter in Berlin // diese Briefe heraus. Wir werden sie uns zu verschaffen suchen, sobald wir zurückgekehrt sind. Mitte September sind wir jedenfalls wieder in Nürnberg. Bad Aibling ist ein Aufenthalt zum Ausruhen und Still[l]eben. Wir sind nun 4 Wochen hier, gehen bis nächsten Montag von hier weg und zwar nach Tirol nach Brixlegg bei Innsbruck, wo es reizend sein soll. Für mich ist es ein großes Glück, daß ich einige Monate mir diese Erholung gönnen kann. Nürnberg und namentlich unsre Wohnung macht den Eindruck eines gefangenen Vogels auf mich. Habe ich leise gehofft, Sie vielleicht diesen Sommer wieder auf unsrer Reise irgendwo zu treffen. Vielleicht erfüllt sich dieser Wunsch im nächsten Jahr, wenn die Parzen mir nicht den Lebensfaden abgeschnitten haben. Unser letztes Zusammentreffen war mir ohnedies nicht genügend, es lag etwas dazwischen, was die Harmonie störte. Ihres

Freundes Frau Bertha Feuerbach /

69

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

1. / 4. / 6. Mai 1877

/ Nürnberg, 1. Mai 77

Verehrter, teurer Freund!

Endlich sind wir im Besitze Ihres so lange ersehnten Schriftchens. Die lange Verspätung war uns unbegreiflich, umso mehr, als ich in einem Wintermonat vorigen Jahres in der „Rundschau“ Ihr Heftchen angezeigt fand. Und dennoch ist es mir um einige Wochen zu frühe gekommen, indem ich zur Zeit von einem sehr heftigen Katarrh heimgesucht bin, der in meinem Alter nicht ernstlich genug aufgefaßt werden kann, nur mit äußerster Schonung die Gefahr abgewendet werden // kann. So werde ich auch wohl nur in Unterbrechungen und in Ergänzungen meiner Tochter diese Zeilen zustande bringen.

Ich fahre heute, den 3. [Mai 1877], fort. Ich habe mit vollkommener Befriedigung Ihre schöne, so würdig gehaltene Arbeit gelesen, und es überkam mich ein Gefühl der innigsten Dankbarkeit und Liebe gegen Sie für das, was Sie dem teuern Entschlafenen, uns und der Sache darum geleistet haben. Es hat mich aber die Sache in eine solche Aufregung versetzt, daß ich mit allen Kräften dagegen kämpfen mußte, um zu verhüten, daß es nicht schädigend auf meinen jetzigen Körperzustand wirken konnte.

D[en] 4. [Mai 1877] Alles, was sich seit der [In]angriffnahme des Briefwechsels und Nachlasses Ludwig Feuerbachs durchgekämpft, hat sich in gesteigertem Maße in mir wiederholt, und es hat mich nur beruhigt, daß Sie, verehrter Freund, manches gutgemacht, // was die Feder des Dr. Grün verfehlt. –

Ich habe während der Durchlesung des Werkes tausend Messerstiche erhalten, denn es war meinem Gefühle nach gar vieles zu tadeln, gar vieles rücksichtslos genommen. Es ist dies ein Thema, das ich nicht erschöpfen darf, wenn ich mich nicht krank machen will, obwohl es mir höchstes Bedürfnis wäre, gerade bei Ihnen mich erschöpfend auszusprechen. Möchte es Ihnen doch vergönnt sein, eine zweite Auflage aus Ihrer Feder hervorgehen zu lassen, wer könnte wohl diese Aufgabe am vollkommensten lösen, als Sie, die Sie den Verblichenen am nächsten gestanden und die tiefsten Blicke in sein Seelenleben getan.

Den 6t[en] [Mai 1877] Gestern erhielten wir die Adresse, und der Brief soll nun augenblicklich abgehen, ein Brief, der so leer und bei aller Überschwenglichkeit der Gefühle so nichtssagen ist. Aber es soll auch der letzte sein. Bei anderweitiger Besprechung muß meine Tochter die Korrespondenz übernehmen. Ich lebe nur noch ein innres Leben und bin für andere nichts mehr. Meine Gefühle sind noch regsam, aber der Geist ist ermattet. Um // Ihnen nur einigermaßen ein[en] klaren Einblick in mein Wesen zu geben, übersende ich Ihnen dies Blättchen, was ich mir

aus dem Buche einer geistvollen Frau abgeschrieben. Wir danken für die Übersendung der Broschüren. Wir haben sie bis auf 2 ausgeteilt und vielen dadurch große Freude gemacht. Wir haben an Moleschott und Kh[anikoff], den russischen Freund, Exemplare gesendet. Warum haben Sie von sich selbst keine Silbe geschrieben, nichts von Ihrer Frau und was Sie für Pläne für diesen Sommer entworfen haben. Sie schweigen gänzlich von dem, was uns sehr interessiert. Auch wir können keine großen Reisepläne schmieden. Und doch zieht es mich mächtig von hier weg, in eine mächtige Natur. Das gibt mir noch einigen Aufschwung und ein Gefühl der Versöhnung mit dem Leben. Sagen Sie nicht auch, die Welt ist schön, aber das Leben ist schwer. Wir haben noch immer nur einen angstrichenen Winter, wie mag es bei Ihnen aussehen und wie mögen Sie vielleicht darunter leiden. So wird man um seine schönsten Freuden betrogen und wir müssen es ruhig dahinnehmen. An Grün können wir kein Exemplar schicken, ob es wohl Wigand tut? Grün wird doch selbst sehr viel Interesse haben und sich eines zu verschaffen suchen. Meine Tochter grüßt Sie und Ihre Frau auf das herzlichste. Leben Sie wohl! Es ist dies das letzte Wort, das ich Ihnen zurufe, aber nicht mein letzter Gedanke. Ihre Freundin

Bertha Feuerbach /

70

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

Juni 1877

– Um Ihnen zugleich einen Beweis meiner Tätigkeit in meinen alten Tagen zu geben, lege ich hier eine Abbildung von meinem neuen Hause bei, das dieses Frühjahr ganz fertig ausgebaut wurde. Wie Sie sehen, hat die alte Weide wieder frische Zweige ausgeschlagen. Da ich keine Kinder habe, so muß ich der Nachwelt doch auf eine andere Weise Spuren von meinem Dasein hinterlassen.

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

15. November 1877

/ Nürnberg, den 15. November 77

Verehrter Freund!

Mein langes Schweigen ist eigentlich nur veranlaßt durch Ihren mir erteilten Auftrag. Ich kann mich noch lange als wir in Bruckberg lebten, erinnern, daß Ludwig an die Redaktion des „Correspondenten“ einen Aufsatz eingeschickt hat, der aber nicht angenommen wurde. Ich kann mich auch erinnern, wie wütend Ludwig damals darüber war und wie er sich häufig bei Freunden und Bekannten darüber geäußert. // In ein anderes Lokalblatt hat er gewiß nie etwas eingeschickt. Um Ihren Wunsch hinsichtlich dieser Angelegenheit zu erfüllen, müßte ich hier eine ganz andere Stellung einnehmen. Wir leben hier ganz zurückgezogen, kein Hahn kräht nach uns. Überlassen wir es getrost der Zeit, ob diese noch etwas an das Licht fördert, in Nürnberg ist aber gewiß nicht der Ort, wo solche Schätze vergraben liegen. Alles ist stumm. Ich habe auf meine Sendung weder des Nachlasses noch Ihres Schriftchens an Herrn Benecke keine Silbe erhalten. Geht es Ihnen auch so? Haben Sie auch nichts von Deubler? Die Naturwissenschaften ziehen jetzt alle Geister an und drängen die Philosophie in // den Hintergrund, obwohl beide nicht voneinander getrennt gedacht werden können. Überhaupt kommt es mir vor, als lebten wir in einer ganz andern Atmosphäre, ich würde mich kaum darinnen zurechtfinden, wenn ich nicht an der Hand Ludwigs in diese Zeit eingeführt worden wäre. Ich bin in einer Zeit der Sentimentalität geboren, auf einem einfachen Dörfchen großgewachsen, wo sich alle meine Neigungen den Reizen der Natur zugewendet und dadurch mein Gemüt eine poetische Stimmung erhielt. Bald trat mir alles Göttliche nur in der Natur entgegen, der Wald war mein Tempel. // Um diese Zeit kam Ludwig nach Bruckberg, er war mein persönlicher Gott, da ich den unsichtbaren aufgegeben. Jetzt falle der Schleier: Ein höchst bewegtes, ein kamp[fe]- und sorgenvolles Leben war unser Lebensteil. Wir haben vorigen Sommer wieder einen kurzen ländlichen Aufenthalt genommen. Der Genuß einer schönen Natur versöhnt mich mit dem Leben. Wir leben still, aber tätig, und das ist ja die Würze des Lebens. Ich bitte nur die Götter, mir nächsten

Sommer nochmals einen Ausflug zu gönnen. Denn wir beide halten unsern hiesigen Aufenthalt als eine Notwendigkeit, nicht für eine Annehmlichkeit. Schreiben Sie uns im Laufe des nächsten Jahres, lieber Freund, alles, was Ihr Leben betrifft. Grüßen Sie herzlich von mir und Lorchén Ihre Frau und sind auch Sie es. Herzlich und teilnehmend Ihre Freundin

Bertha Feuerbach /

72

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

1877

Daß Sie *gesund* und *zufrieden* sind, *glücklich leben* – wie herzlich freut es uns! Diese drei Prädikate umfassen Alles, was in dem Inhalte und Bereiche menschlicher Wünsche liegt, die nicht über die Natur- und Vernunft-Gesetze hinausgehen. Aber wie Wenige können dies von sich mit vollem Recht und vollem Bewußtsein sagen, wie Sie, lieber Freund!

Jeder Mensch sucht das seinem Wesen Gemäße und ist nur in einem Wirkungskreis glücklich, wo er sich seiner innersten eigenen Natur nach betätigen und ausleben kann. *Sie* haben die höchste Lebensbefriedigung erreicht: vollkommene Harmonie Ihres äußeren und inneren Lebens, Einheit Ihrer praktischen und theoretischen Tätigkeit, wonach wir Anderen erst streben und ringen müssen. Und sollten wir dies höchste Ziel nicht erreichen, so ist es wenigstens ein freundlicher Licht- und Ruhepunkt, *Einen* glücklichen Menschen zu wissen und diesen als einen lieben und treuen Freund zu kennen. –

73

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

4. Januar / nach dem 4. Januar 1878

/ Nürnberg, 4. Januar 78

Verehrter Freund!

Ihr mir gestern zugekommenes Schreiben veranlaßt mich heute

187

schon die Feder für Sie zu ergreifen, umso mehr, da ich nicht jeden Tag Zeit, Ruhe und Stimmung dazu finde. Ihr Unwohlsein hat uns sehr leid getan, doch geht aus Ihrer angestrengten Tätigkeit hervor, daß Sie sich ganz wieder erholt, daß Sie überhaupt sich einer besseren Gesundheit erfreuen als in früheren Zeiten. Von mir kann ich wenig erfreuliches berichten. Die Jahre, die im Flug an mir vorüberziehen und immer eine höhere Nummer meinem Alter beifügen, haben gar manche Verluste, gar manche Gebrechen in ihrem Laufe. So werden Sie an meiner Handschrift sehen, daß sie ihre Sicherheit verliert. So auch, was mich ganz untröstlich macht, wird meine Sehkraft gegen vorigen Winter auffallend schwächer, ich darf nur wenig mehr lesen und muß dasjenige meiden, was meinem Geiste noch Aufschwung und Frische gibt. Meine gute Tochter sucht es mir zwar durch regelmäßiges Vorlesen zu erleichtern, aber es // ersetzt nicht das Selbstlesen. So beschattet sich immer mehr mein Leben, nur die Erinnerung, was mir seit einigen Jahren die Natur geboten, bringt erhellende Lichtstrahlen in das Gemüt.

Möchte ich nur die sichere Hoffnung haben, auch dieses Jahr solchem Hochgenuß mich hingeben zu können. Natur entspricht meinem Wesen mehr als Menschen. Ich kann den Menschen nichts mehr sein, so ersehne auch ich nicht ihren Umgang. Aber die Natur war und bleibt meine Freundin, in ihr finde ich Frieden und Versöhnung, sie versetzt mich, wie ein schönes Buch, in eine höhere Stimmung. Darinnen sind und waren wir immer eine Dreieinigkeit. Ich darf nicht weiter [schreiben], ich muß meine Augen schonen. /

/ Nach mehreren Tagen komme ich erst wieder zur Fortsetzung. Der Inhalt Ihrer beiden Briefe, hat eine schmerzliche Aufregung in mir hervorgerufen. Jawohl, ihm war der Tod eine Erlösung, darum gehört auch das geistige Leben mit ihm den Lebenden, nicht den Toten. Meine Tochter pilgert viel viel zu dem Grabe des teuren Vaters und bringt mir nach der Jahreszeit Blumen mit. Indem, was Sie über Spinoza sagten, liegt für mich ein wahrer Trost. Denn alles ist schweigsam namentlich in den obskuren Kreisen der hiesigen Welt. Denken Sie in dem klaren Gebirgstädtchen Aibling nahe bei München, habe ich eine Zeitschrift vorgefunden, wo ich interessantes über Spinoza fand. Dieser, Goethe und Beethoven sind für mich geistige Größen, denen ich erhabene Genüsse verdanke. Hiermit erhalten Sie auch die später an mich gerichteten Briefe, über deren Inhalt ich Ihnen viel zu sagen hätte, aber die Zeit drängt, und was ich alles darüber zu

sagen hätte, liegt so schwer und auf der Seele, daß Worte und Ausdruck fehlen, um mir diese Pein vom Hals zu schaffen. // Begreifen Sie, daß ein dunkler Schatten auch durch mein Leben sich zieht und gezogen ist, und der sich mehr und mehr verdunkelt, je näher ich dem Ziele rücke. Ach, wir waren alle nicht glücklich! Die Zurückgabe der Briefe hat keine Eile. Sollten Sie nicht im Laufe der Zeit Ihre Schritte wieder nach Deutschland lenken? Meine Tochter beantwortet eben den Brief von Deubler und wird Ihrer darinnen erwähnen. Sie grüßt Sie und Ihre Frau auch herzlich. Halten Sie sich im Laufe des Winters gesund!

Bertha Feuerbach /

/ Deubler bleibt uns fortwährend ein treuer Freund und sucht in uns das Andenken seines abgeschiedenen Freundes festzuhalten. D[eubl]er ist ein prächtiger Mensch. Er hat uns die Photographie seines neugebauten reizenden Häuschens geschickt und schildert uns sein Leben als das glücklichste. Wie wenige Menschen können das, aber wie wenige Menschen haben auch das Naturell dazu, und das macht ja das Glück. Und welch ein grausames Gesetz, daß auch für große und kleine Vergehen der schwarze Faden sich durch unser Leben zieht. /

74

Bertha und Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin

20. / 29. Oktober 1878

/ Nürnberg, den 20t[en] Oktober 78
14 Breite Gasse

Verehrter Freund!

Lange sind wir gegenseitig ohne Nachrichten von einander. Ich aber möchte gerne wissen, wie und wo Sie diesen Sommer zugebracht und wann Sie in Ihre Heimat zurückgekehrt sind. Wir waren wieder wie gewöhnlich in unserem friedlichen, lieblichen Gebirgsörtchen, diesmal aber nicht so einsam, da wir mit Khani-koffs dort zusammenlebten. Eine komische Laune, wie dieser Russe [sic] zu tausenden hat, führt ihn wieder einmal nach Deutschland und hat also dadurch seinen italienischen Winter mit einem deutschen umgetauscht. // In unsrem kleinen Familienkreis hat sich nichts besonderes zugetragen, als daß sich die Lust zur

Auswanderung seit unserm letzten Aufenthalt in Aibling mächtig in uns zu regen anfängt. Seitdem ich erkannt, wie zuträglich mir und meinem ganzen Wesen ein ländlicher, stiller Aufenthalt ist, seitdem sehe ich alle Schattenseiten des Stadtlebens mit doppeltem Haß. Aber es stellt sich der Erfüllung dieses Wunsches so viel entgegen, daß ich fürchte, mein Wille ist zu schwach, um alle diese Hindernisse zu besiegen. Auch fürchte ich den Neid der Götter, sie möchten mich für die Verwegenheit strafen, im 70[s]t[en] Jahr an seine solche Veränderung zu denken. Aber es spricht auch so vieles dafür, daß ich mich zur Zeit in großem Kampf befinde, da wir uns erst bis zum Februar zu entscheiden nötig haben. // Meine Tochter teilt ganz meine Wünsche, ja sie fühlt fast noch ungestümer. Zu dieser Stimmung und zu diesem Ernst, der täglich im Steigen ist, habe ich mir für die jetzigen Zeitereignisse soviel Interesse bewahrt, daß es mich mannigfach vom eignen Schicksal abzieht. Wir leben in einer merkwürdigen Zeit, und meine Gedanken kehren da oft und viel zu dem teuren Hingegangenen zurück. Ich trage ein so inneres vielbewegtes Leben in mir, wo sein Bild, wie ich es von Anfang an erkannt, mit allen seinen Kämpfen und Schmerzen noch lebendig in mir lebt. Verstehen Sie mich wohl recht, wenn ich sage, ich beweine den Lebenden, den Menschen und den Schriftsteller mehr als den Toten. Was will ich nur mit den Menschen hier, wo mich keiner versteht, darum in die Einsamkeit, in die schöne Natur, wo allein ich Versöhnung finde. War doch auch ihm die Natur höchster Genuß und so auch sein Lorchchen. –

Den 20t[en] Oktober ist mein Brief angefangen und wird erst den 29t[e] abgeschickt.

Sollten Sie die Mitteilungen meiner Tochter erwidern, so verzichte ich gänzlich auf eine Beantwortung meines Briefes, da ich Sie nicht abziehen will von den vielen geistigen Beschäftigungen, die Ihnen obliegen. Geben Sie uns bald befriedigende Nachrichten von Ihrem Wohlergehen. Unter herzlichen Grüßen an Ihre liebe Frau, bin ich in unwandelbarer Freundschaft

Ihre Sie verehrende

Bertha Feuerbach /

Geehrter Herr Bolin!

Ich erlaube mir, den Zeilen meiner Mutter einige Beifügungen, um Sie mit einem Plane bekannt zu machen, den ich längst gehegt und zu dessen Ausführung mir von vielen Seiten sehr zugeredet wurde. Ich will nämlich Aphorismen aus meines Vaters Werken herausgeben. – Wigand hat sich bereit erklärt, diese zu verlegen

– in folgenden Abschnitten: Philosophie. Wissenschaft. Kunst. Ethik. Willensfreiheit und Selbstmord[?]. Die Sammlung ist bereits fertig und wären Sie nicht so fern[?] von uns, würde ich mir erlauben, dieselbe Ihnen zuzuschicken, denn ein gründlicher Kenner seiner Werke muß dieselbe durchsehen, ehe sie dem Drucke übergeben werden kann. Die Sammlung ist absichtlich von sehr mäßigem Umfange. Wir stehen mit den früheren Freunden nicht [...?] vertraut genug, um diese Gefälligkeit von ihnen beanspruchen // zu können. Was sagen Sie zu dem Plane? Es wäre doch ganz gut, wenn seine Gedanken, namentlich über Ethik etwas größere Verbreitung fänden, wozu die aphoristische Form sehr dienlich wäre.

Wir hoffen, daß es Ihnen und Ihrer lieben Frau gut geht. Herzlich grüßend

Leonore F[euerbach] /

75

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

2. Januar 1879

Was ist nicht Alles seit meinem letzten Schreiben in der Welt geschehen; – eine große Bibliothek ließe sich darüber schreiben. Ein Land voll Läuse und andern edeln Getiers haben wir Österreicher erobert – auch andere Eroberungen haben wir gemacht, unter Anderem die Reaktion. – Und doch bin ich gegenwärtig lieber ein Österreicher, als ein Untertan im Lande der Denker und der frommen Sitte! –

76

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

1. Januar 1880

Von Ihrer Schrift „*Feuerbach's Aussprüche*“ sind in Goisern allein 15 Exemplare verkauft worden. Sie haben mit diesem Auszuge (aus den Werken F[euerbach]s) eine große Geistestat vollbracht. Die neuern philosophischen Schriftsteller und Kultur-

forscher nehmen sich nicht so viel Zeit, um sämtliche Werke dieses größten Denkers durchzustudi[e]ren. In der Regel schreibt Einer dem Andern seine oft so falsche Ansicht nach. Jetzt ist alledem abgeholfen. Für mich ist es mein Brevier, mein Andachtsbuch. Nehmen sie meinen herzlichen Dank für Ihre große mühevollen Arbeit! –

77

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

17. Januar 1880

– Lassen Sie sich, lieber Deubler, die Glorifikation von Seiten des *Züricher* Naturforschers nu[r] gefallen: Sie mögen sich drehen und wenden, Sie mögen abwehren, wie Sie wollen – dennoch bleiben Sie für alle Zeiten der „*Wunder-Bauer*“, wie *Ludwig Pfau* sich ausdrückt, und ein Wunder muß man bewundern. Sie sind der glücklichste, weil *zufriedenste* Mensch – in einer Zeit, wo der Pessimismus, diese Modephilosophie der Selbstmordkandidaten – immer mehr um sich greift. Wie stehen Sie so anders da, als jene, die nicht Kraft und Fähigkeit haben, das Leben schön zu finden! –

78

Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin

25. Juni 1880

/Aibling 25. Juni [1880]

Verehrter Freund!

Besten Dank für Brief und Karte, welche mich veranlassen, heute noch die Briefe an Herweghs auf die Post zu geben. Es scheint mir, daß sich Herr Marcel [Herwegh] großen Illusionen hinsichtlich der Anzahl sowie // der Qualität der Briefe hingibt: nicht alle, wie mir scheint, dürften ein allgemeines Interesse beanspruchen. Was die finanzielle Lage Herweghs betrifft, so weiß ich aus Frau Emmas Briefen vor[?] von 9t[en] Tage und [von] vor zwei Tagen, daß sie sich in großer Notlage // befinden.

Die kranke alte Frau muß Stunden geben, schriftstellerisch tätig sein um kümmerlich ihr Leben zu fristen. Ich denke mir, daß Marcel sich ebenfalls durch Unterricht erteilen im Violinspiel seinen Unterhalt verdienen wird. Herweghs haben s[einer] Z[eit] ein großes Vermögen vergeudet.

Können einige Briefe irg[end]--//wo und in irgendeiner Form veröffentlicht werden, so muß der Herr Verleger ein Honorar geben und wenn irg[en]dmöglich Bedauern das Ableben des Herweg[h]. Sollte er vielleicht Briefe von Papa haben?

Ein Brief Papas an s[eine] Schwester Helene v[om] Jahre 1829 gibt in zwar kurzer, aber charakteristischer Weise einigen Aufschluß, wie er damals gedacht hat in Erlangen. Ich fand d[ie]s[en] Brief in Germersheim und nahm ihn mit hieher. Ich denke solche eigenständigen Urkunden sind doch auch etwas wert und geben oft ein richtigeres Bild als Fremde und sogar Freunde. Jeder vertritt am besten sich selbst. /

79

Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin

3. / 7. Juli 1880

/ Aibling, den 3. Juli 80

Bei Rosenheim, Oberbayern

Verehrter teurer Freund!

Ein Brief aus Goisern, worinnen uns Deubler weldet, daß Sie ihn durch Ihren Besuch so sehr beglückt haben, hat sich uns wie ein Vorwurf aufs Herz gelegt, Ihren lieben letzten Brief unbeantwortet liegen gelassen zu haben.

Denken Sie aber nicht, daß es vergessen war, denn kaum verging ein Tag, wo wir nicht zueinander sagten, heute müssen wir schreiben. Aber der Winter [18]80 brachte uns so viele schwere Ereignisse und waren in dessen Gefolge so viele Aufregungen und höchst unangenehme Erfahrungen verbunden, die Zeit und Stimmung ganz in Anspruch nahmen. Namentlich war meine Tochter als den Tanten die Nächststehende, durch Beweise der Teilnahme sehr in Anspruch genommen // und teilte den tiefempfundenen Schmerz der Mutter sowie den der Schwestern um den Bruder mit teilnahmsvollst. Lorch stand ja Onkel Fritz so nahe, denn außer seinen beiden Schwestern und sie, hat er schon

mehrere Jahre lang keinen Menschen bei sich gesehen und ging auch ebensolange nicht mehr aus dem Hause. Sein Tod erfolgte vierzehn Tage nach seines Neffens Hingang. Sein Tod war insofern tragisch, als man ihn aus seinem Bett herausgefallen bewußtlos liegen fand; in diesem Zustand blieb er einige Tage bis zu seinem Ende. Sein Tod war insofern überraschend, da wir ihn bei seinem körperlichen Zustand immer noch einige Jahre zugegeben hatten. Bei meiner Tochter hat er die Äußerung über Anselms Tod getan. Der Tod hat einen Mißgriff gemacht. Es ist auch leicht anzunehmen, daß ihm dieser Fall, bei seinem ganz einsamen Leben, an keine Gemütsbewegung gewöhnt, ungewöhnlich erschüttert hat. /

/ Nun folgte aber gleich nach dem Tode eine Erbschaftsgeschichte, die so unerhört ist, daß sie brieflich nicht mitgeteilt werden kann, da sich dieselbe vom Januar bis gegen Juni fortgesponnen hat, und damit endigte, daß meine Schwägerinnen mit der Hofrätin ganz abgebrochen haben und diese nun von Nürnberg weg nach Ansbach zieht. Unglaublich, gleich nach dem Tode ihres Sohnes kommt dieselbe zu den Tanten und sagt ihnen und spricht aus, daß sie alles ihren Verwandten vermachen werde. Da sie aber die Stiefmutter ist, so hat sie nicht über das Ganze zu verfügen und sie muß den Tanten, wahrlich eine kleine Summe gegen das, was ihr als Kunstschatz von ihrem Sohne bleibt, herauszahlen.

Die Tanten haben sich in dieser Sache höchst nobel benommen, während die Hofrätin eine Rolle gespielt hat, die das Vertrauen zu ihr in höchstes Mißtrauen umgewandelt hat. O wieviel könnte ich Ihnen sagen, wie sie uns nie ein wohlthuender Umgang war, wie wir alle ihre Freundschaft-Versicherungen und Liebesbeweise als Unwahrheit hinnehmen mußten. Das ist ein Glückstörendes Zusammenleben. /

/ Die Übersiedlung nach Aibling hat mir viele Kämpfe gekostet und wäre mein und Lorchens Wunsch nicht so dringlich gewesen, so wäre es nicht zur Ausführung gekommen. Denn ein Wagnis bleibt es immer in meinem vorgerückten Alter, diesen Schritt getan zu haben, umsomehr als ich kaum von einer Krankheit genesen war und die Reise unternehmen mußte. Nun sind wir 1/4 Jahr hier und ich fühle mich so behaglich und heimisch, wie ich es in Nürnberg seit sechs Jahren nie empfunden habe. Und wie unangenehm jetzt für uns bei den Zerwürfnissen zwischen den Tanten und der Hofrätin, da letztere noch immer mit meiner Tochter in der zärtlichsten Weise korrespondiert. Sie ist eine so

schlau angelegte Natur, daß ein tieferer Menschenkenner dazu gehört, um sie klar zu durchschauen. Ihr Sohn hat ganz ihr Leben ausgefüllt, darum sagt sie auch jetzt, ich weiß nicht, was ich mit mir anfangen soll. /

/ Mit unserm Umzug habe ich in jeder Weise gewonnen, denn was jahrelang Wunsch und Sehnsucht war, das Leben in und mit der Natur, habe ich erreicht. Hier lebe ich gänzlich mir und meinen geistigen Bedürfnissen. Wir haben hier zwei Familien gefunden, wovon das eine schon ein älteres Fräulein Gesinnungs- und Glaubensgenossin von Ludwig Feuerbach ist. Ein so allseitig gebildetes und dabei so mittheilsam und anregend, daß das Zusammensein mit ihr eine wahre geistige Erquickung ist, solche ich in Nürnberg nie gehabt. Ich bin alt und kann den // Menschen nicht viel mehr sein, aber umso mehr möchte ich von Andern empfangen. Meine Tochter fühlt sich ebenso zufrieden und glücklich in unseren Verhältnissen, wie ich. Sie hat jetzt ein neues sehr gutes Pianino, das ihr Entschädigung für die einsamen Winterstunden bieten wird. Der Brief von Deubler hat uns wieder herzlich erfreut, indem er die Freundschaft, die früher zwischen den beiden Männern bestanden, so innig auf uns überträgt. Er wundert sich, daß er noch in keiner Zeitung einen Nekrolog von Onkel Fritz gelesen habe und setzt hinzu, er hätte es wohl verdient. Er hat // sich aber so ganz von der gelehrten Welt zurückgezogen und sein Name ist ganz verschollen. Lorchen hat seinen Nachlaß geerbt, liegt aber noch fest verschlossen in einer Kiste. Sie hat die Anfrage an den Buchhändler Meißner gestellt, ob nicht das Schriftchen „Gedanken und Thatsachen“ vergriffen wäre, erhielt aber die Antwort, es wären noch genug Exemplare vorhanden. Dieses Schriftchen, wenn es mehr Verbreitung fände, müßte Wunder tun, so klar und überzeugend ist sein Inhalt. Ich bin gegen alle Buchhändler mißtrauend, unser H[err] Wigand hat uns ja auch um eine zweite Auflage betrogen. Wir sollten eben eine wohlmeinende ratende Stimme um uns haben, und hoffen daß wenn Sie wieder // nach Deutschland kommen, Sie uns die Freude Ihres Besuches nicht vorenthalten werden. Ihr Aufenthalt an der See, wie Sie uns ihn schildert, muß ebenso reizend als gesund sein. Wenn Sie uns gleich von einer Erkrankung Ihrer Person geschrieben haben, so glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß sich Ihr Gesundheitszustand um vieles gebessert hat, wie sehr wir uns darüber freuen, mögen Sie sich selbst sagen. Wie groß auch die räumliche Trennung ist, in der wir von Ihnen leben, so ist doch der geistige Verkehr im Sinne des Dahinge-

schiedenen ein ununterbrochener Gedankenaustausch.

Grüßen Sie herzlich Ihre Frau von uns und sind Sie es von meiner Tochter ebenso. Mit den herzlichsten Gesinnungen und Verehrung

Bertha Feuerbach

Schluß 7. Juli. /

80

Bertha Feuerbach an Elise und Leonore Feuerbach

28. November 1880

Aibling den 28. Nov[ember 18]80

Meine Lieben!

Längst hätte ich Euch schreiben wollen und schreiben sollen, aber ein recht fatales Augenübel hinderte mich bisher daran. Da es aber noch lange andauern wird oder sich vielleicht gar nie beseitigen läßt, so muß ich heute den etwas passablen Tag benützen, um Euch ein Lebenszeichen zu geben, hauptsächlich aber Euch zu danken für die viele Güte, die Ihr Lorchén erwiesen, während ihrer Anwesenheit in Nürnberg. Sollte sich dieser Besuch wiederholen, so muß ich Eurem Tisch eine größere Einfachheit empfehlen. Lorchén weilte mit vieler Liebe bei Euch, und war es ihr ein beglückendes Bewußtsein ihrer // guten Tante etwas sein zu können. In diesen Gedanken, wie gerne habe ich sie entbehrt. Was sind überhaupt diese Entbehrungen, wenn sie nur eine räumliche Trennung sind und auf ein Wiedersehen hoffen lassen. Die schmerzlichen Erinnerungen um die dahingeschiedene Elisa haben sich auch in diesen Tagen wiederholt. Und wie bald so tritt eine schwer durchlebte Zeit an uns heran. Nicht umsonst haben sich mir an die Zahl 80 so schwere Ahnungen geknüpft. Aber gerade für die ich am wenigsten gebangt habe, bei denen hat sich's am ersten erfüllt. Wenn man nicht blind ist und gefühllos und in das Leben, wie es sich jetzt gestaltet, einen Blick wirft, Umschau hält in den nächsten Kreisen, sich selbst und die Seinen ins Auge faßt, den setzt sich ein Ernst in der Seele fest, von dem er nicht mehr loskommt, und ist man einmal alt, so findet über-

haupt die Freude keinen Eingang mehr. // Am vierten Tag nach dem Beginn meines Briefes fahre ich heute fort, diesen Brief womöglich zum Schluß zu bringen. Ich danke Euch danke auch herzlich für den so liebevolle ausgesprochenen Glückwunsch zu meinem Geburtstag, möchten Eure Wünsche in Erfüllung gehen. Die Erinnerung an diesen Tag von Tante Helene war mir von besondern Wert und Freude. Wir sind recht verlangend von T[ante] Jette durch Euch etwas zu hören. Es scheint, der häufige Briefwechsel mit Lorchchen läßt etwas nach. Der Gedanke, Jette jetzt in Ansbach zu wissen, ist mir noch ganz fremd, ich kann sie in dieser Wahl nicht begreifen, ebensowenig wie es sich mit ihrem geistigen Hochmut vereinigt.

Tante Jette ist für mich ein mysteriöses Wesen. Mir tut es in der Seele weh, daß wir die liebevollen Gesinnungen nicht mit gleicher Liebe erwidern können, weil Mißtrauen gegen sie uns ganz umfassen hat. Aber das Gefühl der Dankbarkeit ist so mächtig in mir, daß // ich stets mich ihrer auch mit Liebe erinnere. Es läßt sich nicht aussprechen welch eine Wohltat dieses Geschenk für mich und Lorchchen ist. Ihr Spiel hat sich verbessert, so daß es für mich ein Genuß ist, ihr zuzuhören, und ihr ist es eine Lebensfreude, durch die sie sich das Bittere des Lebens wegspielt. Die Bedeutung dieses Geschenkes ist für Lorchchen so umfassend, das T[ante] J[ette], wenn sie es recht erfaßt, sich in diesem Bewußtsein glücklich fühlen kann. Morgen geht sie wieder zur Frau Haup[tmann] Siegel, um mit ihr zu spielen. Gestern war das Lesekränzchen bei Frl. Meier, erheitert kehrt sie immer davon zurück, denn es verbindet sich auch immer mit dem Vorlesen eine angenehme, manchmal lustige Unterhaltung dabei. Für Lorchchen ist der Umgang mit diesem Frl. von großer geistiger Anregung und da das Zusammensein mit ihr ein ganz ungeniertes und herzliches ist, und man wohl merkt, daß es auch ihr eine Freude ist, bei Lorchchen ihre Ideen auszusprechen und verstanden zu werden, so ist ihr öfterer Besuch uns eine große Freude. Da sie viel in der Welt gelebt hat, und die Familienmitglieder meist ausgezeichnete Menschen waren, so ist ihrer Unter- / [Text bricht ab]

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

24. Juni 1881

Lieber Deubler!

Empfangen Sie herzlichen Dank für die Photographie (Ihres „Ateliers“)! Sie hat uns große Freude gemacht. Wie wunderschön ist Ihr *Sanctuarium*, diese Schöpfung Ihres guten Geschmacks und *gebildeten Geistes*! Darauf können Sie wahrhaft stolz sein! –

Konrad Deubler an Bertha und Leonore Feuerbach

4. Dezember 1881

– Da ich aber selbst am vergangenen 26. November schon 68 Jahre alt geworden bin, so muß ich nächstens doch zu Euch, Ihr lieben, mir so einzig teuren Menschen, hinreisen, um Euch noch einmal zu sehen, ehe ich hinter den schwarzen Koulissen verschwinde, die wir Menschen Grab nennen.

Leonore Feuerbach an Konrad Deubler

19. Dezember 1881

– Daß Sie stets glücklich und zufrieden sind, freut mich doppelt: natürlich vor Allem um Ihrer selbst willen, dann aber auch *um der Philosophie meines Vaters willen*, deren Adept Sie sind und deren Einfluß ich keinen geringen Anteil an diesem Ihrem beneidenswerten Gemütszustand zuschreiben darf. Ist es nicht so? Ich urteile eben nach mir selbst. Eine Philosophie, welche das direkte Gegenteil von allen überlieferten positiven, von Oben begünstigten Religionen ist und die *doch die Fähigkeit hat*,

*letztere vollständig zu ersetzen, im Unglück, in Not und Tod uns
Trost und Stärkung zu gewähren, eine Philosophie, welche die
alten Gegensätze von Gott und Welt, Geist und Materie aufgehoben,
uns an Stelle des Jenseits auf den Reichtum dieser Welt und
der geschichtlichen Entwicklung, auf die Herrlichkeit der Kunst
und Wissenschaft hinweist: eine solche Philosophie in unser
denkendes Bewußtsein aufgenommen zu haben – ist des Lebens
wert! –*

84

Bertha Feuerbach an Elise und Leonore Feuerbach

[ca. 1881]

Meine Lieben

Ein Zeichen meiner gänzlichen Genesung ergreife ich heute den 30[sten] die Feder, um Euch dies zu melden. Aber diese Krankheit ist nicht spurlos an mir vorübergegangen. Ich bin nicht nur ängstlicher geworden, ich bin auch mehr Egoist, indem der Wunsch gesund zu bleiben vorherrschend in mir ist, und ich mehr an mich als an andere denke. Unser jetziger Aufenthalt läßt bis jetzt nichts zu wünschen übrig. Unsre Wohnung ist im Vergleich mit der in der *breiten Gasse* ein Paradies, denn sie ist größer und, was so wohl//tätig für uns ist, glockenhell. Was so eine freudige Überraschung für mich war, ich habe alles größer gefunden, als ich es im Gedächtnis hatte. Kein Stäubchen Ruß, Ernestens Zimmer ist wunderhübsch, und sie ist auch ganz gerne hier, obwohl sie einige Bekannte sehr vermißt. Wir haben auch einige Vorteile, die ich hoch anschlage, z.B. lasse ich meist Sonntag bei Schuhbräu Braten holen, wo man in der jetzigen Sess[i]on sehr viel bekommt. Frau Hauptmann Siegel geht mir mit allen möglichen Ratschlägen und Auskunftsmitteln an die Hand. Heute ist Lorchen mit Khanikoff // und einigen anderen Damen bei ihr zum Kaffee. Mittag mit Khanikoff bei Tisch bei Schuhbräu. Durch diese Familie ist bei uns wieder ein sehr reges Leben eingetreten. Schade nur, daß alles seine zwei Seiten hat. So hat ihr Aufenthalt hier für uns große Annehmlichkeiten, während es auch für uns

wünschenswert wäre, einsam einen Spaziergang machen zu können. Olga und Lollo haben sich nicht weiterentwickelt, blieben was sie waren, ohne viel jugendlichen Reiz. Aber Lidie ist größer und stärker geworden. Alle gehen mit Widerstreben nach Rußland und der Barbar schleppt sie dahin. Wahrscheinlich schon in dieser Woche müssen wir Abschied nehmen. // Er ist jetzt in Nürnberg und wird heute zurückerwartet. Warum meine Lieben seid Ihr jetzt so schweigsam, in einer Zeit, die Euch so erschütterndes gebracht und die wir mit den tiefempfundensten Gefühlen mit Euch geteilt. Ich will nicht eingehend darauf eingehen, erst Nachrichten von Euch abwarten. Indessen schrieb Tante Jette dieser Tage an Lorchen. „Ich komme mir vor wie eine Verrückte, oder wie eine, die aus einem schweren Traum nicht erwachen kann, warum mußte der Brief sich nach Nürnberg verirren. Ich kann natürlich jetzt nicht mehr hierbleiben.“ Zum Schluß ich habe Euch sehr lieb?

85

A. Vaillant an Leonore Feuerbach

26. Juni 1882

/ Vierzon 26. Juin 82

Mademoiselle

Je suis fâché de n'avoir pas pris plutôt connaissance de votre lettre qu'est arrivé au commencement d'une grave maladie de mon fils, bien qu'il se soit produit un peu de mieux. Aujourd'hui, je ne puis pas encore lui rien dire. Il a pour vous Mademoiselle et Monsieur votre Père // de qu'il m'a souvent parlé les sentiments les plus affectueux et dévoués et de profonde admiration pour votre vénère père. Il est si faible que la moindre conversation pourrait redoubler la fièvre. Il vous écrira XXX rétabli. J'ai pensé que vous feriez bien d'écrire à M^r Joseph Roy 4 rue Daru à Paris, je suis persuadé qu'il se mettra entièrement à votre service et vous donnera les renseignements que vous désirez. Ainsi que // M^r Aristide Grey, Conseiller Municipal de Paris au Palais du Conseil Municipal à Paris.

Mon fils sera très sensible à votre bon souvenir et regrettera de n'avoir pas pu vous rendre le petit service que vous lui demandez.

Ne doutez jamais de lui.

Ma femme et moi vous prions d'accepter nos meilleurs et plus affectueux compliments et toutes nos sympathies.

Tout à vous de cœur et bien sincèrement

A. Vaillant

27 route de Paris Vierzon (Cher) /

[Sehr geehrtes Fräulein,

Ich bin verärgert darüber, daß ich nicht eher von Ihrem Brief erfahren habe, der am Anfang einer schweren Krankheit meines Sohnes angekommen ist, gut, daß er ein wenig besser hergestellt werde [?]. Heute kann ich ihm noch nichts sagen. Er hat für Sie, geehrtes Fräulein, und Ihren Herrn Vater, von dem er mir oft erzählt hat, die zärtlichsten und ergebensten Empfindungen und tiefe Bewunderung für Ihren verehrten Vater. Er ist so schwach, daß die geringste Unterhaltung das Fieber verstärken kann. Er wird Ihnen [...] wiederhergestellt schreiben. Ich habe gedacht, daß Sie wohl an Herrn Joseph Roy, 4 Straße Daru in Paris, schreiben würden. Ich bin überzeugt, daß er sich ganz zu Ihren Diensten stellt und Ihnen die Auskünfte gibt, die Sie wünschen. Wie auch Herr Aristide Grey, Stadtratsmitglied von Paris im Palast des Stadtrates von Paris.

Mein Sohn wird sehr empfänglich für Ihr Andenken sein und bedauern, daß er Ihnen nicht den kleinen Dienst erwiesen haben konnte, den Sie von ihm erbitten. Zweifeln Sie niemals an ihm. Meine Frau und ich bitten Sie, unsere besten und liebevollsten Komplimente anzunehmen und alle unsere Zuneigungen.

Alles für Sie von Herzen und sehr aufrichtig,

A. Vaillant.

27, Straße von Paris, Vierzon (Cher).]

86

Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach

19. September 1882

/ Mein sehr geehrtes Fräulein,

Zu meiner großen Freude höre ich, daß Herr Dr. Rau beabsichtigt, ein Lebensbild von Ludwig Feuerbach, Ihrem lieben trefflichen Vater, herauszugeben. Da drängt es mich, Sie zu bitten,

Herrn Dr. Rau die Mitteilung zugehen zu lassen, daß in geradezu vorzüglicher Weise Rud[olf] Haym, jetzt Professor der Philosophie in Halle, eine Würdigung der Feuerbachischen Philosophie für Ersch und Grubers Enzyklopädie geliefert hat. Herr Dr. Rau findet die Haymsche Kritik in dem Artikel „Philosophie“ des genannten großen Werks. – Ich erlaube mir um deswillen Herrn Dr. Rau hierauf zu verweisen, weil ich mich erinnere, daß Ihrem // Herrn Vater Hayms Arbeit nicht bekannt war; er erfuhr hiervon erst durch mich ganz zufällig, als wir uns von seinen Kritikern unterhielten. Dies geschah bei Lud[wig] Feuerbachs letzter Anwesenheit in Berlin.

Ich glaube annehmen zu dürfen, daß Herr Dr. Rau es lebhaft bedauern würde, wenn er sein Buch abschlosse, ohne von Hayms meisterhafter Arbeit Notiz genommen zu haben. Besonders interessant ist Hayms Parallele zwischen Aristoteles und Lud[wig] Feuerbach.

Es würde mir sehr ehrenvoll sein, mein sehr wertcs, liebes Fräulein recht bald wieder einmal ein paar // Zeilen von Ihnen zu erhalten. Ich bitte Sie ganz ergebenst, mich Ihrer Frau Mutter wie der ganzen Familie Feuerbach empfehlen zu wollen.

Frau Emerenz, Aennchen und Lene, die an meinem Tisch sitzen, während ich diese Zeilen schreiben, geben mir herzliche Grüße an Aiblingen auf. Ebenso grüßen Sie und Frau Dr. Feuerbach unbekannter Weise aufs herzlichste meine Frau Marie und meine Tochter Hedwig.

In alter, unveränderter Anhänglichkeit an die liebe werte Familie Feuerbach verbleibe ich

Ihr sehr ergebener
Heinr[ich] Benecke
Kleinbeeren Str. 28.

Berlin, 19. Sept[em]ber 1882 /

87

Konrad Deubler an Leonore Feuerbach

10. Oktober 1882

– Den Abschied von Ihrer Mutter werde ich lange nicht vergessen. Wie sie mir noch vom Altan herab zum Abschied ein *letztes Lebewohl* zuwinkte! – Wie sie so oben stand, umstrahlt von der Glorie des größten Denkers unseres Zeitalters, dem Begründer des

Humanismus, dem Philosophen der Menschenliebe – L[udwig]
Feuerbach, dem sie sein Gott, sein Liebstes gewesen ist! –

88

Bertha Feuerbach an Elise und Leonore Feuerbach

25.-27. Dezember 1882

25., 26., 27. Schluß Dezember [18]82

Meine Lieben!

Mehr noch als meine kranken Augen bestimmen mich meine zitternden Hände, die Feder aus der Hand zu legen, und nur bei besonderen Veranlassungen dieselbe zu gebrauchen. Und so ist es die Weihnachts- und Neujahrszeit, wo ich den Drang Euch zu schreiben nicht abweisen kann. Vor allem Euch herzlich danken für den schönen Inhalt des Kistchens der gestern den Weihnachtstisch geziert hat, wozu Lorchen ein wunderschönes Bäumchen geputzt hat. Wozu die die wunderschöne Schürze, wüßt Ihr nicht, daß das Einfache mir auch Freude macht. Ich glaubte, Ihr würdet es so auffassen, mir den Zeug zu schicken. Zu den vielen Empfängerinnen Eurer Geschenke, habt Ihr durch // Eure Cousine habt Ihr nun wieder einen neuen Zuwachs erhalten. Ja glaube mir, liebe Elise, ich weiß es auch, was es um die Weihnachtszeit ist, Lorchen wird dadurch verkürzt, um andern zu genügen. Mir hat sie ein recht schönes Landschaftsbild gemalt, ich war wirklich überrascht. Auch meine neugewonnene Freundin Frau Klings hat mich mit einer Haube beschenkt, die sie selbst verfertigt. Fräulein Meier kam auch diesen Morgen und brachte uns zwei Blumenstöcke. Khanikoffs haben auch diesen Morgen zu den Feiertagen gratuliert. Das dürf[te] bei den Russen nicht übersehen werden. Ich habe es endlich durchgeführt, die Weihnachtsgeschenke gänzlich aufzuheben. Ich bin diesen Nachmittag, wo ich schreibe, ganz allein, Lorchen und Erneste sind bei Khanikoff. Sie nehmen Lorchen so in Anspruch, daß sie manchmal ganz in Verzweiflung ist, sie gleicht darinnen zu viel ihrem Papa, der auch sich lieber zurückgezogen hat und seine geistigen Bedürfnisse gelebt // Am Schlusse dieses Jahres dürfen wir mit großer Freude und Dankbarkeit zurückblicken, denn es blieb uns ein teures Leben erhalten, was in Lebensgefahr

schwebte. Daß es so schlimm war, und den eigentlichen Krankheitszustand haben wir erst erfahren, als die Besserung schon eingetreten war. Daß Du Dich, teure Leonore, der vollständigen Genesung erfreuen wirst, dafür birgt mir die aufopfernde Pflege Deiner Schwester Elise und Dein ruhiges, sorgenloses Leben. Du bist auch noch um mehrere Jahre jünger als ich, und Deine Kräfte werden sich bald wieder einfinden. So wollen wir getrost in das Jahr 83 hinüber gehen. Doch mir scheint diese Zahl nicht ganz so bedeutungslos. Und meine Stimmung wird dadurch eine ernste an. // Ich bin recht froh, liebe Elise, daß die mühevollen Weihnachtszeit für Dich nun überstanden ist. Du hast ja dieses Jahr alle Mühe allein zu tragen gehabt und so vielen durch Deine Geschenke eine Freude gemacht. Ich habe auch alle Besorgungen Lorchen übergeben, denn ich komme bereits seit zwei Monaten nicht mehr aus dem Haus. Lorchen meint zwar ich soll nicht aus der Stube, aber da trete ich energisch dag[ge]gen auf, weil ich weiß, daß mir diese Widersetzlichkeit nicht schadet. Lorchen hat sich ein recht schönes Bäumchen geputzt und sich wie ein Kind den Weihnachtsfreuden hingegeben. Barons Reichling sind in München, und das benutzt sie zu ihrem Klavierspiel. Ist wieder alles im alten Geleise, so liest sie mir wieder vor. Die Abende zu Hause sind ihr die liebsten. Gehört es wohl auch zu meinen liebsten Wünschen, noch einmal vertraut mit Euch zusammenzusitzen, und es überkommt einen ein eigentümliches Gefühl, man lebt und sieht sich doch nie mehr. O das Leben hat seine ernsten Seiten.

Ich schreibe nun drei Nachmittage an diesem Brief, aber um vier Uhr muß ich endigen meiner Augen wegen. Heute will ich aber zu Schluß kommen. Cramer-Klett soll ja gefährlich krank sein. Bedauere ihn sehr, wenngleich er uns durch die Entziehung seiner Geldspende einen empfindlichen Schlag beigebracht hat. Aber er war uns doch ein Wohltäter. Wie [...] werdet auch Ihr in [...] den letzten Abend im alten Jahr zusammensitzen, gedenkt unsrer [...] auch wir mit [...] Liebe Euch nahe sind, Eure B. Feuerbach.

Sie haben Ihr Liebstes, Teuerstes in Ihrer Mutter verloren. Auch ich durchwachte ganze Nächte am Sterbelager meines Vaters, meiner alten Mutter, eines geliebten Weibes. Aber, was hat mich am meisten getröstet, was hat mich im größten Jammer aufgerichtet und mir mich selbst wiedergegeben? – Die Worte Ihres großen Vaters waren es, namentlich seine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“. Um die Tochter dieses großen Apostels ist mir nicht bange. Ihr Schmerz wird sich nach und nach mildern und in stiller Wehmut auflösen. – [...]

Das wird wohl mein letzter Ausflug sein, denn am 26. d[es] M[onats] wird schon mein 70. Jahrgang in Angriff genommen. –

– Leben Sie wohl, liebe gute Leonore, und lassen Sie bald wieder Etwas von Ihnen hören, wie es Ihnen geht.

Drum lasset uns in Freundschaft
Einander recht verstehn,
Die kurze Strecke Weges,
Die wir zusammen gehn.

In alter treuer Freundschaft bis zum letzten Atemzuge, bis die Allmutter Natur auch uns in ihre Arme aufnimmt.

Ihr alter Freund vom Primesberg

90

Édouard Vaillant an Leonore Feuerbach

9. November 1883

/ Mademoiselle

Au retour d'un petit voyage je trouve la lettre de faire-part qui m'annonce le cruel malheur qui vient de vous frapper. Rien ne peut en consoler, aussi je viens seulement vous assurer, en votre douleur de toutes mes sympathies pour vous et de mes regrets de votre mère dont je garde le précieux souvenir.

Ma famille se joint à moi pour vous envoyer nos affectueux compliments et vous souhaiter de retrouver du courage pour supporter cette si dure épreuve.

Recevez Mademoiselle l'assurance de la sincère amitié et considération

de votre tout dévoué

Ed. Vaillant
Route de Paris
Vierzon (Cher)

9. Novembre 1883 /

[Sehr geehrtes Fräulein,

Nach meiner Rückkehr von einer kleinen Reise finde ich den Brief mit der Anzeige, die mir das schlimme Unglück mitteilt, das Sie soeben getroffen hat. Nichts kann da ein Trost sein, auch ich kann Sie in Ihrem Schmerz nur meiner ganzen Anteilnahme versichern und wegen Ihrer Mutter, die ich in teurem Andenken behalte, mein Beileid ausdrücken.

Meine Familie schließt sich mir an und übersendet Ihnen unser herzliches Mitgefühl und den Wunsch, daß Sie die Kraft wiederfinden, um diese so schwere Prüfung zu ertragen.

Nehmen Sie, sehr geehrtes Fräulein, die Versicherung aufrichtiger Freundschaft und Wertschätzung entgegen von

Ihrem ganz ergebenen
Ed. Vaillant
Route de Paris
Vierzon (Cher)

9. November 1883.]

Leonore Feuerbach an Unbekannt

26. November 1884

/ Zum Gedächtnis

Ludwig Feuerbachs. 13. Sept[ember] 1872

Herbstlich röten sich der Wald,
 Hecken und Gelände.
 Vogelsang ist längst verhallt,
 Sommer geht zu Ende.
 Doch mit Licht und Glanz vollauf
 Will der Tag sich färben,
 Golden ging die Sonne auf –
 Ach bei Deinem Sterben.

Warst im tiefsten Grund verwandt
 allen Geisteshelden, –
 Nenne sich, wer Dich gekannt!
 Wird sich Einer melden?
 Schreibend immer wahr und klar,
 sprechend stets befangen –
 Still, wie all' Dein Leben war
 bist Du hingegangen.

Glaubens-, gottlos nennt man Dich,
 Zählt Dich zu den Schlechten,
 und es nennen Christen sich
 diese höchst – Gerechten.
 O[h], Du glaubtest nur zu viel!
 Gar an Ideale,
 Ein erreichbar höchstes Ziel
 Schon im Erdentale. /

Glaubtest (wars Prophetenblick?)
 Himmel käm zur Erden,
 Frieden müsse, vollstes Glück
Allen Menschen werden.
 Machten aber je und je

Zweifel Dich eindüstern,
Tröstung war Dir Berg und See,
Grünen Laubes Flüstern.

Und Dein Herz und Dein Gemüt,
Wer wird's je ergründen?
Des Poeten höchstes Lied
Kann es nicht ergründen.
Polizei nur wär gekränkt,
Wenn sie dies erführe:
Daß kein Bettler unbeschenkt
Ging von Deiner Türe.
Folgtest dennoch falscher Spur, –
Warum solch Erkühnen?
Wolltest immer Wahrheit nur,
das ist nicht zu sühnen.
Jeder will, was ihm behagt,
Und nur dieses Eine;
Warum hast Du doch gewagt, /
/ Frommen Schlaf zu stören?

Herbstlich rötet sich der Wald,
Doch die Sonne lodert;
Ewig glänzt Dein Ruhm und schallt,
Ob Dein Leib vermodert.
Zwar des Streites mit dem Feind
Warst Du längst schon müde.
Sei denn Deinem Staube, Freund,
Friede, Friede, Friede.

E[nn]o] Hektor.

Aibling, 26. 11. 1884

Hochgeehrter Herr Doktor,
entschuldigen Sie, daß ich mein Versprechen so spät erfülle,
aber es ist doch besser spät als gar nicht.

Hoffend, daß Sie sich in bestem Wohlbefinden, mit freund-
schaftlicher Hochachtung

Ihre ergebene Leonore Feuerbach /

Leonore Feuerbach an Arnold Dodel-Port

11. Januar 1885

Aiblin, 11. Januar 1885

[...] Als Student kam er auf seiner Reise nach Berlin durch Weimar und war sogar mit Empfehlungsbriefen an Goethe ausgerüstet. Allein er fühlte sich damals so unfertig, unreif und innerlich zerrissen, daß er nicht den Mut fassen konnte, den ehrwürdigen Dichterfürsten in seiner olympischen Ruhe und Vornehmheit zu stören. – [...] Ich weiß nicht, daß es mit diesem Hammer eine besondere Bewandnis hätte, als daß er von meinem Vater viel benützt wurde.

93

G. Junghann an Bertha Feuerbach

14. Januar 1885

/ Frankfurt a. M. – Sachsenhausen
Cranachstr. 20, II, d[en] 14/1 [18]85

Hochgeehrte Frau Professor!

Bei genauerer Durchsicht der nachgelassenen Bibliothek meines verstorbenen Vaters habe ich ein Manuskript gefunden, auf dessen erster Seite folgende Bemerkung von meines Vaters Hand steht:

„Dieses Manuskript ist das noch ungedruckte Werk, welches Dr. Karl Wilhelm Feuerbach erwähnt im Vorwort der Druckschrift: ‚Grundriß zu analytischen Untersuchungen der dreieckigen Pyramide von Dr. K. W. Feuerbach. Nürnberg 1827‘, und auf welches ich in meiner ‚Tetraedrometrie‘ aufmerksam gemacht habe. Das Manuskript ist Eigentum des Herrn Dr. Ludwig Feuerbach, wohnhaft zu Rechenberg bei Nürnberg, der es mir zur Einsicht leihweise, für den Fall aber, daß ich es zum Druck befördern will und kann, als Eigentum überlassen hat. Gotha, d[en] 16ten August 1862. Dr. Gustav Junghann.

Meinem Vater ist es nicht gelungen, den Druck des Manuskrip-

tes zu bewirken; ich halte es daher für meine Pflicht, dasselbe seinem Eigentümer wieder zuzustellen. – Auf eine diesbezügliche Anfrage wurde mir von der Redaktion einer Zeitung Ihre Adresse als diejenige bezeichnet, an welche ich mich in diesem Falle zu wenden hätte. – Bevor ich das Manuskript jedoch abschicke, erlaube ich mir, die ganz ergebene Anfrage an Sie, hochgeehrte Frau Professor, zu richten, ob Sie damit einverstanden sind, daß ich dasselbe Ihnen zusende; andrenfalls würde ich mir mit Ihrer Einwilligung erlauben, mich an Herrn Professor Klein in Göttingen zu wenden, welcher Herr s[einer] Z[eit] die Güte hatte, die Herausgabe der letzten Arbeit meines verstorbenen Vaters zu übernehmen. – Da ich aus den in dem Manuskript liegenden, an meinen Vater gerichteten Briefen des Herrn Professor Ludwig Feuerbach (an dessen Gattin ich vermutlich die Ehre habe, diesen vorliegenden Brief zu richten) ersehe, von welcher Pietät derselbe für die Werke seines verstorbenen Bruders erfüllt war, so würde es mir eine ganz be-//sondere Befriedigung gewähren, wenn ich den Versuch machen dürfte, zur Veröffentlichung des in Rede stehenden Manuskriptes etwas beizutragen, ohne allerdings als Laie in dieser Materie wissen zu können, ob dieser Versuch von Erfolg gekrönt sein wird. –

Einer geehrten Antwort entgegengehend zeichnet

Hochachtungsvoll und ergebenst

G. Junghann

Regierungs-Baumeister

Frankfurt a. M. – Sachsenhausen

Cranachstr. 20 II

94

G. Junghann an Anselm Johann Ludwig Feuerbach

26. April 1885

/ Frankfurt a. M. – Sachsenhausen
Wallstr. 23, I, d[en] 26/4 [18]85

Sehr geehrter Herr!

In Erwidernng Ihres geehrten Briefes vom 15. d. M. erlaube ich mir, Ihnen das fragliche Manuskript beifolgend ergebenst zu-

zusenden, wozu ich mich jetzt, nachdem Sie mir Ihre Adresse gütigst mitgeteilt haben, für verpflichtet halte noch die die Notiz, welche mein verstorbener Vater vorn in das Manuskript eingetragen hat. –

Über den Wert der Schrift // oder besser darüber, ob nach dem heutigen Stand dieser Wissenschaft eine Veröffentlichung wohl vorauszusehen ist, kann ich mir, da mir dieser Zweig der Mathematik fast völlig fremd ist, kein Urteil Erlauben. So viel mir innerlich hat mein Vater s[einer] Z[eit] verschiedene Versuche gemacht, eine Veröffentlichung zu bewirken, ohne Erfolg.

Vielleicht ist es das Beste (wie ich das schon in meinem ersten Briefe mir erlaubt hatte, vorzuschlagen), wenn sie das // Manuskript an „Herrn Professor C. Klein in Göttingen“ zur Begutachtung einsenden. Dieser Herr hatte die Freundlichkeit, die Herausgabe einer kleinen mathematischen Schrift meines Vaters nach dessen Tode zu bewirken. Da die Gegenstände, mit denen sich mein Vater beschäftigte, mit dem Inhalt des vorliegenden Manuskriptes, wie aus der Vorbemerkung hervorgeht, eng verwandt sind, und da Herr Professor Klein diesem Zweig der Mathematik ein besonderes Interesse entgegenzubringen // scheint, so dürfte es, wie gesagt, am tunlichsten sein, diesen Herrn, welchem meine Familie durch das warme, der Arbeit meines Vaters en[t]gegengebrachte Interesse zu großem Danke verpflichtet ist, um sein Urteil, bezügl[ich] seinen Rat zu bitten. – Die an meinen Vater gerichteten Briefe des Autors habe ich dem Manuskripte beigelegt.

Hochachtungsvoll und
ergebenst

G. Junghann

Regierungs-Baumeister

Frankfurt a. M. – Sachsenhausen

Wallstr. 23, I.

95

Leonore Feuerbach an Westermann

17. Juni 1887

/ Lieber Westermann!

Ich habe eine große Bitte an Dich. Von Berlin aus ist die An-

frage an mich ergangen wegen des hinterlassenen Briefwechsels meines Vaters. Dieser ist mit anderen Papieren im Germ[anischen] Museum deponiert mit Bewahrung und Vorbehalt des Eigentums- und Verfügungsrechtes. Möchtest Du nicht die Gefälligkeit haben sobald als möglich dahin zu gehen und in meinem Namen einen der Herren Sekretäre bitten, daß Du *sämtliche* Briefschaften *nehmen* darfst um sie dann auf *meine* Kosten so schnell als möglich hieher zu // befördern.

Du wirst Dich erinnern, daß wir schon einmal zusammen im Germ[anischen] Mus[eum] waren, um Manuskripte zu holen.

Sei ebensogut und tue mir den Gefallen, bedaure Dich belästigen zu müssen.

Herzlich grüßend

Deine
Kusine
Leonore Feuerbach

Aibling, 17. Juni 1887. /

96

Leonore Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum

23. Juni 1887

/ Hochzuverehrender Herr!

Ich beeile mich hiemit anzuzeigen, daß ich die mir gefälligst übermittelte Korrespondenz Lud[wig] Feuerbachs heute erhalten habe und bezeuge zugleich meinen // verbindlichsten Dank für gütige Mühewaltung[?] aus.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Leonore Feuerbach

Aibling, 23. Juni 1887. /

97

Leonore Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum

4. Februar 1889

An das hochverehrliche Germanische National-Museum.

Ich beehre mich, hiermit anzuzeigen, daß ich die Kiste erhalten

habe und mich nunmehr im Besitze sämtlicher Manuskripte Ludwig Feuerbachs nebst Briefen befinde, welche das Germ[anische] National-Museum // s[einer] Z[eit] die Gefälligkeit hatte, aufzubewahren.

Für diese Aufbewahrung wie Übersendung des handschriftlichen Nachlasses meines Vaters verbindlichst dankend, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung

Leonore Feuerbach

Aibling, den 4. Februar 1889. /

98

[jetzt Brief Nr. 3a]

99

Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach

Berlin 27. April 1890

/ [...] „Wilhelm Vatke“ und an meiner „evangelischen Hierarchie“, einer kirchenpolitischen Streitschrift, die vor drei Jahren viel zitiert, auch sogar viel gekauft wurde. Speziell die Berliner und auch einige auswärtige Theologen kennen mich als den Verfasser kirchlicher Leitartikel und feuilletonistischer Würdungen namhafter Theologen wie anderer Gelehrter, immer also, wie sie ersehen, kommt in mir der alte verstockte Theologus zum Vorschein, und um rein philosophischen Studien nachzugehen, fehlte es mir mein Lebtag an Zeit und an dauernder Sammlung.

Freude macht es mir zu gewahren, wie mehr und mehr Feuerbachsche Wahrheiten sich Bahn brechen. So las ich vor meiner Krankheit in der „Nation“ // eine Besprechung des neuesten Bandes der Treitschkeschen „Deutschen Geschichte“ von Professor Ziegler in Straßburg zur Abwehr der Angriffe auf Ludwig Feuerbach, gerade jetzt finge man in Werken über Ethik an, Feuerbachs Gottes- und Menschenbetrachtung zu verwerten, und es wäre also einfach lächerlich von Treitschke, über Feuerbach leichthin zu urteilen. – Übrigens hatte der Hofhistoriograph mit viel mehr Respekt von Ihrem Herrn Vater gesprochen, wie von David Strauß, den Treitschke einfach nicht versteht.

Übers Jahr um diese Zeit feiert „Das Wesen des Christentums“

sein fünfzigjähriges Jubliäum, und das // werde ich mir nicht entgehen lassen. Die englische Übersetzung dieses Buches kenne ich; gibt es nicht auch eine französische, italienische und russische? Dies zu wissen wäre interessant für mich.

Wenn die Bolinsche Schrift erscheint, so werde ich sie wirksam und mit liebevollem Interesse anzeigen und in weite wissenschaftliche Kreise einführen; für Heinrich Benecke ist in ihr schlechterdings kein Platz, was Sie mein wertcs Fräulein, mir zweifellos und unbedenklich zugeben werden, wenn ich bitten darf, auch gegenüber den Prof. Bolin.

Diese Sache hatte ich ganz besonders auf dem Herzen, und möchten // Sie nach Helsingfors hier meine Fürsprecherin sein, so würde ich mich zu ganz besonderem Dank verpflichtet fühlen.

Meine Frau und meine Tochter Hedwig grüßen Sie, liebe Freundin, und Fräulein Stadler mit mir aufs herzlichste. Ich werde sehr erfreut sein, recht bald von Ihnen viel Liebes, Gutes und Schönes zu erfahren.

In Verehrung und Hochachtung

Ihr
sehr ergebener
Heinr. Benecke
Kirchbach-Str. 8

Berlin, 27. April 1890. /

100

Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl

Juli 1890

[Brief fehlt]

101

E. Freiherr von Murschalk an Leonore Feuerbach

1. Januar 1891

/ Geehrtes Fräulein!

Durch Ihre freundliche Güte bin ich in den Besitz der Gipsbüste L. Feuerbachs von Schreitmüller gekommen. Herr Portraitmaler Kundmüller hier wird mir nun auch das Bild Feuerbachs malen

nach der Gipsbüste und dem Stahlstich Wegers, der sich im I. Band des „Briefwechsel und Nachlaß. Leipzig 1854 [recte: 1874]“ befindet.

Dem Maler wäre es nun sehr erwünscht, der Portrait-Ähnlichkeit halber eine Photographie zum Malen zu haben. Ich stelle deshalb das ergebenste Ansuchen, mir, wenn auch leihweise und für kurze Zeit zum Besitze einer Photographie L. Feuerbachs zu verhelfen, eventuell mir zu sagen, wo ich dieselbe haben kann?

Ich zeichne mit vorzüglicher Hochachtung

ergebenster

E. Freiherr v. Murschalk.

Bamberg, 1. 1. [18]91. /

102

Von Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach

28. Juli 1891

Ville de Paris
Conseil Municipal

République Française
Liberté – Egalité – Fraternité

Paris le 28 juillet 1891

/ Cher Mademoiselle et amie,

C'est avec un bien grand plaisir que j'ai reçu directement par votre lettre de vos nouvelles et que j'ai appris les faits nouveaux et pour moi toujours de haut intérêt, qui montrent que la mémoire honorée de votre père grandit sans cesse parmi les hommes dont il a tant contribué à affranchir la pensée. C'est bien ce que me disait M[onsieur] le professeur Schlegel dont j'ai été très content de faire la connaissance, tout en regrettant qu'un concours fâcheux de circonstances m'ait empêché de le voir autant que je l'avais désiré. Il a du vous transmettre ainsi que je l'en avais prié mes meilleurs souvenirs et mes sincères amitiés. Je lui ai parlé de ces trop courts instants où à Rechenberg, en votre compagnie je voyais votre père et qui me sont restés un bien si précieux.

Je n'ai pas lu le livre du D^r Bolin mais je me réserve de me le procurer et de le lire bientôt. Depuis de nombreuses années déjà je suis tellement occupé de soins divers, et mon temps est tellement pris, que je ne puis travailler pour moi // et quelques heures

de lecture sont pour moi maintenant chose aussi heureuse que malheureusement difficile et rare.

Pour la même raison je ne vois particulièrement personne n'ayant de visites et de conversations que d'ordre municipal et politique. C'est ce qui fait que, au reçu de votre lettre je me suis trouvé quelque peu embarrassé pour vous donner les renseignements que vous demandiez

Il y a des années que je n'ai vu Aristide Rey, qui à mon retour d'exil j'ai retrouvé ici comme collègue au conseil municipal de Paris, mais que j'ai vu de moins en moins, sans cesser pour cela de l'estimer, à mesure que ses opinions politiques en se modérant de plus en plus le faisaient davantage entrer, – il y est plus que jamais depuis qu'il a été élu député – dans le monde officiel et gouvernemental.

Je n'ai guère occasion de voir Joseph Roy que je rencontre accidentellement tous les deux ou trois ans. Il est resté mentalement toujours le même. Mais sans fortune et ayant à nourrir une nombreuse famille il lui a fallu chercher un emploi. Il en a trouvé un modeste en dehors de toute politique au ministère de l'intérieur comme traducteur. C'est là qu'il faudrait que lui écrivait le D^r Bolin à cette adresse:

Joseph Roy, rédacteur au bureau de la presse (presse étrangère),

Ministère de l'Intérieur,

Paris.

// Roy reste toujours consciencieux et bon garçon lui répondra loyalement sur toutes choses.

Pour moi sur le point de partir pour le congrès d'Hygiène de Londres, pour de la aller au congrès international socialiste de Bruxelles, et pressé de **barogne** [?] au paravant je me vois forcé de clore plutôt que je n'aurais voulu cette lettre en vous envoyant, chère Mademoiselle et amie, avec mes sincères amitiés et cordiales salutations l'assurance de ma parfaite considération.

Ed. Vaillant.

Paris, 6, rue Berthollet.

[Liebes sehr geehrtes Fräulein und Freundin,

Mit sehr großem Vergnügen habe ich geradewegs durch Ihren Brief von Ihrer Nachricht erhalten und die neuen Tatsachen erfahren, die für mich immer von hohem Interesse sind, und die zeigen, daß das verehrte Andenken an Ihren Vater unaufhörlich wächst unter den Menschen, denen er soviel beige-steuert hat, um

das Denken zu befreien. Es ist gut, daß Herr Professor Schlegel, von dem ich sehr erfreut gewesen bin, mit ihm bekannt geworden zu sein, mir mitteilte, daß er es bedaure, daß ein unerfreuliches Zusammentreffen mehrerer Umstände mich daran gehindert habe, ihn so oft zu sehen, wie ich es gewünscht hatte. Er war es schuldig, Ihnen, gleichwie ich ihn darum gebeten hatte, meine herzlichen Grüße und meine aufrichtigen Grüße zu übermitteln. Ich habe ihm von diesen allzu kurzen Augenblicken erzählt, wo ich in Rechenberg in Ihrer Begleitung Ihren Vater sah, und die mir so kostbar geblieben sind.

Ich habe das Buch von Doktor Bolin nicht gelesen, aber ich behalte es mir vor, es mir zu besorgen und es bald zu lesen. Seit zahlreichen Jahren schon bin ich so mit verschiedenen Arbeiten beschäftigt, und meine Zeit wird derart in Anspruch genommen, daß ich nicht für mich arbeiten kann und einige Stunden Lektüre sind für mich nun ebenso eine glückliche Sache, wie unglücklicherweise schwierig und selten.

Aus demselben Grund sehe ich im besonderen niemanden, und ich habe keine Besuche und Unterhaltungen als die städtische und politische Reihenfolge. Das ist es, was mich beim Erhalt Ihres Briefes dazugeführt hat, daß ich mich etwas verlegen wiederfand, um Ihnen die Auskunft zu geben, die Sie erbitten.

Seit Jahren habe ich Aristide Rey nicht gesehen, den ich bei meiner Rückkehr aus dem Exil hier als Kollegen des Stadtrates wiedergefunden habe, aber den ich immer weniger gesehen habe, ohne aufzuhören, dieses hochzuschätzen in dem Maße, wie seine politischen Meinungen sich mäßigen, mehr und mehr ihn noch hereintreten lassen [?]. Er ist [dort] mehr denn je in der offiziellen und in der Regierungswelt, seitdem er zum Abgeordneten gewählt worden ist.

Ich habe kaum Gelegenheit, Joseph Roy zu sehen, den ich zufällig alle zwei oder drei Jahre treffe. Er ist in geistiger Hinsicht immer derselbe geblieben. Aber unvernünftig, und da er eine kinderreiche Familie ernähren muß, mußte er sich eine Beschäftigung suchen. Er hat eine bescheidene [Arbeit] außerhalb jeder Politik im Innenministerium als Übersetzer gefunden. Es ist dort, daß es notwendig wäre, daß ihm der Doktor Bolin an diese Adresse schrieb [? Zeit]:

Joseph Roy, Redakteur im Pressebüro (Auslandspresse), Innenministerium, Paris.

Roy bleibt immer gewissenhaft und ein gutmütiger Kerl, der ihm auf alle Sachen fair antworten wird.

Ich werde bald zum Hygienekongreß nach London abreisen, um von dort zum Internationalen Sozialistischen Kongreß in Brüssel zu gehen, und bedrängt von [?] als Vorwand, sehe ich mich gezwungen, eher diesen Brief zu schließen, als ich es nicht gewollt haben würde [?], den ich Ihnen, liebes geehrtes Fräulein und Freundin, mit meinen aufrichtigen Grüßen und freundlichen Grüßen mit vorzüglicher Hochachtung schicke.

Ed. Vaillant.
Paris, 6 , rue Berthollet.]

103

Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl

22. November 1891
[Brief fehlt]

104

Leonore Feuerbach an Batholoäus von Carneri

20. März 1892
[Brief fehlt]

105

Leonore Feuerbach an Unbekannt

2. November 1895

/ Hochgeehrter Herr,
bestens danke ich für Ihre freundliche Aufmerksamkeit und obgleich ganz auf dem Standpunkt meines Vaters stehend, kann ich doch eine abweichende Meinung mit vollkommener Ruhe anhören. Auf dem philo//sophischen Gebiete wird es immer verschiedene Richtungen geben und gerade in den höchsten und wichtigsten, darum schwierigsten Fragen werden die Menschen nie ganz gleicher Meinung sein. Aber ich halte es für das Andenken meines Vaters immer besser, wenn er Gegenstand einer

Polemik ist, als vollständig tot-//geschwiegen wird, namentlich einer Polemik, welche zur Folie die Achtung und wenigstens eine bedingte Anerkennung hat, wie die Ihrige.

Hochachtungsvoll

Leonore Feuerbach

Aibling, 2. Nov[ember] 1895. /

106

Leonore Feuerbach an Concordia-Verlagsanstalt

16. November 1897

/ Bad Aibling, Oberbaiern

16. Nov[ember] 1897

/ An die Concordia-Verlags-Anstalt

Geehrter Herr,

durch einen Brief aus Paris benachrichtigt, daß die Feuerbach Manuskripte von Georg und Emma Herwegh laut Kontrakt an die Concordia-Druckerei zur Vergleichung gesandt werden müssen, eile ich, diesem Verlagen zu entsprechen. Ich lege jedoch Verwahrung ein, daß auch nur *ein* Wort reproduziert werde, das Herr Marcel Herwegh in sein Manuskript nicht aufgenommen hat. Ebenso kann ich nicht // gestatten, daß die geringste Anspielung auf darin besprochene Familienangelegenheiten und interne Verhältnisse gemacht werde, die weder das Publikum noch irgend jemand *etwas* angehen. Die Freundschaft beider Familien war eine dauerhafte, echte, auf gegenseitiger Wertschätzung gegründete: Jede Indiskretion wäre eine Profanation edler Toter und eine // Beleidigung der Überlebenden.

Mit Hochachtung

Leonore Feuerbach /

107

Leonore Feuerbach an Concordia-Verlagsanstalt

219

30. November 1897

/ Bad Aibling, 30. Nov[ember] 97

Verlag der Concordia
Berlin.

Im Auftrage von Herrn Marcel Herwegh übersende ich den von Ihnen gewünschten Brief meines Vaters an Frau E[mma] Herwegh, vom 2. F[e]br[uar] 1859.

Hochachtungsvoll
Fr[äu]l[ein] Leonore Feuerbach /

108 – 112

Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl

20. Mai 1898, 26. Oktober 1900, 16. Juni 1903,
14. August 1903, 7. Juni 1904

[Briefe fehlen]

113

Frau Karl Emil Franzos an Leonore Feuerbach

12. Juli 1904

/ Berlin, 12. 7. 04

Sehr geehrtes Fräulein Feuerbach!

Soeben wird mir Ihr Brief an den „Concordia“-Verlag gebracht. Ich kann darauf nur sagen, was ich bereits an Herrn Herwegh schrieb: Ich habe *alles* auf H[erwegh] bezügliche an M[arcel] Herwegh gesandt. Für Ihr Eigentum hielt ich *Abschriften*, die nach Eintreffen Ihres Briefes auch an M[arcel] H[erwegh] gegangen sind. Herr M[arcel] H[erwegh] weiß, daß *ich* es war, die ihm die Rücksendung der Sachen anbot, ohne daß er sich irgendwie gemeldet hatte, er müßte sich also doch sagen, daß ich nichts zurückbehalten werde. Hingegen habe ich, Herrn M[arcel] H[erwegh] ersucht, mir etwa in seinem Besitze befindliche Briefe

meines geliebten Mannes zurückzustellen, das hat er nicht getan.

Es ist selbstverständlich, daß ich, falls ich noch Briefe von oder an G[eorg] Herwegh finde, ich diese an M[arcel] H[erwegh] senden werde, sonst betrachte ich aber die Korr[espondenz] in dieser Angelegenheit für endgültig erledigt.

In ausgezeichnete Hochachtung
Frau Karl Emil Franzos /

114

Leonore Feuerbach an Marcel Herwegh

16. Juli 1904

/ Bad Aibling 16. 4. 04

Verehrter Freund!

Nach einer energischen Mahnung an die „Concordia“ habe ich zuerst beif[olgende] Karte von Frau Franzos, und einige Tag später ein Schreiben der ersten erhalten mit gleich [...] Bescheid. // Ich betrachte meine Mission nun als beendet und leider! gescheitert. Vielleicht findet Frau Franzos noch etwas. Was ist da zu machen? Nichts. Den Verstorbenen können wir nicht mehr zur Rechen-/schaft ziehen, dessen Pflicht es gewesen wäre, fremdes Eigentum gewissenhaft aufzubewahren und rechtzeitig zurückzuerstatten.

Prof. Bolin hat soeben: Ausgewählte Briefe von und an L[udwig] Feuerbach, mit einer biographischen Einleitung herausgegeben; unter // ersteren 7 Briefe an Ihre Frau Mutter und 2 an Ihrem Herrn Vater.

Ich bedaure sehr Ihnen keine angenehmere Nachricht geben zu können und verbleibe in freundschaftli[cher] Verehrung mit bestem Gruß

Ihre
L[eonore] Feuerbach /

115 – 117

Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl

25. August 1904, 5. September 1904, 10. Januar 1905

[Briefe fehlen]

118

Leonore Feuerbach an Marcel Herwegh

15. März 1909

/ Bad Aibling, Oberbayern, 15. 3. 09

Besten Dank für Ihre Karte, [ich] bedaure unendlich Ihren unersetzlichen Verlust! Nicht durch ein *Versehen* meinerseits sind die Briefe damals nach Berlin gekommen. Ihre l[iebe] Mutter hatte mich s[einer]z[eit] beauftragt, ihre Briefe an meinen Vater sofort an die Concordia zu schicken. Leider war ich nur zu genant[?], denn als [...?] Gegenordre eintraf, waren die Briefe bereits da, wo sie nicht sein sollten. –

Alles Reklamieren half nichts. Daß sie verloren gingen oder vernichtet wurden gehört meiner Meinung nach zu jenen unverzeihlichen Handlungen, zu deren Verurteilung mir kein Ausdruck zu stark ist. Heft 12 der „Neuen Rundschau“ wird wo[h]l alle Briefe Henriette Feuerbachs enthalten, die vom Jahre 1846– 49 laufend, dann aufhören und im Jahre 73 mit einigen Zeilen enden. Sie enthalten eine sehr unangenehme Stelle in einer Familienangelegenheit, überhaupt so viel Trübes, Unerfreuliches, // daß diese Briefe wo[h]l zu den unerquicklichsten gehören, die je geschrieben wurden. Leider besitze ich keine Schriften von Ihren Eltern über Aspromonte etc., die ich Ihnen sofort zur Verfügung stellen würde.

Mit freundlichem Gruß

Ihre El[eonore] Feuerbach /

119

Édouard Vaillant an Leonore Feuerbach

[15. Februar 1911]

Chambre des Députés

/ Madame

Je vous remercie. Je ne puis trop me louer de l'occasion de l'anniversaire, qui me vaut une lettre de vous, une lettre si pleine de bonnes et amicales paroles pour moi et aussi du souvenir des moments dont j'étais heureux, où je vous voyais avec votre cher père à Rechenberg et à Nürnberg. Je pense toujours à lui avec une affection reconnaissante, que les années loin d'affaiblir ont fortifiée, comme a grandi avec elle, mon admiration pour son œuvre libératrice de l'esprit humain. Combien vous devez être fière et heureuse des effets sans cesse croissants de cette œuvre grandiose qui émancipe tant de consciences du joug de la superstition, et transforme en les délivrant du même joug les institutions humaines. C'est ainsi que vous vous félicitez avec raison, en rendant un juste hommage à votre père, de la séparation des Églises et de l'État dont chaque jour montre mieux la valeur en France et qui ne peut tarder en Allemagne.

Encore une fois merci cher Madame et veuillez agréer avec mes meilleurs souvenirs, mes vœux sincères de bonheur et de santé et l'expression de ma cordiale affection et sympathie.

E. Vaillant

15. Villa du Bel-Air, Paris

15 Février 1911 /

[Abgeordnetenammer

Verehrte Dame,

ich danke Ihnen. Ich kann den Anlass des Geburtstages nicht genug preisen, dem ich einen Brief von Ihnen verdanke, einen Brief so voller guter und freundlicher Worte für mich und auch der Erinnerung an Momente, als ich glücklich war, als ich Sie und Ihren lieben Vater in Rechenberg und in Nürnberg besucht habe. Ich denke an ihn immer mit einer dankbaren Zuneigung, welche im Laufe der Jahre keineswegs nachgelassen, sondern zugenommen hat, so wie zugleich meine Bewunderung für sein Werk der Befreiung des menschlichen Geistes zugenommen hat. Wie stolz und glücklich müssen Sie sein über die stetig zunehmende Wirkung dieses großartigen Werkes, das so viele Geister vom

Joch des Aberglaubens befreit und die menschlichen Institutionen verwandelt, indem es sie von eben diesem Joch entbindet. Darum können Sie sich, um Ihrem Vater trefflich zu huldigen, mit Recht zur Trennung von Kirche und Staat gratulieren, deren Wert sich in Frankreich täglich besser zeigt und die in Deutschland bald kommen muß.

Danke noch einmal, verehrte Dame, und mit den besten Wünschen für Ihr Glück und Ihre Gesundheit bleibe ich Ihnen herzlich verbunden mit der vorzüglichsten Freundschaft und Hochachtung,

E. Vaillant
15, Villa du Bel-Air, Paris
15. Februar 1911]

120

Von Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach

[ca. März 1911?

Brief mußte Ende 1882 geschrieben worden sein]

/ „Philosophie“ erschien. Ersch und Gruber ist ein Sammelwerk, das heute etwa 100 Bände umfaßt und die Haymsche Arbeit, von sehr wenigen beachtet, würde sich, als eine selbständige „Geschichte der Philosophie“ haben herausgeben lassen. In dieser sehr sauberen, schön geschriebenen Arbeit stellt Rudolf Haym, ein Schriftsteller von Gottes Gnaden und ein deutscher Stylist, wie wir deren wenige haben, Ludwig Feuerbach mit Aristoteles in Parallele, um dazutun, daß der große Grieche zu Feuerbachschen Resultaten gekommen wäre, wenn ihm die Fernrohre von heute zur Hand gewesen wären. Die Richtigkeit der Feuerbachschen Schlußfolgerungen wird belegt durch die Intelligenz des allerersten der philosophischen Denker und damit dem // Einsiedler von Bruckberg bezeugt, daß ihm auf dem Gebiet der Gotteserkenntnis wie der Ethik die Zukunft gehört.

Ich werde die einschlagende Stelle aus „Ersch und Gruber“ dem verehrten Professor Bolin mitteilen, der die Überzeugung gewinnen soll, daß ich seinem schönen Vorhaben nicht teilnahmslos gegenüberstehe, auch wenn ich Bedenken trage, durch den

Hinweis auf Feuilleton-Exkurse Heinrich Beneckes in die Schrift Überflüssiges hineinzutragen.

Zu den schriftstellerischen Tugenden Ihres Herrn Vaters gehörte es, wenig von sich reden zu machen, und er befand sich // damit im Unrecht, denn er war ein bedeutender großer Mann. Wenn aber einer seiner unbedeutenden Verehrer des Meisters Verhalten für sich zur Richtschnur nimmt, so tut er, was rechtens ist.

Vielleicht lassen Sie, meine sehr verehrte Freundin, auch diese Zeilen nach Helsingfors abgehen, damit ich von Herrn Dr. Bolin recht verstanden werde, und an der Wertschätzung des Biographen Ihres lieben Vaters ist mir viel gelegen. Ich werde durch indirekte Beteiligung an seinem schönen Vorhaben sein Vertrauen mir zu erringen suchen. Besonders freue ich mich darauf, daß Professor Bolin im Laufe des Sommers mich hier besuchen will.

Ich denke mir, es geht Ihnen in Aibling // recht gut. Welche Freude wäre es für mich, wenn Sie sich flügge machten, um einmal Berlin wieder aufzusuchen.

Ich lebe hier in abgeschlossener Beschaulichkeit, doppelt erfreut, wenn alte liebe Gesichter in Freundschaft und Zuneigung sich wieder zeigen, und aus diesem Gefühl heraus begrüße ich jede Zeile mit Freude, die ich von guten treuen Freunden zu lesen bekomme.

Was inzwischen die aufwachsenden geleistet haben, davon werde ich Ihnen, was mein Töchterchen betrifft, demnächst durch Kreuzband-Sendung Kunde geben. Sie ist uns beiden geistig verwandt.

Leben Sie recht wohl, mein sehr wertees Fräulein, und geben Sie, bitte, recht bald Nachricht ihrem sehr ergebenen

H[einrich] Benecke /

[Artikelabschrift]

Ludwig Feuerbach, geboren 28. Juli 1804 zu Landshut, der vierte Sohn des berühmten Kriminalisten Anselm Feuerbach, studierte erst Theologie, danach Philosophie in Heidelberg und Berlin, dozierte einige Jahre in Erlangen, zog sich aber dann im Bewußtsein, daß eine Universität, wo „außer dem Kartoffelbau der Brotwissenschaften nur die fromme Schafszucht im Flor ist“, kein Ort für ihn sei, und „im Gefühl, daß er mit Gedanken schwanger gehen, die nur in einem ungestörten und unabhängigen Leben zur Reife gedeihen könnten“ nach Bruckberg einem freundlichen Dorfe in der Nähe von Ansbach, zurück. Seine Schriftstellerlauf-

bahn begann er 1830 mit seinem namen- und formlosen, aber durch ihre titanische Genialität und übersprudelnde Bilderfülle ausgezeichneten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“. Nachdem er in den Lavastrom dieser // Schrift sein Jugendfeuer ausgetobt hatte, und in den Xenien seiner eignen spätern philosophischen Entwicklung in kühnen Sätzen poetisch vorausgeilt war, ging er statt vorwärts zurück auf die Geschichte der Philosophie, um in einem rein objektiven Element die eigne Subjektivität zu überwinden und zu bilden. Aus dieser Periode der Resignation, der Zurückhaltung des eignen Wesens stammt das noch heute nicht erloschene Vorurteil, welches ihn zur Hegelschen Schule rechnet, ob er gleich schon 1833 die Rolle des historischen, nur die Gedanken anderer reproduzierenden und entwickelnden Denkers mit der Rolle eines Kritikers vertauschte. Sein P[ierre] Bayle eröffnet, sein „Wesen des Christentums“ vollendet und schließt d[iese] Periode der Kritik; denn es wird hier nicht nur, was die Sache der Kritik ist, der Gegenstand in s[eine] Bestandteile und Widersprüche // [sprüche] aufgelöst, sondern zugleich aus einem allumfassenden Prinzip genetisch entwickelt und dieses Prinzip woraus F[euerbach] alles ableitet und worauf er alles zurückführt ist ihm der „Mensch“ auf dem Grund und Boden der Natur. Die Darstellung und Entwicklung diese Prinzips, welches F[euerbach] auf die Wahrheit der sinnlichen Anschauung gründet und an die Stelle der bisherigen partikulären und abstrakten philosophischen und religiösen Prinzipien setzt, bezeichnet die dritte *Periode* in F[euerbach]s Leben die wir, im Unterschiede von s[einer] früheren historischen und kritischen, die positive oder produktive Periode nennen können. – // [Abschrift aus einem anderen Artikel] [...?] daß er im Jahr48 in Heidelberger Vorlesungen hielt, daß im Jahr 1857 s[eine] Theogonie und [im] Jahr 66 s[ein] letztes Werk „Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit“ erschien, wieder auf äußere Veranlassung läßt sich nicht viel sagen Sein Leben fand und Werken und auch in Nürnberg wohnte, im Jahre 60 übersiedelte sein einsames, genügendes Leben so fortsetzte, wissen Sie so gut wie ich
[Abschrift Bertha oder besser Leonore Feuerbach]

Ich habe dies nur deshalb aus einem Conv.-Lexikon abgeschrieben, damit es Ihnen als Leitfaden, als Anhaltspunkt // sollten Sie noch Näheres wünschen, so sagen Sie es mir.

Von und an?

Wie ausgezeichnet ist das geschrieben! Hat auch schon die

dritte Auflage! Ich möchte mal an diese Frau schreiben und ihr meine Bewunderung aussprechen. Dagegen kommt mir mein Geschreibsel zu armselig vor. Was hört Ihr von Dr. Uhde Bernays? Wird der Briefwechsel der Hofrätin nun bald erscheinen? Wie geht es Herrn Prof. *Waltrich* [*Wolterich?*] ich denke so oft an ihn, wenn seine Schiller-Biographie endlich fertig wäre. Es ist ja eine Riesenarbeit bei seiner Gewissenhaftigkeit, wenn es erscheint, gebt mir nur gleich Nachricht, dann kaufe ich es sofort. Hoffentlich kommt er auch zu einer Sommerfrische. Grüßt ihn von mir. *Anfang August, (am 7.) findet in Berlin ein großer Kongreß für freies Christentum statt*, wovon ihr gewiß auch schon in den Zeitungen gelesen habt. Aus allen Weltteilen kommen sie dazu nach Berlin, mich interessiert das ungemein; das wird jedenfalls hochinteressante Reden und Debatten geben. Hoffentlich findet Ihr auch in Eurem tiroler Ländle Zeitungen, die darüber berichten. Ich habe alle schon gesprochen, daß ich Ihr Zeitungen nach Schönerau? schicke, da sie sich auch sehr dafür interessiert. Will sehen, *ob dabei nicht auch des Philosophen Feuerbach gedacht wird, dessen Zeit jetzt endlich gekommen ist.* – Sollte ich davon etwas lesen, werde ich es Euch schreiben. Ich habe in diesen Tagen eine sehr schöne Besichtigungskarte mit dem Denkmal von Ludwig II. in München bekommen. // Der König sieht da reizend aus! Frau Abesse, die Freundin von Anne, war mit ihrem Mann wie alljährlich sechs Wochen im [am] Schliersee, kommt dabei stets auch nach München. Sie hat mir schon vor einigen Wochen eine Karte geschickt, die erste Aufnahme nach der Enthüllung des Denkmals –, die aber sehr schlecht war, man konnte die Gesichtszüge gar nicht erkennen. Diese zweite Aufnahme ist aber prächtig. Ich bat Frau Abesse auf der Heimreise am Denkmal in meinem Namen eine Rose hinzulegen und das hat sie auch richtig getan – Ihr Mann hat sogar diese Szene selbst gefotografiert. Davon habe ich aber noch kein Bild. Was sagst Du dazu? Welch schönen Platz hat das Denkmal an der Corneliusbrücke, an der prächtigen, rauschenden Isar!! – Der alte Prinzregent wird ja nun im März 90 Jahre alt, eine Zeitung behauptet, da soll er noch zum König ernannt werden. Nun ob das wahr ist?

[Streichung] Sonntag, den 31.: Emerenz schrieb heute, [sie] sei vor einigen Wochen täglich bei Freunden von Leder[?] zum Kaffee eingeladen, morgen gibt nun Gretchen auch eine Gesellschaft. Der ganze Freundeskreis liebt ja Udos Schwiegermütterlein es macht uns stets Spaß, daß Udo[Korrektur Uhde?] [Bernays] jedes

Jahr zum Empfang der Schwiegermutter mit einem Rosenstrauß erscheint. Das tun nicht viele Schwiegersöhne, die meisten würden lieber einen *Dornenkranz* überreichen.

Nun aber zum Schluß, wo verbringt denn Herr Staatsanwalt Lehmann seinen Urlaub? Ist seine Mutter auch verreist gewesen? Sie kommt leider nicht dazu, zum Schreiben, hat so viel Besuch aus der Pfalz.

Randbemerkung: Anne und Helen lassen grüßen. Besten Gruß Eure alte Tante.

Aufschrift, späterer Eintrag: Ludwig mit römischen Buchstaben

121 – 122

Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl

13. Mai 1911, 17. Juni 1911

[Briefe fehlen]

123 – 124

Leonore Feuerbach an Margarethe Jodl

29. Januar 1914, 12. Januar 1917

[Briefe fehlen]

125 – 128

Universitätsbibliothek München an Leonore Feuerbach

26. Januar 1917, 15. Juni 1917,
5. Juli 1917, 31. Januar 1918

[Briefe fehlen]

129

Leonore Feuerbach an die Universitätsbibliothek München

9. März 1919

/ Bad Aibling, 9. März 19

Hochgeehrter Herr Doktor!

Ich erlaube mir beif[olgende] kleine Überbleibsel aus dem handschriftlichen Nachlaß meines Vaters an Ihre Adresse zu senden, mit der ergebenen Bitte, dieselben in Ihrem feuersicheren Manuskripten-Asyl gütigst einverleiben zu wollen. Die Unterbringung des kleinen Paketes wird wohl mit Schwierigkeiten nicht verbunden sein; [ich] danke [Ihnen] im Voraus für [die] gütige Annahme und bedaure, Sie belästigen zu müssen.

Hochachtungsvoll zeichnet

L[eonore oder E?] Feuerbach /

130

Karl Quenzel an Leonore Feuerbach

26. Juni 1920

/ Leipzig-Rendnitz, 26. Juni 20
Lorckstr. 4.

Sehr geehrtes gnädiges Fräulein!

Die Firma Hesse & Becker Verlag hat mir heute Ihre Postkarte übergeben. Ich habe mich sehr über die Worte der Anerkennung gefreut, die Sie die Güte hatten, auf der Karte zum Ausdruck zu bringen.

Seit über zwanzig Jahren studieren ich die Werke Ihres Herrn Vaters, des Philosophen Ludwig Feuerbach. Im Jahre 1904 habe ich das „Wesen des Christentums“ in kritischer Ausgabe bei Reclam herausgegeben. Seit vielen Jahren sammle ich Stoff für eine wissenschaftliche Lebensbeschreibung des Philosophen, und je mehr ich // mich in das Leben Ludwig Feuerbachs vertiefe, desto mehr bewundere ich die Schlichtheit und Größe seines Wesens. Man wird oft an antike Philosophen gemahnt. Wieviel könnte der zerfahrene, wurzellose Deutsche unserer Tage von diesem Manne lernen!

Hoffentlich gelingt es mir, das zu gestalten, was mir vorschwebt: ein großzügiges, auch in der Form würdiges geistiges Denkmal des Philosophen.

Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich an diese Zeilen noch eine Bitte knüpfe. Ich hätte gern ein Blättchen mit der Handschrift Ludwig Feuerbachs. Wenn es Ihnen möglich wäre, mir ein solches Andenken zu schicken, // würde ich Ihnen sehr dankbar sein. Ich sammle keine Handschriften, aber Ludwig Feuerbachs Handschrift besäße ich gern.

Nehmen Sie zum Schluß nochmals meinen herzlichen Dank für Ihre liebenswürdigen Zeilen, die für mich von ganz besonderem Werte sind, da sie von der Tochter Ludwig Feuerbachs kommen.

Mit aufrichtiger Verehrung
Ihr ergebener
Karl Quenzel.

Leipzig-Rendnitz
Lorckstr. 4 /

131

Édouard Vaillant an Leonore Feuerbach

[o.D.]

/ Mademoiselle

Quand à mon retour de voyage j'ai trouvé votre aimable lettre. Je ne saurais vous dire combien j'ai été touché de votre bon souvenir, et ai regretté que mon absence de Paris m'ait fait aussi longtemps retarder ma réponse. Vous êtes trop bonne mademoiselle, ce petit volume ne méritait pas vos remerciements, c'est moi au contraire qui doit être satisfait, s'il a pu vous faire plaisir et qui est heureux de voir qu'il peut vous être utile. D'autant plus que – dans mon inexpérience de la matière – je craignais qu'il vous fût moins commode le croyant surtout disposé pour les personnes n'ayant pas, comme vous l'avez, connaissance de la musique instrumentale.

L'auteur de ce volume a publié aussi, d'après la même méthode, un cours d'harmonie et de composition, si après la lecture de ce volume vous désiriez poursuivre vos études // dans cette direction, ce me serait un plaisir de vous faire parvenir ce nouvel ouvrage.

Dans la lettre qui contenait la votre, monsieur votre père me recommandait de l'indulgence pour votre français. Comme je vous le disais quand j'avais le plaisir de causer avec vous à Nuremberg, une telle indulgence est tout à fait inutile et je souhaiterais que vos parents se décidassent à venir à Paris. Alors vous pourriez voir par vous-même que je ne m'abusais pas alors en vous disant que vous le parliez fort bien et vous disant aujourd'hui que vous l'écrivez non moins correctement.

En attendant veuillez recevoir, Mademoiselle, l'assurance des sentiments respectueux avec lesquels j'ai l'honneur de vous saluer

E. Vaillant /

[Sehr geehrtes Fräulein,

nach meiner Rückkehr von einer Reise habe ich Ihren liebenswerten Brief vorgefunden. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie gerührt ich von Ihren freundlichen Zeilen war und habe es bedauert, daß meine Abwesenheit von Paris auch meine Antwort lange verzögert hat. Sie sind zu gut, Fräulein, dieses kleine Werk verdiente Ihren Dank nicht, im Gegenteil bin ich es, der zufrieden sein muß, wenn er Ihnen eine Freude bereiten konnte, und der glücklich ist, wenn er sieht, daß er Ihnen nützlich sein kann. Umsomehr – bei meiner Unerfahrenheit auf diesem Gebiet – als ich befürchtete, es würde Ihnen weniger angenehm sein, weil es Ihnen besonders geeignet scheint für Leute, die nicht, wie Sie, mit Instrumentalmusik vertraut sind.

Der Autor dieses Bandes hat nach derselben Methode auch eine Harmonie- und Kompositionslehre veröffentlicht. Wenn Sie nach der Lektüre dieses Bandes Ihre Studien in dieser Richtung fortsetzen möchten, wäre es mir eine Freude, Ihnen dieses neue Werk zu übermitteln.

In dem Brief, der den Ihren enthielt, empfahl Ihr Herr Vater mir Nachsicht mit Ihrem Französisch. Wie ich Ihnen schon sagte, als ich in Nürnberg das Vergnügen hatte, mich mit Ihnen zu unterhalten, ist eine solche Nachsicht ganz unnötig, und ich wünschte, Ihre Eltern würden sich entscheiden, nach Paris zu kommen. Dann könnten Sie selbst sehen, daß ich nicht übertrieben habe, als ich Ihnen damals sagte, daß Sie es sehr gut sprechen, und wenn ich Ihnen heute sage, daß Sie es nicht weniger richtig schreiben.

Sein Sie inzwischen, mein Fräulein, der aufrichtigen Hochachtung versichert, mit der ich die Ehre habe, Sie zu grüßen,

E. Vaillant]

I. 3. Briefwechsel Verwandte und nahestehende Zeitgenossen

Henriette Feuerbach an Christian Heydenreich

14./16. Juni 1841

Den 14. Juni 1841

So unersättlich und ungeduldig bin ich, daß ich schon wieder sehnsuchtsvoll nach Briefen schmachte. Die Sorge um Euer Schicksal wacht mit mir auf und geht mit mir schlafen, soviel ist richtig, wenns Dir, lieber Christian, nicht gelingt, so geh ich per compagnie [...] mit kaput[t]. Und das ist mir auch ganz recht, weil ich die feste Überzeugung habe, daß weder eins noch das andere bevorsteht. Nur nicht verzagen. Was ist es denn mit dem Geschnittene-Nudeln-Esser, hat er nicht geantwortet? Wir schreiben eben an Gott und die Welt und wollen nicht müde werden, aus Grundsatz, wenn auch nicht aus sanguinischen Hoffnungen. Das nächste wäre, dünkt mich, der König von Preußen; und ich gebe Dirs zu bedenken, ob man nicht einen närrischen Streich machen sollte und ihn geradezu um eine Stelle bitten. Die geschickten Streiche fallen ohnehin immer dumm aus. Freilich müßte das wegen Bayern mit großer Vorsicht geschehen, doch ließe es sich vielleicht unter Vermittlung des H[er]rn Prof. Kugler auf eine Weise machen, die Dich nicht kompromittiert. Freilich werden wir erst von dem eine Antwort abwarten müssen. Bleibe nur stark, wenn ich das erleben müßte, daß Du Mut und Tatkraft verlorst, dann wäre es um meine Ruhe und meinen Lebensfrieden geschehen, so fest und sicher er auch bis jetzt stehen blieb, trotz allem, was daran rüttelte. Mein Aufsatz wird jetzt in ein paar Tagen fertig, dann leg ich noch einiges von Dir bei, so wirds ohngefähr zusammen an drei Druckbogen machen, die wir redlich teilen wollen. Es ist heute der 16., ich hab // wieder den ganzen Nachmittag auf einen Brief gehofft. Statt von Euch ist einer von Nürnberg gekommen, der mir mitteilt, daß Helene plötzlich sich auf die Malerei geworfen hat und nun ihren Beruf darin zu finden glaubt. Der bekannte Maler Kupferstecher hat sie zur Schülerin angenommen. Wie lange wird das dauern? Ich weiß gar nicht, ob ich schrieb, daß Eduard sich vorigen Herbst verheiratet hat mit einer Nichte von Ludwigs Frau. Dieses letzteren Schicksal ist ein Pendant zu dem Deinigen. Der für den ersten Philosophen Deutschlands anerkannte L[udwig Feuerbach] sitzt in Bruckberg mit seiner Frau, welche ein kleines Vermögen in der Fabrik

stecken hat, dessen Erträgnis samt seiner Pension, die alle unversorgten Feuerbachschen Kinder haben, vielleicht 7[00]–800 rf. ausmacht. Seine Bücher tragen ihm etwas, aber man weiß wohl, wie schlecht einer daran ist, der sich mit seiner literarischen Feder nähren muß. Dieser Ludwig also sitzt seit Jahren in dem Nestchen, von Gott und aller Welt geschieden, weil er am wohlfeilsten leben kann und in der Fabrik freie Wohnung hat. Keine Reise, keine Zerstreuung, und dies alles, weil er den Theologen zu nahe getreten ist. Es ist eine traurige Zeit. Ich weiß eigentlich nicht, warum ich dies Gegenstück hermale, denn es ist ein schlechter Trost, zu wissen, daß andere auch nicht besser dran sind als wir, und doch ist es einer! Aus welchem Grund, darüber will ich mich gar nicht besinnen, denn am Ende bleibts am Egoismus hängen.

In den letzten Wochen bin ich über Jean Pauls Briefwechsel mit seinem Freunde Otto geraten, und dann über den Schiller- und Goetheschen. Sie gefallen mir beide nicht besonders, der eine ist mir zu warm, der andere zu kalt. Wenn man diese Götter beim Licht betrachtet, so sind sie eben auch wie andere Menschen. Bei Jena Paul ersäuft man fast in einem beständigen Gefühlssturm, und in dem andern überfliegt einen ein Frösteln, wie in einem uneingeheizten, prächtig möblierten und gewichsten Visitenzimmer. // Es ist was Großes, Herrliches um den Geist, aber das Gemüt ist doch auch nicht zu verachten, was hilft mir der Glanz, wo die Wärme fehlt. Und doch, glaub ich, ist Goethe ein so großer Dichter, weil er ganz nüchtern war und immer die lenkenden Zügel in der Hand behielt und sein Werk nur objektiv behandelte. So ist mirs auch aufgefallen, daß in den Schillerschen Briefen gerade von solchen poetischen Charakteren mit wärmerer Teilnahme die Rede ist, die nachher schlecht geraten sind. So sagt S[chiller], er sei im Wallenstein einzig und allein für Max P. persönlich warm, alle anderen Personen seien ihm an sich gleichgültig und nur durch die Arbeit interessant. Und gerade dieser Max ist die schwächste Personage im ganzen Drama mit seiner sentimentalischen Tobsucht. Ich weiß keinen Dichter, der Geist und Gemüt im höchsten Grade verbindet als Shakespeare. Ich meine, Mozart läßt sich mit ihm vergleichen. Dumm ist es, wenn man Goethe und Beethoven in ein Joch zusammenbringen will. Eher Gluck, doch ist der noch zu gebunden. Für Beethoven weiß ich keinen Dichter, denn Schiller ist mir für ihn zu matt. Byron kenne ich nicht. Es wäre interessant, eine solche charakteristische Zusammenstellung zu machen. Versuche es einmal. Vielleicht käme auch ein Gleichgewicht in den verschiedenen Kunstperi-

oden heraus. Haben nicht Schiller und Weber einige Verwandtschaft? Aber ich muß aufhören. Ich habe so viel andere Briefe zu schreiben, und ehe ich mich versehe, sitze ich wieder vor Eurem Papier.

Guten Morgen. Denn früh ist mir eingefallen, lieber Bruder, Dich zu bitten, mir, weil ich doch von jetzt an ordentliche Briefe schreiben möchte, zu sagen, was ich besonders dabei zu beobachten habe. Auf den äußeren Stil kommt es gerade nicht an, sondern auf das Wesen der Sache. Einen Fehler weiß ich selbst, der mir besonders im Gegensatz zu Deinen Briefen sehr auffällt. Du hebst alle Gedanken mit der Wurzel aus und pflanzt sie vor einem hin, daß sie erst hintennach noch grünen und blühen und Frucht tragen, ich fasele so obenhin darüber weg und pflücke nur hie und da ein paar Blumen am Stengel ab, die vielleicht verwelkt sind, ehe sie an Ort und Stelle kommen. Doch ist das vielleicht eben weiblich? – Ich habe übrigens geistig eine kuriose Stellung im Leben. Ich befinde mich gerade auf der Grenzscheide des eigentlich weiblichen Wirkungskreises, festgebannt zwischen zwei reichen Feldern, deren ich keins erreichen kann. Auf der einen Seite zieht das häusliche Geschäft, zu dem ich keine rechte Liebe, auf der andern Kunst und Wissen, zu dem ich keinen Beruf habe. So bin ich in beiden nichts. Dann quält mich wieder mein tätiger, praktischer Sinn, da muß ich denn flicken und stricken, Stunden geben, schriftstellern, es ist mir aber trotz meinem Eifer doch nicht recht Ernst. All diese äußeren Dinge sind nicht der unmittelbare Ausdruck meines Wesens. Den finde ich nur, wenn ich vor Gott im Gebet auf den Knien liege. Drin liegt das ganze Geheimnis meines Glaubens und Wesens eben, weil sich dann alles, was sonst in mir streitet, zu seliger Einigkeit auflöst.

Einen schönen Titel hab ich zu unserer Korrespondenz gefunden: Briefwechsel zweier von den Musen besessenen Geschwister!

Z 2

Henriette Feuerbach an Christian Heydenreich

Ende Juli 1841

Ende Juli 1841

Ich wollte gerne einen langen Brief beilegen, aber seit einiger Zeit bin ich gar nicht zum Schreiben aufgelegt. Seit A[nselm]s Unwohlsein ist er so gar gereizt, daß alle mögliche Aufmerksamkeit dazu gehört, nur den ganzen Tag Kleinigkeiten zu vermeiden, die zu Verdrießlichkeiten führen können. Eben bin ich sehr gezankt worden, weil ich ein Feuerzeuglein vergessen habe holen zu lassen. Freundliche Worte sind ohnedem rar bei ihm, und in solchen Zuständen sprudelt er Gift und Galle. Es ist eine sonderbare Ironie des Schicksals, daß gerade ich, die von Kindheit an nur von lauter Liebe erzogen und getragen wurde, in diesem Fegefeuer aushalten muß. Nun, es ist auch gut so. Geduldig bin ich wenigstens, vielleicht wird es doch auch noch einmal besser auf der Welt ...

Gestern war ich in einem furchtbaren Konzert, wo einige neue Ouvertüren und himmelschreiende Arien vorgetragen wurden. Oh heilige Musik! Der Kunst gehts eben auch wie dem lieben Gott, ach – der muß viel ausstehen. Ludwig Feuerbachs neuestes Werk ist dieser Tage zu uns gelangt. „Das Wesen des Christentums“. Es soll unerhört geistreich und tief gedacht sein und dazu sehr schön und klar geschrieben. Aber ach, der Inhalt ist erschrecklich. Ich wundere mich nun nicht mehr, daß er keine Anstellung bekommt. Das wäre wirklich unmöglich. – Er stößt den lieben Gott von seinem Thron und setzt sich selbst hinauf, d. h. Gott existiert nicht, sondern ist nur eine Idee der Menschheit, der Gattung, das Selbstbewußtsein der Gattung. Die Idee der menschlichen Vollkommenheit ist unser Gott, folglich das Erscheinen Christi eine bloße Allegorie, eine Dichtung. – Im Gebet betet der Mensch, also auch nur die Idee der Menschheit in sich selbst, d. h. sein eigenes Herz an. Jedes Volk hat seinen eigenen Gott, der wahre Gott eines Volkes ist das point d'honneur seiner Nationalität. Die Taufe bedeutet die Anerkennung und Assimilation mit der Naturkraft, das Abendmahl gilt als Anerkennung des menschlichen Geistes in Verbindung mit der Naturkraft, weil Brot und Wein von beiden herkommt usw. Ich darf nichts sagen, weil ich Anselm mit jedem Tadel sehr aufbringe, auch versteh[e] ich es wohl nicht, und mag es auch nicht lesen, denn es widersteht meiner innersten Natur. Ich möcht[e] nur wissen, ob die Idee der Menschheit die ganze Welt hervorgebracht, oder ob die Tierwelt und Pflanzenwelt auch durch eine eigene Tier- und Pflanzenidee ist erschaffen worden. Ich denke mir eben immer eine große allgemeine Kraft, die sich in verschiedenen Formen des Ausdrucks, aber doch immer als dieselbe offenbart. – Ich wollte, ich

redete mit niemand mehr über religiöse Dinge. Da sind welche, die sich in wohlgefälliger Selbstgerechtigkeit ein Christentümchen zusammengezimmert haben, so künstlich, daß nur ja ihrem bißchen Vernunft kein Unrecht geschieht. Die lassen zwar dem lieben Gott die Ehre als erschaffende Kraft, weiter aber darf er nichts machen, und sie brauchen ihn auch nicht, denn den heiligen Geist haben sie schon von Kindheit, d. h. ihren, und das Gebet erhört sich selber. Wenn ich aber dann sage, daß das gerade auf Ludwigs Sprünge kommen heißt, so nehmen sie's gewaltig hoch. Dann gibts wieder andere, die viel von kindlichem Vertrauen reden und den lieben Gott einen sehr guten Mann sein lassen. Und wenn ich dann, wie ich nach meiner Überzeugung muß, beide Richtungen bestreite, und ein Lichtchen auf mein inneres Leben werfe, dann kucken sie mich mitleidig an, zucken die Achseln und sagen: „Doch ein wenig Schwärmerei“! Nun meinerwegen, ich kann eben nicht anders. Mir ists doch so ziemlich hell und klar im Kopf. Ich muß schließen, um nicht die Post zu versäumen.

Z 3

Elise und Helene Feuerbach an Henriette Feuerbach

2. Mai 1843

[Brief fehlt]

Z 4

Friedrich Kapp an Friedrich Christian Georg Kapp

6. August 1843

Hast Du die Schrift von Friedrich Feuerbach schon gesehen: „Die Religion der Zukunft?“ Es ist hauptsächlich eine Übersetzung der Schrift seines Bruders, „Das Wesen des Christentums“, in das Deutsche, d. h. in die Volkssprache, darum aber wird sie von enormen Folgen und Wirkungen sein. Ich habe sie in diesen Tagen mit immer mehr steigendem Interesse fast verschlungen.

Z 5

Otto Kapp an Eleonore Feuerbach

28. August 1843

[Brief fehlt]

Z 6

Johanna Kapp an Eleonore Feuerbach

18. September 1843

[Brief fehlt]

Z 7

Johanna Kapp an Eleonore Feuerbach

17. Dezember 1843

[Brief fehlt]

Z 8

Emilie Kapp an Leonore Feuerbach

1843/1844

Liebe Eleonore!

Schon längst, liebe Freundin, wollte ich Dir schreiben, aber immer war wieder ein Hindernis, sei es durch andere, sei es durch mich selbst herbeigeführt, das mich daran verhinderte.

Vor allen Dingen kann ich Dir versichern, daß Elisa recht wohl ist. Erst vorgestern kehrten wir morgens 2 Uhr von einem heiteren Bällchen zurück. Sie wollte wohl dieses Mal wieder nicht tanzen, allein ich habe ihr zugesprochen, und nachher war sie mir eben auch nicht böse, daß sie mir nachgegeben, obgleich ich beim Widerstreben ihr den freien Willen gelassen, es auch zu unterlassen. Mein Mann, natürlich, bleibt immer zu Hause, und dieses ist die Schattenseite von jeder Freude nach außen.

Spazieren wird viel gegangen, und ist die Witterung nicht günstig, stets gefahren. Leider nimmt jedoch der Mond unserer Freude jetzt ab, wir befinden uns im letzten // Viertel. Elisens unabänderlicher Entschluß ist, uns bis den 12. April zu verlassen. Sie sehnt sich täglich nach Dir, ja sie macht sich den größten Skrupel, daß sie schon so lange weggeblieben und noch so lange bleibt. Ich hatte noch um eine Woche Verlängerung gebeten, da wurde sie mir recht böse, und nun sage ich nichts mehr. Wir werden sie schmerzlich vermissen, und Du wirst Dich freuen, sie wieder zu haben, so ist der Wechsel des Lebens. - Mit meines Mannes Gesundheit steht es auch immer nicht so ganz fest. Das Geringste ergreift ihn ungemein, und man sieht es gleich auf seinem Gesicht ausgedrückt. An die Zeit des Abschieds will ich noch gar nicht denken.

Nun, liebe Eleonore, muß ich Dir aber etwas vertrauen, , und da mußt Du mir nicht böse werden, wenn ich ganz offen bin. Elise ist in der ungeheuersten Spannung wegen der Emilie in Freiburg. Erst vor- // gestern kamen wieder Nachrichten von Jetta, worin sie sich im tiefsten Schmerz äußert, daß sie noch immer keine Bestimmtheit von Nürnberg erhalten. Lieber wolle sie den schönen Gedanken aufgeben, wie länger in dieser Spannung für sich und ihr Kind zu leben. Auf Elise wirken solche Nachrichten sehr mächtig, und ich kann nicht leugnen, ich finde es nicht recht von Eurer verehrten Frau Mutter, daß sie nicht an Euch die Bitte ergehen läßt, doch in ihrem Namen den Freiburgern zu schreiben, und ihnen zu sagen, wie sie wünscht, daß es gehalten werden soll. Hat sie ja doch die Absicht, Emilie mit Elise kommen zu lassen, und weiß sie ja doch, daß die gute Jetta die Reisekosten nicht ganz bestreiten kann und hat sie den Willen, einen Teil davon zu tragen // so finde ich, daß es Pflicht und Schuldigkeit ist, dieses schnell auszusprechen. Sei so gut, l[iebe] Eleonore, sage dieses Deiner verehrten Mutter in meinem Namen. Elise weiß wahrhaftig nicht, daß ich Dir schreibe, aber ich wünsche Beendigung dieses quälenden Verhältnisses für beide Teile! -

Wenn ich nur denke, wie wohltuend ein Aufenthalt für Emilie bei Euch sein wird, wie die Großmutter sich freuen muß, wenn eine so große Enkeltochter unter ihrem Dach sich befindet und an ihrem Tisch sitzt, nun ich sollte denken, da dürfte mit wenigen Worten schnell ausgesprochen werden, wie sie es halten will, damit das Kommen ihr erleichtert wird. Bist Du, l[iebe] Eleonore, zu angegriffen grade um schreiben zu können, so wird gewiß F[reifrau] v[on] Dobeneck gerne so ein Briefchen auszuführen, übernehmen.

Da auch mein Mann und Johanna nicht wissen, daß ich schreibe, so kann ich keine Grüße anfügen.

Z 9

Friedrich Kapp an Johanna Kapp

4. November 1845

Bei uns in Westfalen fängt nach allen Seiten hin ein neuer Geist sich zu regen an; der Leseverein, den ich hier gründete, zählt an sechzig Mitglieder. Wir halten englische und amerikanische Zeitungen, da uns die zensierten deutschen nicht genügen. Mit

zwei Freunden habe ich versucht, die hiesigen Bürgersöhne für die Bestrebungen und Interessen der Gegenwart zu gewinnen. Das schlägt alles ganz prächtig an und wird gewiß dereinst seine Früchte tragen. Ein hiesiger jüdischer Kaufmann, ein ganz ausgezeichneter Mensch, liest den Bürgern im Wirtshaus aus Friedrich Feuerbachs „Religion der Zukunft“ vor sowie aus Weitlings „Garantie der Harmonie und Freiheit“. Einen Aufruf, wie er hierzulande überall unters Volk verteilt ist, lege ich bei. Wo ist denn Ludwig Feuerbachs neuestes Werk: „Wie ich Kommunist wurde“ erschienen? Ich habe es hier noch nicht bekommen können.

Z 10

Friedrich Kapp an Johanna Kapp

18. Dezember 1845

Vor allem wird Dich ein Ausflug interessieren, den ich zu Anfang September nach Gütersloh und Bielefeld machte. Seit meiner Rückkehr aus Berlin bin ich nicht so vergnügt gewesen. Zum ersten Male seit langer Zeit befand ich mich wieder unter Menschen. Es war mir eine so wohltuende Erscheinung, daß hier auch die Frauen an den Bestrebungen der Männer lebendigen Anteil nehmen, daß sie ihre Kämpfe mit durchkämpfen und gleiche Liebe, gleichen Haß, kurz, gleiche Ansichten mit den Männern hegen. Diese sind hauptsächlich durch Kriege und Lünung so vernünftig gemacht. Der erstere brachte ihnen den Feuerbach, der letztere die französischen Sozialisten. Feuerbach hat in dieser Gegend eine fabelhafte Masse von Verehrern und Feinden. Letztere, nämlich die Pfaffen, sagen von einem ihnen unausstehlichen Menschen: „Er ist unverschämt wie Feuerbach selbst.“ Ein Kaufmann dagegen, der einen gefährlichen Säbelhieb auf den Kopf bekommen hatte, bat, weil er zu sterben wähnte, seine anwesenden Freunde, ihm doch einige Kapitel aus dem „Wesen des Christentums“ vorzulesen. Feuerbach ist in vielen Häusern dieser Gegend der Störenfried. Die Eltern verfluchen und verwünschen, die Söhne und Töchter bewundern und lieben ihn ...

Unter meinen Kollengen habe ich endlich nach langen Bemühungen einen totalen Bruch herbeigeführt, es hat glücklicherweise schon Zank und Streit geben; eine Versöhnung ist nicht mehr möglich. Auf diese Weise habe ich viele, besonders die halb

Entschiedenen auf meine Seite gezogen; sie können zu ihren Gegnern nicht mehr übertreten, und so sind sie mir zugefallen, jetzt müssen sie radikal werden. Als Student dachte ich noch, man dürfte die Uneinigkeit unter solchen, mit denen man zusammen zu leben gezwungen ist, nicht mit den Haaren herbeiziehen; ich denke jetzt anders. Mein erstes ist, Zwietracht zu säen – das tut übrigens jeder, der mit Gesinnung gegen den jetzt noch bestehenden Unsinn auftritt –, denn dann weiß man, wie man daran ist und hat nicht mit Unentschiedenen zu kämpfen. Es gibt nur Feind und Freund, Neutrale existieren nicht, sind wenigstens keine Menschen ...

Mein einziges Streben geht dahin, praktisch das auszuführen, was die Ideen unserer Fortschrittsmänner zuerst ausgesprochen und begründet haben. Ich kann auf dem von mir selbst gewählten Feld genug ausrichten und 1000fach Gutes stiften. Was ich jetzt treibe, betrachte ich als Vorübung zu dem, was ich künftig tun kann. Eine Revolution bricht in Deutschland vor vier Jahren nicht aus, und dann bin ich Advokat. Dann weiß ich aber, was ich zu tun habe, und dann kann die Zeit ihre tauglichen Leute brauchen.

Z 11

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh
31. Juli 1846

Freiburg, 31. Juli 1846

Liebe Frau Herwegh!

Schon während Ihres Hierseins freute ich mich kindisch auf den Moment, in welchem ich Ihnen würde schreiben dürfen. Wundern Sie sich nur nicht, wenn ein so verkommenes Geschöpf wie ich, das mit zugenähten Lippen durch die Welt geht, leichter mit dem Gänsekiel zurechtkommt, als mit dem lebendigen Wort. Ich bin der belebenden Eindrücke so ungewöhnt, daß ich immer nachher erst einige Zeit in der Stille brauche, um meinen Gewinn mir selbst anzueignen. So danke ich Ihnen denn auch jetzt erst mit vollem Bewußtsein und aus voller, tiefer Seele, daß Sie in unsern Gefängniswinkel so freundlich hereingeschienen haben. Obschon ich fast glaube, daß Ihre Prophetengabe an mir zuschanden werden wird, so ist mir's doch ein großer Trost, daß ich noch die Fähigkeit hatte, Sie beide zu begreifen, mich Ihrer zu freuen; darin liegt noch ein Stückchen gesunde Lebenskraft. Um die Welt

gesünder und besser zu machen, brauchen Sie eigentlich nichts, als sich öffentlich zu zeigen, Hand in Hand, Aug' in Aug', und trotz aller Eng- und Hartbrüstigkeit würde dann jeder Zuschauer einen freien Atemzug und einen Gedanken voll Liebe als Entree zahlen. So dankbar bin ich, Sie kennen gelernt zu haben, daß ich selbst an unserm tollen, köstlichen Abschiedsabend nicht vor Schmerz weinte, sondern vor Freude und feierlicher Rührung, weil ich fühlte, daß so nur *gute Menschen* und *Freunde* scheiden können, und daß es auch eigentlich nicht geschieden, sondern erst sich nahegekommen heißt. Was ich in Ihnen gewonnen, verliere ich im ganzen Leben nicht wieder – Glauben an Menschen. Wenn ich Ihnen auch sonst nur wenig wert sein könnte, so müßte Sie dies doch freuen.

Ludwig reiste ziemlich wohlgemut und fidel nach Schwalbach ab. – Ich wollte, er hätte Sie in die Schweiz begleitet; es wäre ihm, dünkt mich, besser gewesen. Mein Mann ist leider, wie immer, sehr angegriffen. Er grüßt Sie aus einem Meer von Geistes- und Körperqualen. Ach, über das alles läßt sich nichts sagen. Wir müssen's tragen, und keins kann dem andern helfen!

Das blonde Kind, welches Ihnen die zärtlichsten Grüße schickt, schwelgt im Andenken der vergangenen Tage und hebt jeden Moment in seinem, treuem Herzen für ihren Bruder auf. Wir zählen nun Tage und Stunden, bis Anselm kommt. Dann will ich mit meinen Kindern in den „*anzüglichen*“ Bergen streifen und Ihrer gedenken.

Ich schreibe nicht mehr, da diese Zeilen nur ein Gruß sein sollen, den ich Ihnen aus Egoismus schicke – dazu ist mein Brief lang genug. – „Bleiben Sie uns gut“, ist eigentlich alles, was ich sagen kann und darf.

Dero Hochwohlgeboren dem Herrn Geheimerat habe ich noch extra einen Gruß auszurichten von Monsieur Viktor, unserm Kater, der mir gestern in einer vertraulichen Stunde unter still seligem Spinnen und Schnurren offenbarte wie glücklich er sich in dem Gedanken fühle, daß der Dichter unserer Zeit sein graues Fell streichelte. – Er bedauerte nur, daß er nicht im Winterpelz seine Aufwartung machen konnte, indem seine Don Juansnatur ihn gegenwärtig etwas heruntergebracht hat. –

Und nun Adieu – von ganzem Herzen glückliche Fahrt auf Ihrem Zugvogelleben! Bei uns haben Sie sich ein ganzes Nest voll Liebe gebaut, in das in Ihrer Abwesenheit gewiß niemand anders schlüpft.

Ihre treue Henriette Feuerbach

Z 12
Henriette Feuerbach an Emma Herwegh
15. November 1846

Freiburg, den 15. November 1846

Meine liebe, liebe Frau Herwegh!

Gestern erfuhr ich von Herrn Siebold, daß Sie noch immer in Montreux verweilen, und das ist mir ein wahrer Trost, weil nun doch noch ein Briefchen von mir an Sie abgehen kann und darf. – Ich hätte schon lange geschrieben, wenn ich nicht fürchtete, Sie wären der Himmel weiß wo hingeflogen, indem ich den von Ihnen bestimmten Termin allerlei Hindernisse wegen versäumte. Vor allem tausend Dank für Ihren lieben Brief, der mich sehr erquickte und erwärmte. Ich hatte tags vor seiner Ankunft viel mit Anselm (junior) von Ihnen geredet, und denselben Morgen zeichnete er eine Germanenschlacht, in welcher die Hauptfigur ein germanisches Weib ist, die ihr Kind den zurückkehrenden Flüchtigen unter die Füße zu schleudern droht, um sie in den Kampf zurückzutreiben. – Sie steht hoch auf der Wagenburg mit fliegenden Haaren. Als ich's zum erstenmal sah, war ich frappiert: „Das sieht Frau Herwegh ähnlich“, sagt' ich, und Anselm erwiderte: „Seltsam, ich dachte auch an sie, und stellte mir sie ohngefähr so vor.“ Indem kam der Briefträger und brachte Ihren Brief, und wir freuten uns doppelt des anmutigen Zusammentreffens. Die Germanierin ist Ihnen aber so ähnlich geworden, daß, stehen Sie nicht daneben, es für ein Porträt gelten kann. Ich erzähle Ihnen da alles, weil ich meine, es müsse Ihnen und Ihrem Manne Freude machen.

Anselm war acht Wochen hier, und das war eine recht glückliche Zeit, obschon auch manch Schweres und Bitteres sich hineinmischte und ich auch wieder recht meine Unfähigkeit *zu genießen* tief und schmerzlich empfinden mußte. – Es geht eben nicht, wenn der Mensch mehr tragen soll, als er kann – da gibt es innerliche Schäden, die keine Zeit mehr ausheilen kann. Ich möchte Ihnen von dem jungen Menschen viel erzählen, und es ist auch viel von ihm zu sagen, doch wär's mir lieber, Sie kennen ihn selbst, was Ihnen Freude machen würde. Er ist sehr schön geworden, ganz antik, und sieht aus wie ein junger Apoll, sein Kopf paßte auf eine griechische Statur, dabei sehr gewandt und elegant, eine frische, ganz freie, ganz selbständige Natur – trotzig,

kühn, weich, wild, zart, stolz, demütig, heftig, ungeduldig, rücksichtslos, und doch im ganzen gleichmäßig artig, anständig, die angenommenen Formen des Lebens skrupulös einhaltend, übermütig lustig, ernst und tief melancholisch, feurig leidenschaftlich, und doch Maß haltend in allem, ein echter, gesunder Mensch an Leib und Seele, mit allem, was die Jugend herrlich und unbequem macht, so erschien er mir, nachdem ich im stillen die ungeheure Veränderung zu überschauen vermochte, die in anderthalb Jahren mit ihm vorgegangen war. In seiner Kunst hat er große Fortschritte gemacht, die alle Hoffnung für die Zukunft geben. – Ich habe nur die eine Sorge, daß er verwöhnt wird durch das Bewußtsein, allenthalben beim ersten Auftreten die Herzen zu gewinnen, denn dies Talent besitzt er in hohem Grade, dabei eine bedeutende Portion Eitelkeit – doch hoffe ich, sein bis zum Ekel steigender Abscheu vor Gemeinheit und Lächerlichkeit wird ihn mit seinem gesunden Sinn und seiner Begeisterung für die Kunst vor leerer Gefallsucht bewahren. – Hier machte er schon viel Glück bei den Damen – die mittelmäßigen nannten ihn „den kleinen Raphael, Römer“ usw., die alten „schöner Anselm, lieber Anselm, süßer Anselm“, und die jungen Mädchen sagten mit niedergeschlagenen Augen und feinem Lächeln „der junge Feuerbach“, „der interessante junge Maler!“ –

Vorderhand ist er nach Düsseldorf zurück und wünscht dann später auf einige Monate nach Antwerpen zu gehen, was aber Lessing mißrät, so daß ich noch nicht weiß, wie sich die Sache machen wird. Ich denke, wenn auch jetzt noch nicht, wird er Sie später doch gewiß in Paris oder sonstwo heimsuchen, und wenn er fortfährt, körperlich und geistig sich in der bisherigen Weise zu entwickeln, so werden Sie sich seiner freuen.

Sonst steht es bei uns ziemlich beim alten. Ich kann nicht sagen, daß Feuerbach mehr, aber auch nicht, daß er weniger leidend ist. Seine tiefe, herrliche, edle, aber unglückselige Natur atmet nur in Qual und Marter und nährt sich von finstern Ideen und Anschauungen. Hier geht ein Dichtergeist zugrunde an der Zeit, der er in seinen gebannten Verhältnissen nicht gewachsen ist. Wie mancher edle große Mensch wird noch an dieser Klippe scheitern. Einige – eigentlich viel Hoffnung (wie denn der Mensch immer heimlich hofft, wenn man sich's auch nicht eingesteht) setze ich noch immer auf Heidelberg, wo in diesen Wochen die Sache bei Fakultät und Senat vorliegt. – Sind auch die Menschen und das Leben und der Geist derselbe, so sieht man doch nicht so gar viel schwarze lange Röcke, worauf bei meinem Mann viel ankömmt,

weil die Phantasie sein Hauptquälgeist ist, und vielleicht bekommt man etwas mehr Geld, was für mich sehr gut sein wird.

Kapps – Herr und Frau – waren ein paar Tage hier, auf der Durchreise nach – ich weiß selbst nicht wohin. – Er ist entsetzlich dick geworden und ist eine lebendige Garantie für Falstaffs „der Kummer bläst den Menschen auf“. – Es wurde viel gelandtagt, sonst aber waren es die lieben, treuen Freunde wie immer. Von Ludwig hörten wir unmittelbar nichts, wohl aber erhielt ich vor einigen Wochen einen lieben und sehr vertrauten Brief an seiner Frau, aus dem sich manches zwischen den Zeilen herauslesen läßt, was *nicht* darin steht. Sie will gerne mit ihrem Kindchen aus der allzugroßen Einsamkeit heraus und gedenkt zu meiner großen Freude in unsere Nähe sich zu wenden. Ludwig ist nach ihren Nachrichten wohl und sehr tätig, obgleich es ihm im Anfang seiner Rückkehr sehr schwer wurde, in Bruckberg sich einzuwöhnen. Bertha schreibt auch, sie seien entschlossen, im Fall wir Ostern nach Heidelberg kämen, vielleicht schon im Herbst völlig dahin zu ziehen. Jedoch glaube ich es von Ludwig noch nicht sicher, weil er überhaupt in äußeren Dingen bis zur Krankheit unentschlossen ist.

Eben hatte ich Besuch von zwei Klosterdamen weiß und schwarz, ehemalige Lehrerinnen von Emilie, und die haben mich dermaßen aus dem Konzept gebracht, daß ich einen förmlichen Anlauf nehmen muß, um meinen Brief zu schließen, mit dem Sie überhaupt sehr vorlieb nehmen müssen, indem ich in demselben Zimmer schreibe, in welchem Emilchen mit drei guten Freundinnen sich amüsiert. Daß sie Ihnen eine Million Grüße sagen läßt, versteht sich von selbst – sie ist wohl und munter und freut sich auf die Winterkälte, wo ich Ärmste, als Mondfigur postiert, die bitterste Langeweile ausstehen und meine Stockfischnatur in der größtmöglichen Blüte entfalten kann.

Und nun leben Sie wohl, liebe Frau. Ich freue mich von ganzer tiefer Seele Ihrer künftigen Autorschaft, und wünsche Ihnen einen kleinen Helden nach Ihrem Herzen, Ihnen und der Welt zur Freude und zum Glück. – Ich denke mir es schön, Mutter zu sein, und als kleines hilfloses Kind zu lieben, was uns später ...

Wieder eine Visite, und zwar ein Stück Universität. Dazu trinken die Mädchen Kaffee und zwitschern wie die jungen Vögel. Keine Möglichkeit, weiterzuschreiben.

Vergeben Sie den konfusen Brief und hoffen Sie in Zukunft bei besserer Muße auf bessere Schreibung. Ich würde das Gesudel

nicht fortschicken, wenn ich nicht fürchtete, daß es morgen zu spät sein wird.

Schließen Sie uns in Ihre freundlichen Gedanken ein, grüßen Sie Ihren Dichter, und bleiben Sie immer ein wenig gut Ihrer Henriette Feuerbach

Z 13

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

1./2. Januar 1847

1. Januar 1847

Liebe – liebe Emma!

Ich will mir ein gutes Neujahr machen und an Sie schreiben. Ihren Brief habe ich so recht mit ganzer Seele durch und durch genossen, und danke Ihnen vielmals dafür. Glauben Sie mir nur, es gibt wenig Menschen, die es zu würdigen und zu genießen verstehen, wenn jemand, den sie in ihrem Innern hochstellen, ihnen wirklich und wahrhaftig gut ist wie ich. Solch ein sicheres Bewußtsein ist mir ein Schatz, ein Lebensreichtum, ein festes Kapital, von dessen Zinsen ich lebe und zehre. Es ist ein rechtes Glück für mich, daß ich Sie habe kennen lernen, denn ich war fast am Punkt, mich selbst als völlig für das zu nehmen, für was die andern mich hielten. – Ich war so demütig geworden, so resigniert auf mich selbst, daß mir auch das Gewöhnlichste imponierte, wenn's nur mit Sicherheit auftrat. Ich hatte einen merkwürdigen Respekt vor meinen Frau Kolleginnen selbst, und weil ich mich aber dennoch und dennoch unverstanden fühlte, so hielt ich mich für völlig dumm – und eigentlich bin ich es auch wirklich bei Zeiten. Doch das Bewußtsein, daß dieser Zustand nicht meine eigentliche Natur ist, haben Sie zuerst wieder in mir zum Leben erweckt. Sie mit Ihrem freien, völlig bewußten, ganz aus sich aufgerollten und entwickelten Wesen können sich nicht vorstellen, wie es mir oft zumute ist, wenn ich alles fühle, was in mir lebt und arbeitet, Tiefes, Großes, Gutes, und doch in siebenfaches Gewölk eingewandelt bin, und noch von außen mit Stricken gebunden, so daß nichts herauskann, alles erdrückt und erstickt wird. Wie Sie so schnell den Schlüssel gefunden haben, so daß mir ein einziger Gedanke an Sie schon Luft macht, weiß ich nicht zu sagen. Neulich lernt[e] ich eine niedliche Frau kennen, die

unglücklich verheiratet und geschieden und sich mit einem talentvollen Künstler versprochen hat. Sie ist ein ganz selbständiger Charakter, hat einen originellen Geist, der aber noch ganz naiv und kindlich in allerliebsten poetischen Spielen umherhüpft. Sie gefiel mir sehr, und ich verstand sie besser, als sie sich selber, aber glauben Sie, daß nur ein leiser Hauch über meine Lippen kam, der ihr das zu verstehen gab? – Bewahre! Sie ließ in tugend-samer Altjungferngesellschaft ihre netten Lichterchen spielen und glitzern, alle Augenblicke durch einen guten Gefühlsmoment erwärmt, und merkte in ihrer Herzensunschuld gar nicht, daß ihre Zuhörerinnen, die ihre Liebenswürdigkeit priesen, auch keine Silbe von dem kapierten, was sie eigentlich wollte. Ich nahm Abschied von ihr auf wahrscheinlich Nimmerwiedersehen, mit einem leeren Kompliment, ohne irgend ein Zeichen des Anteils; ohne Zweifel dachte sie, das ist eine langweilige Person, und damit fertig. Sie heißt Frau Grab und führt auf einem Gut bei Baden eine humoristische Wir[t]schaft mit einem Pudel und einem Kater und ein paar Verwaltersleuten.

Das alles erzähle ich so geschwätzig, weil es mir schwer wird auf ein trübseliges Thema zu kommen, welches ich noch im Hintergrund zurückhalte. Vorerst noch meinen freundlichen Dank für Ihre Erzählungen und Beschreibung Ihres Pensionshaushalts. Bedauern will ich Sie eigentlich nicht über die Trennung von Ihrem Herzenskleinod, – denn Sie beide können eigentlich gar nicht getrennt werden, die Gedanken und Empfindungen finden sich gewiß jeden Moment auf einer sicheren Mittelstation zusammen, und dann genießt sich auch nachher die liebe Gegenwart um so süßer. Aber dennoch kann ich mir Ihre Einsamkeit, noch dazu in Erwartung einer wenn auch freudigen, doch verhängnis-vollen Zeit, wohl vorstellen, und möchte gerne ein heiter freundliches Wörtchen dazwischenwerfen, wär ich nur nicht selbst ein so armes, verlassenes Ding mitten in der Heimat, das seine Fühlhör-ner alle Augenblicke verdutzt und schüchtern herausstreckt, um sie eben so schnell verletzt und geknickt wieder einzuziehen.

Ich habe Ihnen entsetzlich viel, und entsetzlich Schlechtes zu erzählen. Das alte Jahr hat für uns mit einem Theatercoup ge-schlossen; leider war das Stück ein sehr tragisches Vexierspiel. Vielleicht wissen Sie schon aus irgend einer miserabeln deutschen Zeitung, daß unsere Hoffnung auf Heidelberg schmachvoll betrogen wurde. Nachdem mit stetem Hinhalten und Versprechen achtzehn Monate vergangen waren, endlich die Universität einstimmig Feuerbach erwählte und vorschlug, und wir stündlich

die formelle Bestätigung erwarteten, lasen wir in der Zeitung nebst dem Ministerwechsel mit dem Anhängsel zugleich die Ernennung des Ministerialrat Zell an die Professur der Archäologie in Heidelberg. Kaum glaublich – unerhört und doch wahr. – Eine politische Konstellation, die diesen Herrn entfernt haben wollte, wahrscheinlich noch einige Einflüsterungen von anderen Seiten, eine Unvorsichtigkeit Kapp's, am Landtag begangen, dies alles mochte zu dieser sauberen Katastrophe mitgewirkt haben. Diese Christbescherung traf zwei Tage vor Weihnachten ein. Auf Feuerbach hat der Schlag furchtbar gewirkt. Zuerst war er aufgebracht, das war noch ein Trost – ich aber sah schon das schleichende Ungetüm, diese finstere Stumpfheit und Apathie im Geiste nachziehen, die leider jetzt schon wieder auf seinem Wesen lastet mit all ihrer furchtbaren, lähmenden Schwere und Hoffnungslosigkeit. Ich habe auch recht innerlich gelitten, für ihn, für die Kinder und für mich. In der Christnacht schrieb ich einen Brief an den Minister, voll Schmerz, Stolz und Indignation, dabei löschten die Tränen meinen Brouillon aus. Er wurde recht gut und würdig. – Als er fertig war, dauerte mich's, daß so ein Stück lebendig Leben an einen Minister sollte abgehen. Endlich schickte ich ihn doch fort. Mit umgehender Post bekam ich Antwort, voller Freundlichkeit und wohlmeinender Worte, Versprechen, Trost usw. – Der hiesige Kurator kam auch gelaufen, wahrscheinlich weil er die Weisung bekommen hat, Feuerbach zu beruhigen. Ich gebe sehr wenig auf all die Sachen, doch war es eine kleine Satisfaktion, daß mein wunderlicher Einfall etwas eingeschlagen hat. Ich glaube freilich auch, daß der gute Mann noch keine solche Epistel in seinem Leben gekriegt hat. Nun wissen sie wenigstens, was man denkt. Ich möchte Feuerbach gerne überreden, daß er seine Quieszenz verlangt, nach Heidelberg zieht, und dort irgend etwas treibt – vielleicht Gastvorlesungen an der Universität. – Um den Ausfall in pekuniärer Hinsicht zu decken, wünschte ich auch, daß er über das Vorurteil hinauskäme, durch welches mir verboten ist, für unsern Unterhalt zu sorgen. Ich kann sehr gute Klavierstunden geben, obgleich ich oft selbst nicht zu spielen vermag. (Es geht mir damit wie mit meinem ganzen Wesen. Zu Zeiten kann ich die Leute weinen und lachen machen, und dann wieder keinen Finger rühren, wie zum Beispiel, als Sie hier waren.) Warum darf und soll ich das Talent nicht benützen, um uns Not und Sorgen zu ersparen? Es ist eben ein Elend, daß wir so arm sind, weil mein Mann diese Armut nicht als eine unverschuldete Widerwärtigkeit, sondern als eine demütigende

Schmach trägt. – Freilich, er ist in vornehmen Verhältnissen aufgewachsen. – Was mich betrifft, so war ich immer arm und würde keine Schande darin finden, mein Brot mit meiner Hände Arbeit zu verdienen, – doch besser, als die Erziehung der Kinder mit Not, Angst und Schulden zu erkaufen, wie wir es tun müssen.

Wie das alles sich wenden und fügen wird – ich weiß es nicht. Recht müde bin ich, das gebe ich zu. Mit dem steten Sichselbstvergessen will's auch nicht mehr recht fort. Ist es das Alter, oder bin ich schlechter geworden, zuweilen regt sich etwas Egoismus, der kaum zu überwinden ist. Ich habe Wünsche, Bedürfnisse, die mich allein betreffen, so etwas kannte ich früher nicht. – Ach Gott – nur einmal möchte ich acht Tage ohne schwere Sorgen, ohne Kummer leben, nur eine Woche – damit ich doch wüßte, was es heißt, ein Mensch sein, leben. – Bisher lebten wir elend, jetzt wird's ein Tod bei lebendigem Leibe sein; ich meine oft – ich kann's und kann's nicht mehr ertragen. Mein Verlangen nach einer freundlicheren Umgebung, nach Heiterkeit und Seelenruhe ist oft wie ein schmerzhafter Kampf, ich sterbe vor brennendem Durst darnach, ich winde und ringe mich ab, unter der Last eines Schicksals, das zu schwer, zu hart für meine Natur ist. Ein großes Unglück, das einschlägt wie der Blitz, das könnt ich eher tragen, aber dieser fortgesetzte Druck, den der Einfluß eines durch und durch erkrankten Gemütes auf mich ausübt, saugt nach und nach alle Lebenskraft aus den Adern des Geistes.

Verzeihen Sie – ich lasse mich recht gehen. Ich habe niemand, dem ich sagen kann, wie mir zumute ist. Nun sitz[e] ich so allein da, es ist 12 Uhr nachts – und da schwillt das Herz über. Lassen Sie sich's eben gutmütig gefallen.

Emilie dauert mich auch recht, daß das arme Kind ihre schöne Jugend so trübe verleben muß. Es taugt ihr gar nichts, und ich bin ihr in dieser Beziehung so wenig nütze als der Vater. Wir lieben uns sehr, dennoch aber sind unsere Naturen zu sehr verschieden, um ein ganz inniges Verständnis möglich zu machen. Sie geht mehr zum Beispiel in das Kappsche Haus oder zu Feuerbachs in Nürnberg. Ich bin äußerlich zu tot für sie, und das, was dafür entschädigt, die gemüthliche Tiefe versteht sie nicht recht. Ich möcht[e] ihr gerne ein recht freundlich Los bereiten, weiß aber leider keinen Rat dafür.

Von Anselm haben wir gute Nachrichten. Er hatte indessen einen Strauß mit Herrn von Schadow, der ihn als Schoßkind und Famulus verhätschelte und quälte, von welchen beiden Obliegenheiten er sich durch ein aufrichtig Wort losmachte, und jetzt in

Ruh und Frieden an der Akademie arbeitet. Zu Weihnachten schickte er uns sein wunderhübsch gemaltes Porträtchen, mit dem schwarzen Hütchen, wie er es hier trug. Das Bild ist reizend, erinnert in der Art der Anlage an die Van Dyckschen Porträts, so lieblich vornehm guckt es aus dem goldenen Rähmchen heraus, über alle die gemeinen Nöte des Lebens hin, daß man sie billig auch drüber vergessen sollte. Dieses Kind ist auch mein einzig reines Gut, was ich im Bewußtsein habe, und an dem ich mich über dem Wasser halte. Was Sie über Lessing sagen, dünkt mich vollkommen wahr. Dennoch sind er und Sohn als Porträtmaler die einzigen, von denen man *malen* lernen kann. – Die geistige Richtung muß und wird Anselm sich gewiß selbständig bahnen. Sein fester Plan ist, sowie er so weit, einen guten Studienkopf zu malen, nach Belgien zu gehen, auf längere oder kürzere Zeit – je nachdem er sich am Platze fühlt.

Von da, hab ich ihm einstweilen Hoffnung gemacht, kann er Sie vielleicht in Paris besuchen, wenn es sich so glücklich trifft, daß Sie gerade zu dieser Zeit anwesend sind. Vielleicht im Laufe des Sommers oder im Herbst – ich weiß das noch nicht genau. Anselm hat einen Freund gefunden, an den er sich mit voller und tiefer Seele angeschlossen hat – ein junger Genremaler (aber bedeutend älter als Anselm); er ist nach Antwerpen voraus.

Von Ludwig hörte ich seit meinem vorigen Brief an Sie nichts mehr. – Bertha scheint mir die völlige und personifizierte Resignation. – Sie tut alles, für und um ihres Kindes willen. Vielleicht kommt sie künftigen Sommer nach Freiburg, wenn wir denn doch hierbleiben.

Wenn ich mir Ludwig so in der tiefen Einsamkeit in seinem Bruckberg denke, wirds mir auch ganz schwindlig. Da waren Sie denn doch auch äußerlich der guten Engel, der Ihrem Mann und Geliebten über die widerlichsten Klippen des alltäglichen Lebens hinweghilft. – Leider Gottes ist das Geld eine Macht, die auch innerlich mehr wirkt und aushält, als man gewöhnlich glauben und zugestehen will.

Nun bin ich aber so schläfrig und müde, daß ich meinen Brief morgen fertig schreiben will, und heute mit einem freudlichen Gute Nacht meinen Kopf auf's Kissen legen. – Sie dauern mich wahrhaftig, daß Sie dies lange Gekritzel lesen müssen.

2. Januar.

– Heute habe ich den halben Tag Noten geschrieben für Sie, und nun nur noch einen herzinnigen Gruß, an den sich die Meinigen

anschließen. Auch der junge Anselm, der Ihnen tausendmal für Ihre Liebe und Freundlichkeit dankt. Ich habe ihm alles geschrieben. Emilie hat sich heute Locken schneiden lassen, die ihr allerliebste stehen. Sie erinnert daran recht an ihre Mutter. Das gute Kind liebt Sie auch sehr. Leben Sie wohl und bleiben Sie recht gut Ihrer

Henriette F[euerbach]

Wenn Sie an Ihren Wanderer schreiben, so bitten Sie ihn auch, daß er uns nicht ganz aus dem Gedächtnisse verliert. Ich hätte Ihnen noch eine Masse Dinge zu sagen recht tief von innen heraus, aber es wird zu viel. Ich wollte, ein neugieriger Postbeamter, der auf staatsgefährliche Geheimnisse sinnt, wenn er Ihren Namen sieht, machte den Brief auf – der hätte seine liebe Not. –

Z 14

Friedrich Kapp an Ida Kapp

3. März 1847

Sie ist jetzt ganz radikal, auf meinen Rat hat sie Feuerbach gelesen und sich angeschafft, es dauerte keine vier Wochen, und sie war von allen Vorurteilen frei.

Z 15

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

14. Juni 1847

Freiburg, den 14. Juni 1847

Gute – Teure – Geliebteste. – Was soll ich Ihnen sonst noch für süße Namen geben?

Seit vier Wochen freue ich mich in Gedanken an Sie. Einmal vierzehn Tage über Ihren Brief, und dann wieder vierzehn Tage auf meine Antwort. Ich hatte allerlei Sorgen während Ihres Schweigens, glaubte Sie krank oder meinen Brief verloren; daß Sie mir nicht mehr gut sind, das dachte ich nicht. Nun sitz[e] ich in der Laube und laß mich von der lieben Junisonne bis auf die Knochen durchbrennen. Das gehört auch zum Schreiben, daß einem das Blut warm durch die Adern kreist, und ich möcht[e] Ihnen so gerne ein Stück Leben statt einem Blatt Papier schicken.

Daß ich in den letzten Wochen stündlich Ihrer gedachte, brauch[e] ich Ihnen nicht zu versichern. Und ich tat dies mit solcher Zuversicht, daß Sie selber Ihre Freude daran haben müßten. Womit andere sich abquälen und ablamentieren, so denk ich nur, das machen Sie still und fertig in Fied[en] und Einigkeit mit der Natur ab, und aus den Schmerzen erwächst Ihnen ein neuer Liebesschatz, der Ihr Glück und Ihre Liebe nicht tiefer, denn das ist unmöglich, aber weiter, umfangreicher macht. Ich hoffe sehr, daß nun alles überstanden ist, und diesen Zeitpunkt wollt[e] ich auch erwarten, sonst hätte ich Ihnen gleich geantwortet, wie mein Herz begehrte.

Tausend, tausend Dank für das herrliche Gedicht und den lieben Gruß des Dichters. Ach Gott, ich bin's gar nicht wert, und doch hab[e] ich es begriffen, und weiß nun, was ich nie ausdrücken konnte, warum Herwegh so ganz anders ist als alle andren Menschen – Dichter – Helden. „Wer liebt, der gehet in den Tod für eine Schäferstund'?“ – Er ist der Liebende – vielleicht der einzige, der liebt, während die andern nur gemeine Kurmacher oder tyrannische Ehemänner der Freiheit zu sein trachten. Das hab[e] ich in dem Gedicht verstanden, ein Schmerzensschrei der tiefsten Liebe, all ihre Qual, das Herzblut – das Mark des Lebens strömt darin, und daß es so süß, so melodisch klingt, das muß den Dichter zugleich stolz und wehmütig lächeln machen. So fühl[e] ich's, und daß Sie nun seine Freiheit und seine Liebe sind, nicht als Surrogat, verstehen Sie mich recht, sondern als die lebendige, Fleisch und Blut gewordene Idee seines Lebens und Wesens. Ich habe mich selten, vielleicht noch nie eines eigenen oder fremden Glückes so verständig freuen können wie des Ihrigen. Das beste Zeichen davon ist mein guter Glaube an seine Unzerstörbarkeit. Ich meine immer, daß jeder Mensch großenteils sein Schicksal aus sich heraus schafft, so wird auch in allen Fällen Ihre gesunde, kräftige Natur den nächsten Lebensverhältnissen die nötige Heilkraft für momentane Störungen mitteilen, die freilich nirgend ausbleiben.

Auf Ihren lieben, lieben Brief möcht[e] ich Ihnen gerne Zeile für Zeile antworten, aber es will nicht recht gehen. Die Sonne ist noch nicht heiß genug für mich frostige Person. Sie müssen eben auch zwischen den Zeilen lesen, und es ist wahr, wenn man sich alles sagen kann, so braucht man sich am wenigsten zu sagen. Mit dem Schreiben ist es noch ärger. Ein Stückchen Lebenslauf müssen Sie aber doch noch haben. Leider ist das kein anmutig Geschenk. Wären nicht die zierlichen Reblätter, die auf dem

Papier hin und herspielen, die Bienen und Fliegen, die ihr Käferlied summen, und die langen Grashalme, die zur Laube hereinrücken, ich möchte gar nicht fortfahren.

Feuerbach ist seit vierzehn Tagen von einer Erholungs- und Badereise zurück, die aber, fürcht[e] ich, wenig Erfolg haben wird. Auf Heine's Rat brauchte er Sturzbäder und von kaltem Wasser in Gleisweiler bei Landau. Der Winter war so schwer, daß ich nichts davon sagen mag. Gott weiß, was die Zukunft bringt; ich sehe alles dunkel vor mir. – Die Wallungen nach dem Kopf haben sich seit diesem Winter auf beängstigende Weise erhöht, sodaß auf der rechten Seite die Adern der Stirne bedeutend gegen die andere Seite angeschwollen waren. Denken Sie sich diesen steten Blutandrang, ein heftiges, melancholisches Gemüt, Grimm und Bitterkeit im Herzen, *und völliges Unvermögen, sich zu beschäftigen*. In einer etwas milderer Schattierung ist es auch jetzt noch so. Nach Heidelberg glaube ich nicht, daß wir noch Hoffnung haben, und wenn auch, wir nehmen unser Unglück mit, wo wir auch hingehen. Was jetzt die Bitterkeit und Trostlosigkeit über eine verfehlte Zukunft schadet, das hätte vielleicht in Heidelberg übermäßig Anstrengung verdorben. Es bleibt nichts übrig als zuzusehen. Mit welchem Gefühl trostloser Ohnmacht ich dies tue, und mit welcher Masse von bitteren Nebendingen, die mich Unschuldige doch wie Geistesqualen drücken, können Sie am ersten sich denken, weil Sie sich die Mühe genommen haben, mich kennen zu lernen, eine Gunst, die mir selten genug zuteil wird.

Freiburg und die Universität ist Feuerbach nun schrecklich verleidet, das ist so begreiflich nach allem Vorangegangenen – aber was tun! Ich bin immer noch für Quieszenz, da sie uns doch nicht viel abziehen können. Feuerbach hat schon zweiundzwanzig Dienstjahre. Auf der anderen Seite fürchte ich die Gefahr einer gänzlichen Untätigkeit. Wenn der Ärmste doch nur eine andere Frau hätte, vielleicht wär[e] er gesünder und heitrer – O – wenn Sie wüßten, wie mich der Gedanke martert – doch stille. – Warum soll ich ewig lamentieren; damit wird nichts besser gemacht. Emilie war dieses Frühjahr zugleich mit ihrem Vater auf Reisen, in Heidelberg und Wiesbaden. Sie hat sich auf den traurigen Winter gut ausgelüftet und war unsäglich vergnügt; morgen erwarten wir sie zurück, da wird es wohl einiges Heimweh nach der Fremde setzen. Ich war also vier Wochen ganz allein zu Hause. Die Ruhe tat mir auch gut, denn ich war diesen Winter zum Erschrecken blaß und mager geworden. In den ewigen

Kämpfen und Sorgen zersplittert man sich so; alles fährt ordentlich auseinander ohne Halt und Mittelpunkt, da sucht[e] ich mich denn in der Einsamkeit wieder ein wenig zusammenzuklauben. Was ist das ein Glück, sich ganz zu fühlen. Jeder Gedanke, der ganze Geist, jede Empfindung, das ganze Herz. – So weit bring ich's, aber nicht mit meinem zerfetzen Stück Leben und Persönlichkeit.

Von Anselm in Düsseldorf haben wir gute Nachrichten; ich weiß noch nicht, ob er nächsten Herbst oder erst nächste Ostern nach Antwerpen geht. Feuerbach will gerne haben, daß er einen Abschluß macht in Düsseldorf, und Anselm möchte gleich durchbrennen. Wann er Sie aufsucht, weiß ich noch nicht, aber geschehen wird es jedenfalls, wenn auch erst über's Jahr. Um mit Nutzen reisen zu können, muß er doch auch erst etwas Tüchtiges gelernt haben. Was die Menschen dort (in Düsseldorf) betrifft, so sind die Proben, die ich davon zu sehen bekam, von einer grenzenlosen Oberflächlichkeit.

Ein Teil der Familie, bei welcher er in Kost ist, war hier bei ihren Verwandten. – So zierlich, so gespitzt, so fein und fertig, und dabei so zum Grauen und Erschrecken leer an Herz und Sinn; ach, Liebste, ich konnte *kein Wort* mit ihnen reden, es war mir, wie wenn man mir ein Brett vor den Kopf und einen Knebel in den Mund schnallte. Anselm dauert mich, daß seine Hausgenossen eine solch betrübte Meinung von seiner Mutter bekommen mußten, aber ich konnte nicht anders, und froh will ich sein, wenn er aus dieser anspruchsvollen und doch so nichtigen Umgebung heraus ist.

Solchen Menschen gegenüber drückt mich aber auch, glaube ich, nur die Armut. Jeder prüfende Blick auf unsere kahle Stube war mir eine Marter. Das ist eine Schwachheit, aber Feuerbach ist noch viel schlimmer in diesem Punkt als ich. Zum Stundengeben versteht er sich nicht, ich begreife das auch, so gern ich alles aufböte, um unsere Lage zu verbessern, so habe ich diesen Plan aufgegeben, weil ich sehe, daß es ihn tagtäglich verletzen würde. Nun habe ich wieder einen anderen Einfall, bei dem ich ein wenig auf Rat und Hilfe von Ihnen hoffe.

Voriges Jahr bekam ich durch ein ganz zufälliges Zusammenreffen den Text zu einem Kupferwerk aus dem Französischen zu übersetzen und verdiente mir damit in vier Wochen beinahe hundert Taler. Das Werk selbst kam in Paris heraus, und die dort gelieferte deutsche Übersetzung war so fürchterlich schlecht, daß der Herausgeber sie selbst verwarf und von einem Bekannten hier

eine neue verlangte; auf diese Weise kam es an mich halb im Scherz, das Gold aber war Ernst.

Nun dacht[e] ich, wenn Sie mir vielleicht irgend ein nagelneues französisches Werk aussuchten, so könnte ich durch eine Übersetzung mir eine kleine Summe verdienen. Ich möchte Feuerbach sogar gerne in ein Seebad verhelfen. Ein Buchhändler wird sich ja dann doch wohl zum Verlage finden, wenn auch nicht zu Freiburg, doch vielleicht in der Nähe. Oder kann man in Paris selbst dergleichen brauchen? So gut wie ein anderer ordinärer Übersetzer kann ich es auch, und was die Wahl betrifft, so ist mirs gleich, weil es weder zu meinem noch zu jemand anderes Amusement geschieht, sondern nur um der Bezahlung willen. Sie werden das sehr betrübt und gemein finden, aber ich stehe so, daß mir das eher eine Annehmlichkeit als eine Last ist, deshalb bitte ich Sie freundlich, das heißt, wenn Sie wieder ganz wohl sind, ein bißchen Rundschau zu halten in den französischen Literaturzei- tungen, und mir Rat zu geben, wie und was ich anfangen soll. Belletristisch oder geschichtlich gilt mir gleich, nur ein Name, der zieht. Denken Sie sich, die Glückseligkeit, wenn ich ein paar hundert Gulden selbst *verdient* hätte, und Feuerbach könnte eine weitere Reise machen, darüber würde ich zehn Jahre jünger werden. Nicht wahr? – Wenn Sie ganz hergestellt sind, beraten Sie sich ein bißchen auch mit Ihrem Manne. Ach – er ist ja so gut und steigt gerne einen Moment von seiner Höhe herab, um mir armen Schelm zu etwas zu verhelfen. Diesen Sommer und Herbst hätte ich so gar gut Zeit. Ihr „Vielleicht kommt Georg ein paar Tage zu Ihnen“ wirft uns ein helles Licht auf die nächsten Monate, und wir halten einstweilen an der Hoffnung fest. – Dann würde er doch wohl auch mit Ludwig zusammenkommen. Von ihm haben wir lange nichts gehört, als daß er fleißig an der Herausgabe seiner zweiten Auflage ist. Bertha hat mir vor zwei Monaten einen ganz verzweiflungsvollen Brief geschrieben, er klingt wie ein Testament, indem sie mir die Sorge für ihr Teuerstes, ihr Kind, vermacht. – Gott – welch ein Abgrund von Leiden und Unglück in dieser Familie. Ich sehe übrigens noch immer nicht klar, wie die Verhältnisse stehen. Ludwig scheint eben unglücklich und unzufrieden in seiner Einsamkeit, ohne doch sich zu einem dezidierten Schritt entschließen zu können. Bertha wollte hierher zu mir, aber Ludwig wollte es nicht gerne haben. – Ich begreife das so sehr, er hat nichts als sein Lorch, und das kann auch wieder die Mutter nicht entbehren. Bertha ist viel – viel unglücklicher als ich – noch viel gedrückter – für sie *wäre* ich

noch eine Stütze, während ich selbst noch immer umhergreife. Indessen ist die älteste Schwester Helene aus dem Missionshaus in Basel heimlich weggegangen, hat sich einem Mönch in die Arme geworfen, ist katholisch und Nonne geworden. – Was sagen Sie dazu? Lange wußten wir nicht, wo sie sich nur aufhielt, endlich kam man ihr auf die Spur, sie wohnte in einem Dörfchen bei Zürich. Von hier aus schrieb sie mir endlich, nun sollte ich hin, um zu sehen, was zu tun ist, da wurde Feuerbach ernstlich unwohl; indessen trat sie über und ließ sich als Novize einkleiden. Die Mutter und Brüder wissen noch kein Wort davon, ich wage nicht, diese Nachricht meinem Manne zu hinterbringen; bei seiner Reizbarkeit könnte es schlimme Folgen haben, und zittere ich, sowie ihr Name genannt wird. Seltsames Verhängnis – diese Familie, so überschwänglich begabt, und alle – alle unglücklich, da ist auch kein Anhaltspunkt – der Abgrund ist geöffnet.

Meine Liebe, Teure, verzeihen Sie, daß ich Ihnen so vorschwatze. Ich mache mir selbst Vorwürfe und mag doch nicht aufhören.

Nun soll es aber doch ernstlich ans Abschiednehmen gehen. Ach – ich schreibe Ihnen so gerne, mir ist, als hätt[e] ich jedesmal ein gut Teil der Schollen abgeschüttelt, unter denen mein Herz begraben liegt. – Sie gehen ans Meer – das sind Klänge wie aus den Märchen von Tausend und einer Nacht – *das Meer!* – ! Nun da trinken Sie in der fessellosen Luft frische Kraft und Seelenfreiheit, und der Wellenschaum soll allen Schmutz und Staub des Lebens von Ihren Pariser Sohlen spülen. – Es geht Ihnen ja gewiß gut, es kann ja nicht anders sein, so sag[e] ich mir immer mit fester Zuversicht, wenn die Sorge für Sie in dieser verhängnisvollen Zeit mich beschleicht. Seien Sie tausendmal begrüßt, das große und das kleine Paar (?) und allen Segen, den ein redlich Menschenherz nur wünschen kann. Feuerbach grüßt Sie innigst. Er hat mir das Gedicht genommen und für sich behalten, der böse Mensch. Sie müssen mir einmal aus dem Papierkorb ein Blättchen von Ihrem Dichter stehlen, damit ich doch auch 'was aufzuheben habe. – Ich bin ordentlich für Sie froh, daß ich jetzt aufhöre – nur muß ich noch sagen, daß ich eine Tiroler Zither habe; die klingt so tief und eigen, wie wenn ein gefangener Geist drin flüsterte und weinte. Mit wahrer Leidenschaft gehe ich jetzt ans Lernen. – Das ist etwas für mich. –

Adieu – Adieu! Bleiben Sie stark, gesund und immer gut Ihrer Henriette F[euerebach]

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

17. November 1847

17. November 1847

Liebste Emma!

Schauen Sie mich mit Ihren freundlichen tiefen Augen nur nicht an, sonst schäme ich mich meiner Wortbrüchigkeit – und doch, was nützt es, daß ich viel Umstände und Entschuldigungen mache. Lieber seinen Freunden sich in aller Schwachheit hingeben – das tue ich nun.

Verzeihen Sie mir, es war nicht Undankbarkeit, nicht Lieblosigkeit, nicht Vergeßlichkeit – sondern etwas Schlimmeres als das. Traurigkeit, Dummheit und Leerheit. Zwar weiß ich nicht, ob es heute besser sein wird – aber ich habe doch die Feder in der Hand. Ich habe mich überwunden, Herz und Mund zu öffnen, und so ist der schwerste Bann nun schon gebrochen.

Für Ihre letzten zwei Briefe, die lieben, süßen, kräftigen, trostreichen, habe ich Ihnen so oft mit dem Herzen gedankt, daß ich kaum noch Worte weiß, um all das Langempfundene und Genossene zu wiederholen. Sie fühlen das wohl auch selbst, viel besser, als ich es sagen könnte, wenn ich mich nun wieder einmal ganz aufrichtig und offen vor Sie hinlege.

Was zuerst Ihre Güte und Sorge und wegen meines damals ausgesprochenen Manuskriptes betrifft, so hab[e] ich leider bis jetzt davon nichts profitieren können. – Nach Ihrem ersten Brief befolgte ich augenblicklich Ihren Rat. Ich schrieb an Ludwig, worauf seine Frau erkrankte, aber so, daß ich daraus merkte, er habe keine rechte Lust. – Da dacht ich, gar zu große Delikatesse hilft auch zu nichts, und schrieb noch einmal mit der direkten Bitte, doch einen Versuch zu machen. Darauf habe ich aber seit drei Monaten gar keine Antwort erhalten. – Auf Ihre zweiten Zeilen wegen „la révolution polonaise“ [die polnische Revolution] wendete ich mich an Welcker, und bat ihn, Bassermann in Mannheim zu fragen. Auch keine Antwort. – Dann versuch[t]e ich's noch mit einem wunderlichen Gedichte der George Sand. „Les sept cordes de la lyre“ [Die sieben Saiten der Leier], von dem nur eine sehr mangelhafte Übersetzung vorhanden sein soll, und das gerade in meinen Kram taugte, weil alles oder wenigstens

sehr viel dabei auf die sorgfältigste und reinste Sprache ankömmt, was ich sehr liebe – Ich fragte bei einem andern Heidelberger Buchhändler an, – ebenfalls keine Erwiderung. Was will ich also machen! Feuerbach ist nicht dazu gemacht, sich einer solchen Besorgung ernstlich zu unterziehen, also bleibt mir nichts übrig, als in Geduld zu warten, bis sich eine Gelegenheit bietet. Selbst etwas schreiben – ja Liebste, wenn ich könnte! Sehen Sie; ich bin nicht dumm, das weiß ich schon, und habe manchmal leidliche Gedanken, aber sie sind, vielleicht durch den Druck meiner Verhältnisse, zu beschränkt geblieben für unsere Zeit. Ich habe keinen Grund und Boden, auf dem ich stehe, kein Verhältnis zur Welt. – Das Leben ist an mir vorübergegangen und hat mir nichts gelassen oder gegeben als mich selber, aller Beziehungen durch außen [bin ich] los und ledig.

In mir bin ich schon tief genug, um etwas schaffen zu können, auch dünkt mich zuweilen, daß ich ein Talent, wenigstens eine gewisse Leichtigkeit und Zierlichkeit habe, mich schriftlich auszudrücken, aber das ist nicht genug. Mein Verstand ist zu begrenzt für die Zeit, ich habe keine Übersicht, keine Einsicht der Geschichte, und was das Traurigste – keine Begeisterung, kein Feuer. Ich bin ein ganz persönliches Wesen, für einen geliebten Menschen will ich zehntausend Tode sterben, für eine Idee habe ich kein Herz. Das ist ein Mangel in meiner Natur, oder durch Verhältnisse erzeugt, ich weiß es nicht. Diese Beschränkung, deren ich mir selbst vollkommen klar bewußt bin, ist mein Unglück. Geist und Gemüt sind angelegt, etwas Tüchtiges zu schaffen, aber der innere Herd ist kalt und öd, es brennt kein Feuer, das die Kräfte zur Bewegung in Tätigkeit bringen könnte. Mein einziger Sporn ist eigen Unglück oder fremdes Leid, das macht mich energisch.

Nun können Sie sagen, „Schreiben Sie aus sich – es ist immer interessant, einen Menschensinn, der nicht zu den gemeinen gehört, in aller Wahrheit sich entfalten zu sehen.“ Das ist auch wahr, aber nun kömmt wieder ein Gefühl der Eitelkeit, des Stolzes und der Scham hinzu, da mich hindert. Ich habe nichts als mich – das ist wenig in den Augen der Welt. Um ohne äußern Anhaltspunkt etwas Bedeutendes aus mir selbst zu schaffen, dazu reicht meine Kraft und mein Talent nicht zu, und doch ist mir das wenige, was ich eben bin, wieder so heilig, es ist mein alles, ich habe sonst nichts als meine Gedanken und Empfindungen. – Soll ich die profanieren, ohne daß etwas dabei herauskommt, ohne daß jemand eigentlich sich daran erquicken kann, weil bei der höchst

erreichbaren, für mich erreichbaren Vollendung eben erst das liebe Ich, eine kränkliche lückenhafte Organisation desto mehr heraustreten muß. Ich habe ja nichts als Wahrheit –, keine Empfindung, keine Begeisterung, keine Phantasie, keinen poetischen Flug. Ich habe es schon versucht und dadurch einen Ekel vor mir selbst bekommen. Das ist alles, was ich über diese Sache sagen kann. – Auch bin ich gerade wegen dieser Angelegenheit nicht so weitläufig gewesen, sondern weil's mir überhaupt sehr lieb war, einmal ganz offen meine Gebrechen aufdecken zu können, und so aufrichtig zu sein, daß es, wie Ihre Landsmännin Rahel sagt, „eine Schande ist“. Nach all dem muß ich aber doch noch sagen, daß ich mich in schlaflosen Nächten mit ein paar Schwarzwälder Kindermärchen herumtrage. Aber welche Qual, daß ich alles poetisch empfinde und doch nichts erfinden kann. Wenn noch etwas draus wird, will ich sie dem kleinen Lorchen schenken. Geld, was ich so notwendig brauchte, kann ich doch nicht verdienen, und die Armut, mein größter Fluch, weil er mich demütig macht, bleibt doch an mir haften, oder vielmehr an den Meinigen, denn ich bin weder reich noch arm für mich selbst. Aber sorgen und sparen an jedem Pfennig und sich ewig in allen möglichen Lumpereien zurückgesetzt sehen, eben wegen einer Lumperei, das macht mich so dumm, daß ich mich selber ganz verliere.

Doch jetzt genug von diesen Dingen. Es drängt mich recht, Ihnen zu sagen, wie ich mich gefreut habe über all Ihre guten Nachrichten, den kleinen großen Mann, der schon so gestieft und gespornt in unsere arme Welt gesprungen ist, und daß es Ihnen gut geht, über Ihren Aufenthalt am Meer, und selbst über Ihre Reise nach Berlin, von der ich freilich aus Zeitungen mehr und Näheres erfuhr, als aus Ihrem letzten Brief. Ihr Paßkampf hat mich amüsiert, da alles glaublich ist, so war's anfangs ein Grund mit, daß ich Ihnen nicht nach Berlin schrieb, weil ich dachte, Sie könnten am Ende höflichst wieder zum Tore hinaus bekomplimentiert oder wenigstens mein Brief aufgemacht werden, was mir unangenehm gewesen wäre. Jedenfalls hätt[e] ich dann recht klein und undeutlich geschrieben, um ihnen einige Not zu machen. – Aber auch dazu konnt[e] ich nicht kommen. Es verging ein Tag nach dem andern – bis heute. Wenn ich alles schreibe, was mir alles im Kopfe steckt und erzählt sein will, so kriegen Sie ein ganzes Buch. Dieser Tage dacht[e] ich schon insgeheim daran, ob Sie wohl über Köln zurück sind, und ob Sie Zeit hatten, meinen Liebling zu sehen. Ach wie viel wäre mir das Wert. – Er war diesen Herbst zehn Wochen hier bei uns; darin ist für mich ein

ganzes Leben. – Seine Entwicklung ist geistig und körperlich herrlich vorgerückt, auch hat er große Fortschritte in seinem Studium gemacht, doch ängstigte mich ein kläglich, nämlich der Beginn des Feuerbachschen „seiner Laune nachgeben“ – sich mit melancholischen Stimmungen umhertragen, ohne rechte Willenskraft, tüchtig dreinzuschlagen, um die Nebel zu verjagen. Später, als ich ihn näher kannte, denn in einem Jahr muß man ein solch junges Naturkind immer wieder von neuem studieren, beruhigte ich mich darüber, weil ich fand, daß diese traurige Stimmung dennoch nur größtenteils von unserm häuslichen gedrückten Leben und so manchem Mangel an Bequemlichkeit oder einer kleinen Eleganz herrührten, an die er gewöhnt ist, und sie um desto schmerzlicher für uns in den hiesigen Verhältnissen vermißte. Die letzten Wochen seines Aufenthaltes hier waren ganz eigentümlich reizend. Es fiel ihm zum erstenmal ein, einen kleinen Roman zu spielen, und selbst noch völliges Kind, suchte er sich ein anderes Kind von vierzehn Jahren, nicht hübsch gerade, aber sehr lebhaft, originell, mit großen schwarzen Augen, die ganz verwundert in die Welt gucken. Sie erinnern sich vielleicht noch dunkel der kleinen Antonie Siebold, die aussieht wie eine Kreolin und scheu und flink wie ein Reh über Stock und Stein springt. Die beiden Kinder waren so reizend zusammen, so rührend unschuldig und lächerlich naiv, daß man kein lieblicheres Gedicht ersinnen könnte. Zum Glück war der etwas philisterhafte Herr von Siebold in Venedig bei den Naturforschern, und seine Frau, eine nachsichtige Mama, die zu meiner Verwunderung fein und nobel genug fühlte, um die Schönheit und Anmut dieses ganz duftig seinen Verhältnisses zu begreifen. Sie tat alles, was sie Anselm nur an den Augen absehen konnte, hätschelte, schmeichelte ihm auf alle Weise und half dadurch ihrem eignen Töchterchen aus aller Verlegenheit und Grübeleien. Wir waren drei Wochen lang – denken Sie, drei Wochen lang, fast täglich zusammen, und die Mamas ertrugen ihren Opferlammsberuf so geduldig, als hätten sie selbst ihre größte Freude daran, was freilich auch eigentlich der Fall war. Ich freute mich, weil ich Anselm täglich heiterer und blühender sah, das Bild der jugendlichen Kraft und Gesundheit, und Frau von Siebold ihrerseits was sehr eitel, daß das junge Ideal, wie sie ihn nannte, ihr Töchterchen auszeichnete; sie wußte nicht süße Namen genug für ihn zu ersinnen. So tanzten die Kinder zusammen, sprangen und rannten auf Spaziergängen über Hecken und Gräben, und des Abends wußte es Anselm geschickt zu berechnen, daß er die Kleine vorkriegte; dann führten sie

die naivsten Gespräche, die den Müttern zu Hause wiedererzählt wurden. Ein paarmal gab Frau Siebold in ihrem hübschen Saal kleine Tanzgesellschaften. Da führten die jungen Leuten Märchen auf. – Antonie machte die Prinzessin Dornröschen, die hundert Jahre am Spindeltisch schläft – Anselm war der Königssohn; der sah mit Federbaret und blankem Schwert wunderbar schön aus, und es war der kleinen Prinzessin nicht zu verdenken, daß sie gerne aufwachte und aus ihren rosa Gazeschleiern herausschlüpfte. Sie war auch so vergnügt, als wäre sie *keine* Prinzessin. Nachher nannte sie Anselm halb schelmisch graziös „Dornröschen“, darauf schafften sie das „Herr Feuerbach“ und „Fräulein Antonie“ ab, und zuletzt im Eifer und Wirrwarr des Spieles kam gar manchmal ein kindliches Du heraus. – Der Abschied wurde durch die Rückkehr des Papas etwas gestört, ging aber doch ganz lustig vonstatten, ohne alle Sentimentalitäten von beiden Seiten. – Ein Sträußchen, von Heidelberg gesendet, war die Schlußzeile dieses echten Frühlingsgedichtes. Anselm genoß die ganze Episode mit doppeltem Bewußtsein. Im Moment war er mit all seiner Lebenskraft glückliches ausgelassenes Kind, und zu Hause, dann mußte er selbst über sich lachen und fand seine Kinderei zugleich komisch und köstlich. Er konnte in einer Stunde die tiefsten Gespräche führen wie ein Mann, der nur von seinem Beruf erfüllt und begeistert ist, und dann in der nächsten vor dem Spiegel seine Charadenkostüme mit derselben Wichtigkeit probieren. Heine in Germesheim (Ihr lieber Mann kennt ihn) beurteilte ihn auch so. – Er schrieb mir: „Er habe Anselm nach verschiedenen Seiten hin genau beobachtet und in ihm eine ganz neue und bedeutende Erscheinung gefunden. Ein kindliches Herz bei der Gereiftheit und Klarheit eines Mannes, eine Künstlernatur vom echten und reinsten Schlag, und den wunderbarsten Reiz im Äußern und Benehmen.“ Ich wollte, Sie hätten das alles mit angesehen, es hätte Ihnen Freude gemacht, und auch die Kleine, die zuletzt nichts mehr wünschte, als über's Jahr ein Knabe zu sein, damit sie Anselms Freund werden könnte, was doch viel hübscher sei, wäre Ihnen selbst lieb geworden. –

Bis Heidelberg habe ich Anselm begleitet. Da war mir's recht eigen. Ich wohnte drei Tage lang bei Welckers, und der schöne Neckar, über den sich abends im Mondschein die Bergschatten so zärtlich warm hereinlegen, und das schöne Schloß machten mich wehmütig. – Es ist doch noch eine Luft, die man atmen kann – ich war nicht vergnügt in Heidelberg, aber ich lebte doch –. Bei Kapp's war ich viel; sie sind fürstlich eingerichtet in ihrem

Waldhörnchen. Herr Kapp sieht etwas kummervoll aus, und hält schöne fließende Reden von der Hohenstaufer Schwerterklang, von Kettengeklirr und Rom. Abends im Mondenschein, nachts um 10 ½ Uhr oben am Philosophenweg geriet er über Anselm in Begeisterung, und gestikulierte im gelben Ranking ... und schwarzen Samttalar: „Kolossale Natur! Die Idee der Schönheit personifiziert, der Geist des Hauses Feuerbach! – Ein griechischer Apoll ins Leben getreten!“ Ich mußte lachen, denn seine Begeisterung kommt mir immer wie der Superlativ am unrechten Orte vor, aber doch – wie wärmt einem selbst ein so warmes und ehrliches Herz! Er war so lieb gegen uns. Frau Kapp war auch sehr gut mit mir, aber Gott, was hat die Frau alles zu tun, und wie bewundert sie ihre eigne großartige Tätigkeit. Sie leistet Unglaubliches, glaube ich, aber es ist so betrübt, daß man sie gar nicht genießen kann; ich muß mich immer halb fürchten vor ihrem Hausszepter. – Der junge August hat mir außerordentlich gefallen; das muß ein lieber tiefer Mensch sein. Mit Johanna endlich habe ich herzliche Freundschaft geschlossen. Sie kam mir auch so traurig vor, so – wie soll ich mich ausdrücken – so weich und tief und dunkel, noch viel mehr als ich – ich fürchte, sie leidet viel, und wir waren sehr innig zusammen. Wir sprachen auch viel von Bertha und Lorch, für das Johanna sehr zu sorgen scheint. Sie sagte, Bertha sei so unglücklich, daß nur der Tod noch hinzukommen könnte, um sie es noch mehr zu machen. Aber auch hier wie in Berthas Briefen sind alles nur dunkle Andeutungen, aus denen ich auf keinen festen Grund und Boden schließen kann. Sie hat vor, glaube ich, nächstes Frühjahr zu uns zu kommen, damit das liebe kleine Wesen Musikunterricht bekommt. – Von Ludwig hört[e] ich gar nichts; es scheint, daß er auch mit Kapps in keiner Verbindung steht. – Von Ihnen sprach ich auch viel mit Johanna. Sie hat Sie sehr lieb, und es gab ein harmonisches Duo. Ich weiß nicht, ob ich recht habe, ich fand an Johanna fortwährend einen gewissen sentimental Anstrich, der mir auch nicht ganz gesund scheint. Ich fürchte, daß die geistige Übertreibung des Vaters auf ihr Gemüt übergegangen ist, und daß sie daran zugrunde gehen muß. Vielleicht aber habe ich sie nur von *einer* Seite kennen lernen [können] in diesen drei Tagen, und es ist ein Gegengewicht vorhanden, das mir verborgen blieb. – Hoffmann von Fallersleben, von dem mein Töchterchen im Frühjahr ganz entzückt und enthusiastisch war, habe ich auch gesehen, aber er hat mir unglücklicherweise furchtbar mißfallen. Ich will dadurch seiner Innerlichkeit nicht zu nahe treten, aber seine persönliche

Erscheinung hat mir einen widerwärtigen Eindruck gemacht. Zottig, schmutzig, eine Studentenkappe auf den Kopf gestülpt, die Tabakspfeife im Mund, voll langweiliger alter Anekdoten, die er erzählt, als seien sie ihm passiert, dabei einen höhnischen Mund, der im ganzen Gesicht herumfuhr. – –

Ich glaube, wir haben uns beide furchtbar mißfallen, denn Frau Kapp setzte mich neben ihn, und mich verkrüppelte seine Art und Weise so, daß ich während des Essens kein Wort sprechen konnte. Er soll zartfühlend, geistreich sein, und ein kindliches Gemüt haben; davon konnt[e] ich selbigen Tags allerdings nichts merken. Freilich war es auch bald nach der Mannheimer Ausweisungsgeschichte, und es ist möglich, daß eine gezwungene rohe Lustigkeit nur den Grimm und Schmerz eines kranken und verwundeten Gemüts zudecken sollten. Die ganze Zeit, seit ich von ihm schreibe, quälen mich noch zwei Worte, die ich eigentlich nicht schreiben wollte, weil ich es gewissenlos und häßlich finde, so hart über einen Menschen zu sprechen, über den man bei näherer Bekanntschaft vielleicht ganz anders urteilen würde, aber es läßt mir keine Ruhe – burschikos, schmarotzerhaft! So jetzt bin ich ruhig. Die arme Emilie alteriert sich förmlich, – sie hat niedliche Sträußchen im Album, die er mit seinen dicken Fingern selbst ganz rührend gepflückt – ich kann das alles nicht zusammenreimen. Emilie war auch dieses Jahr so glücklich in Heidelberg, daß ihr vom Menschen bis zu Gras und Stein alles idealisiert vorkam. Das arme Kind taugt eben gar nicht in unser trübes Leben. Denn so sehr ich mich zusammennehme, bin ich eben doch auch zu Hause sehr matt und tot, und dann sind wir auch wieder so sehr verschieden, daß wir uns nur gelten lassen, aber doch nicht im tiefsten Innern verstehen können. Sie flattert sich ab, wie ein Vöglein im Käfig, und ich kann doch nicht helfen. Freilich bezweifle ich auch, ob bei völliger Ungebundenheit etwas Kluges herauskäme. Emilie hat zu viel Ähnlichkeit mit ihrer ältesten Tante, der unglücklichen Helene von Dobeneck – und obschon sie ganz ins andere Extrem reichen würde, könnten doch die moralischen Folgen dieselben sein. – Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben habe, daß meine Schwägerin Helene in der Schweiz katholisch geworden ist, und ins Kloster gehen will. Die Mutter und die Brüder, auch mein Mann weiß noch kein Wort davon. Mich wunderte es gar nicht; von der Neigung zur Schauspielerin ohne Talent kann man auch Nonne ohne Talent werden. Die Frage ist nur, wie lange die Herrlichkeit dauert.

Ach – der November ist so schön, so blau, frisch und glänzend, wie schade, daß man, wenn man zu sagen hat, noch betrübter wird, bei aller Herrlichkeit der Natur. Sie sagen so freundlich, Sie dächten an uns, wie an kranke Freunde, nicht wie an unheilbar verlorene. Für mich können Sie recht haben, denn ich bin auch viel besser und kräftiger; wie das gekommen ist, weiß ich selbst nicht. Aber mein armer Mann? Ach, dem ist nicht zu helfen. –

Während ich schreibe, steht Emilie neben mir und mißt und rechnet, um aus einem alten Ballkleid ein neues zu machen. Das gute Kind tanzt so gerne, und ich mache ihr auch die Freude, so oft ich kann. Sie ist ganz niedlich geworden, und Anselm hat auch ein recht liebliches Porträt gemalt, mit idealer Haaranordnung in blauem Atlas. Das Ganze nahm sich wunderhübsch aus. Emilie hat viel Geist und einen sehr feinen gespitzten Humor. Sie könnte reizend und interessant sein, wenn sie freieren Spielraum hätte. Gegen mich ist sie sehr lieb und gut, und hat auch manchmal ein bißchen mit mir auszuhalten, wenn meine eigene Laune in Dissonanzen gestimmt ist, doch kommen auch Zeiten, wo das Blättchen sich wendet. Frühjahr will ich sie wieder nach Heidelberg lassen; da erlebt sie in Welckers Garten unter den Blüten ungeheure Dinge, und alle Märchen werden wahr, weil sie selbst eines ist – phantastisch aber lieblich, solange alles nach ihrem Köpfchen geht. Ist das nicht, da hebt sie es ganz vornehm und zuckt so etwas *dédaigneuse* [Übersetzung] von oben herab – wogegen Anselm bei solchen Veranlassungen flucht und stampft. Die Kinder machen mir doch so viele Freude, und ich will meinen Brief mit diesem Gefühl schließen und nicht undankbar sein. Ich hoffe, daß, je älter sie werden, desto mehr verjünge ich mich durch sie, bis wir vielleicht einmal noch auf ebenen Grund und Boden zusammenkommen. Es ist so was Köstliches um eine solche frische urkräftige Jugend; ich wollte, ich könnte recht wachen und sorgen, daß er Blütenstaub nicht zu bald von den Flügeln gewischt wird. Ich sehe jeden Tag mehr ein, wie dumm ich früher war, daß ich eigentlich gar keinen Begriff hatte, wie schön es ist zu leben. Erst durch die Kinder erfahre und begreife ich es.

So bin ich nun zu Ende! Denn einen neuen Bogen fange ich nicht mehr an, der Brief soll auf die Post, und ich will in der Liedertafel ein Stück des Mendelssohnschen Elias probieren hören. Ach – der Todesfall hat mich auch tief ergriffen. Wenn solche Menschen so früh sterben, schämt man sich ordentlich seiner eigenen unbedeutenden Existenz. Ich habe ihn vorigen und

diesen Sommer hier gesehen, und vergesse den Blick dieser tiefen, reinen Geistuellenden und -strömenden Augen niemals. Ihr Mann hat auch solche Geistaugen, aber sie sind noch tiefer, menschlicher, nicht nur künstlerisch. Behalten Sie mich beide lieb. Feuerbach und Emilie grüßen innigst.

Von ganzem Herzen Ihre
Henriette F[euernbach]

Z 17

Henriette Feuerbach an Sophie Heydenreich

25. Mai 1848

25. Mai [1848]

Du wirst mich für undankbar halten, daß ich Dir auf Deinen lieben freundlichen Brief, der mir so wohlgetan hat, noch nicht antwortete. Die Sache ist aber, daß ich gerne eine Entscheidung abwarten wollte und dann hätte ich Euch auch nur ganz huddig schreiben können, denn bei mir war es die Zeit so unruhig, daß man nicht zu sich selbst, geschweige zu andern mit gesammelten Gedanken kommen konnte. Ich danke Euch mit so aufrichtigem warmem Herzen für Eure Liebe als Ihr uns entgegen gekommen seid. Zu solchen Zeiten fühlt man wieder recht, wem man eigentlich in der Seele zugehört und alle äußerlichen Bande fallen wie Lumpen ab. Für jetzt kommen wir nicht gleich, aber gegen den Herbst zu oder im Herbst hoffe wenigstens ich gewiß zu kommen und auch die Meinigen auf kürzere Zeit. Unser Plan ist jetzt so: Anselm ist krank und kann nicht lesen, so hält uns nichts hier. Unsere Wohnung ist gekündigt, meiner Köchin aufgesagt. Wir wollen zu Anselms Erholung auf einige Monate nach Baden-Baden, wo es sehr wohlfeil und ruhig ist, dann, wenn A[nselm] sich vielleicht wieder etwas beschäftigen kann, will A[nselm] für einige Zeit allein nach Heidelberg, währenddem könnte ich mit Emilie zu Euch. Unterdessen kommt der Winter und wir wollen sehen, wie die Verhältnisse sich gestalten. Mir ist es wie eine Unmöglichkeit, daß A[nselm] wird Vorlesung halten können, und am Ende wird es auch so kommen, daß niemand welche hört – in einem Mansardenquartierchen hebe ich meine Möbel auf. So

stehen bis jetzt die Sachen, ob noch eine Veränderung in dem Plane eintritt oder nicht, weiß der Himmel, denn jeder Tag bringt etwas Neues und bei der Reizbarkeit und Angegriffenheit meines Mannes ist auch auf nichts zu rechnen. Deine Prophezeiung wird sicher eintreffen, sie hat die Einfachheit der Wirklichkeit und Wahrheit für sich – nur muß die unglückselige letzte Freiburger Geschichte wieder die Tour durch Deutschland machen, und der Reaktion alle verlorenen Waffen wieder in die Hände zurückgeben. Ob unsere Kinder die Früchte der jetzigen Zeit ernten? ich will's hoffen, für uns Alten wird wohl nach einem mühseligen und erbärmlichen Morgen und Mittag ein kampfreicher Abend folgen. Wer's glücklich durchmacht, dem mag's vielleicht zugute kommen. Anselm glaubt nicht an eine *junge* Zeit, er glaubt an die letzte Krankheit des altersschwachen Europa. Doch er sieht alles *nur* von der schwarzen Seite. Doch genug. Ich will noch ein wenig erzählen von unserer bunten Wirtschaft seit Ostern. Über die Katastrophe selbst ist eigentlich nicht viel zu sagen, sie ist in Zeitungen durch und durch gedroschen, einzelnes, was nur der Augenzeuge mitnimmt, läßt sich auch nachher noch repetieren. Wir sahen auch eigentlich nur die großartige Seite der Sache, nicht die ekelhafte. Von der Stadt waren wir drei Tage abgeschlossen, nur durch die hinteren Fenster hörten wir drin heulen und schreien und Sturmläuten. Die Freischärler waren wie im Rausch. Am Ostersonntag morgens begannen die Feindseligkeiten an der Dreisambrücke vor unserm Haus. Die Arbeiter wollten aus der Stadt Hecker zu Hilfe, den sie ein paar Stunden entfernt glaubten. Die Hessen hatten auf der anderen Seite die Brücke besetzt und ließen sie nicht durch – die Sensenmänner sahen scheußlich aus. Endlich zogen sie nach langem Parlamentieren zurück, indem sie Schildwachen an der Brücke ließen und verbarrikadierten die Stadt. Um vier nachmittags sollte die Stadt von unserer Brücke aus beschossen werden, die Kanonen rasselten an, Infanterie, Kavallerie rückten nach, da schossen die zwei Brückenschildwachen der Freischaren, zwei junge Turnerbüschchen, ihre Flinten ab, und in dem Augenblick schrie alles: Hecker kommt! – und stob auseinander. Aus dem Günthersthaler Wald sah man eine lange schwarze Kolonne herankommen, mit vier Kanonen und einem berittenen Anführer an der Spitze. Das Militär wogte in einem Knäuel an der Brücke durcheinander, ein Augenblick genügte, um den Angriff von der Stadt gegen die Freischaren zu richten. Pelotonfeuer krachte, Kanonen donnerten, die Freischaren sausten bis zu unserm Haus. Das alles geschah in

der Hälfte der Zeit, als ich es erzähle kann. Die hessische Infanterie warf sich in vollem Lauf und mit lautem Hurrageschrei gegen den Wald zu, die Freischaren verschwanden drin und zogen sich nach zwei verschiedenen Richtungen in die Höhe, badische Dragoner besetzten die Eingänge, und nun blitzte und krachte es aus meinem schönen grünsamtnen Wald heraus, ach – das war traurig! Tote und Verwundete wurden herausgetragen, auf der Brücke standen noch immer Kartätschen gegen die Stadt gerichtet, damit die drinnen nicht herauskonnten, sie tobten wie gefangene wilde Tiere, und auf dem Münster stürmte es in einem fort. Das Gefecht dauerte bis 8 Uhr, dann wurde das Schießen seltener und schwieg endlich. Die Hessen kamen mit ziemlich gelichteten Reihen zurück. Einen Dragoner trugen sie vor unserm Haus vorbei, der war mit seinem Mantel zugedeckt, so steif und starr wie Eisen, sein Pferd ging traurig mit. Man war ganz dumm geworden vor Schrecken und Überraschungen, denn kein Mensch dachte an einen Angriff von außen, außer die Turner, die eine Verbindung unterhielten mit denen außen und an diesem Tag das Zusammentreffen mit den deutschen Arbeitern ausgemacht hatten, wozu die bewaffnete Volksversammlung das Signal war, Heckers und Struves Niederlagen gaben sie ihren Leuten als fingiert an.

Den andern Morgen war es trübes Wetter, ich öffnete die Läden um 6 Uhr. Alles leer, kein Soldat, keine Kanonen, keine Schildwache. Der Wald so still und geheimnisvoll, alles heimtückisch öde, nur der Staub wirbelte im Sturm auf der Straße. Um 9 Uhr hieß es, die Nassauer kommen mit der Eisenbahn – plötzlich drei Kanonenschläge vom Bahnhof, kleine Gewehrfeuer, Pelotonsalven, endlich regelmäßiger Kanonendonner. – Ich machte geschwind die Läden zu, da jagte in blanker Karriere die hessische reitende Artillerie auf unsere Brücke zu, ich, kaum vom Fenster weg, rufe die Meinigen, da kracht es, die Kartätschen platzen. Wir gingen in den Keller, das Bombardement dauerte 1 ½ Stunden, dann drang das Militär in breiten geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel im Sturmschritt mit gefällttem Bajonett in die Stadt. Wer auf der Straße war, wurde gefangen oder niedergemacht, wer an den Fenstern sich zeigte, erschossen. Die Freischärler hatten vorher die Hessen in Furcht gejagt, sie warteten auf kochendes Pech und einen völligen Straßenkampf. Nachher kamen die Arrestationen, das war greulich. Ich war nachmittags in der Stadt, sie glich einem Feldlager; 5[000]–6000 Mann Hessen, Nassauer, Württemberger, Badenser, biwakierten in den Straßen, die Häuser zerschossen, überblasse, blutende Gebundene

inmitten eines Trupps Soldaten mit geschwungenen Säbeln. Das dauerte vier Tage; aus den Kellern herauf, zu den Fenstern heraus wurden sie gezogen. Alle Häuser durchsucht. Dann kam die Einquartierung. Wir hatten zuerst sieben Mann Hessen, die waren aber sehr ordentlich und zuletzt wirklich anhänglich, dann vier, dann zwei und jetzt noch zwei widerwärtige Württemberger Tambours. Allein waren wir noch nicht seit Ostern. Mitten zu meinen sieben hinein kam Anselm, der indessen den Heidelberger „Putsch“ mit durchgemacht hatte. Vier Tage darauf Karl Roux aus Heidelberg, sein Freund, zwei Tage darauf, eine Stunde nach Eintreffen Deines Briefes, Ludwig, der nebst Roux elf Tage hier war. Recht lieb und zutraulich. Leider war Feuerbach sehr angegriffen, die andern drei aber waren sehr vergnügt miteinander und stiegen lustig in den Bergen herum. Zuerst ging Roux, dann Ludwig, gestern ist denn auch Anselm nach München abgereist. Wie öde und still es nun bei uns ist, kann ich noch kaum recht fassen, und mein erstes Geschäft ist, Euch zu schreiben. Nehmt mein bisheriges Stillschweigen auf Rechnung dieses bewegten Lebens. Ich hatte nicht Hände, Kopf und vor allem leider nicht Beutel genug, um alle die hungrigen Mägen zu versorgen. Unser Haus war wie eine Kaserne. Jetzt ist Ruhe und Sparen nötig, deswegen wollen wir uns ganz klein zusammenziehen.

Z 18

Friedrich Kapp an Ida Kapp

12. Juni 1848

Übermorgen treten in Frankfurt sämtliche deutsche Demokraten zusammen; es ist dies ein um so prächtigeres Ereignis, als das Pralament, ein lächerliches Monstrum ist. Freiligrath, Herzberg ... Marx, Anneke u. A. Sind heute schon [von Köln aus] herauf; ich bin auch von Frankfurt selbst als Deputierter gewählt; wie ich gestern höre, auch von Hamm; Julius Fröbel oder Ludwig Feuerbach sollen Präsident werden.

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

3. Januar 1849

Heidelberg, 3. Januar 1849

Liebe teure Emma!

Dein Brief kam mir wie ein rechtes Christkind mit goldenen Flügelchen ins Zimmer geflogen. Ich wußte wohl, daß Du mich nicht vergessen hattest, aber was hilft das bloße Bewußtsein in so weiter Ferne und über eine solche Kluft hinüber, wie die Zeit, die zwischen unserm Wiedersehen und dem jetzigen Moment liegt. – Mir ist, als wären Jahrzehnte da drunter im Abrund des alten Jahres begraben, und aller Hoffnung bar und ledig trete ich wie Du in das neue Leben hinüber. – Das Ideal, nach dem man einen Moment mit freudreicher Ahnung aufschaute, liegt als Zerrbild und Trunkenbold mit Kot besudelt am Boden. Freunde und Feinde haben es so zugerichtet, was ist da zu hoffen. – Euch habe ich unbeschreiblich bejammert in diese unseligen Winkelgeschichten verwickelt zu sehen, wo am Ende ein augenblicklicher Dusel von Freiheit und Champagner und etwas aufsehenliebende Eitelkeit die Haupttriebfedern waren. – Es kommt mir vor, wie wenn's mit der Idee der Freiheit ging, wie mit dem Schönheitsideal der Alten; die Menge begreift es nicht, und die wenigen, die es in seiner ganzen Harmonie verstehen und würdigen, können es eben doch nicht nachahmen oder vielmehr erreichen. – Wie oft habe ich an Dein Wort gedacht: „Sie verstehen die Revolution von 1848 nicht, diese Menschen.“ – Und was ist jetzt auch in Frankreich die Revolution von 48 geworden! –

Laß mich schweigen von all diesen Geschichten. Am Ende ist mein armer kranker Mann doch ein Prophet, der sagt, es sind die letzten Zuckungen des alterschwachen Europa. Für mich ist das alles noch leichter zu tragen, da ich überhaupt nicht auf politischem Boden wurzle, und doch habe ich tiefe Schmerzen gelitten und leide noch. Ich habe von Anfang des März nicht einen Moment festen Fuß fassen können in meinem Bewußtsein; das, was ich ahnte und wollte, das lebte eben nur in einem weit von der Wirklichkeit entfernten Bild. Und jetzt suche ich selbst die Gedanken davon zurückzuziehen. – Eine stille Insel, sag' ich, mit blauem Himmel und Orangenwäldern, und dann adie Welt! – Doch das sind Träume! –

Ich freue mich daß Deine Liebe Dir nach so vielen Stürmen, Kämpfen und Verlusten einen neuen Schatz bringt, der Dich der Schmerzen viele vergessen lassen wird. Wir selbst und die, die uns angehören mit Leib und Seele, sind doch am Ende das einzige, auf das wir rechnen dürfen als Lebensgut und Eigentum. Wir können einander auch in dieser Richtung aufführen, nicht? Doch was braucht es der Worte! –

Warum ich Dir im alten Jahr nicht mehr schrieb, war bloß Unwohlseins wegen. Ich bin überhaupt diesen Herbst sehr krank gewesen, doch das gehört in die Erzählung. Feuerbach war auf einen furchtbaren Grad geistigen und körperlichen Leidens herabgekommen, so verließen wir Freiburg Ende Juni, um den Sommer in Baden-Baden zuzubringen. Dort war's gräßlich – die herrliche Natur und unser tiefes Elend, das Gewühl der Menschen und unsere Einsamkeit. Solche grausame Kontraste, wie sie nur die bitterste Ironie des Schicksals hervorbringen kann. Von da reisten wir nach Heidelberg, wo ich für meinen Mann ein kleines Quartier suchte, Emilie blieb bei Rouxs, ich ging zu meinen Verwandten nach Ansbach, fast in der sicheren Überzeugung und einer tiefen Sehnsucht, mich in die heimatliche Erde für immer zu legen. So war es aber nicht gemeint. Ich bekam eine sehr heftige und gefährliche Hirnhautentzündung, von der mich mein guter Bruder durch die allersorgsamste Behandlung und Pflege in drei Wochen wieder aufbrachte. Nach acht glücklichen Ruhewochen kam ich Anfang November hierher zurück, um unsern nach langen Kämpfen von mir fast gewaltsam durchgesetzten Winteraufenthalt hier einzurichten, eine kurze Zeit nach Freiburg, um dort alles für unsere Abwesenheit zu ordnen, machte mich auf's neue unwohl, doch nur unbedeutend. Feuerbach geht es körperlich besser, geistig aber gar nicht, und es ist eine große Frage, ob er im Frühjahr sein Amt wieder aufnehmen können. Bis jetzt hatte er Urlaub – Ostern ist jedoch der letzte Termin.

Wir sind sehr gerne hier, besonders Emilie und auch ich. Wir haben eine niedliche warme Wohnung und leben sehr wohlfeil im Verhältnis. Die gemütliche Familie Roux ist mir sehr wohlthätig.

Ludwig ist hier, Vorlesungen haltend, nach langem Hin- und Herziehen, dem Inhalt nach interessant, wie natürlich, der Form nach zerrissen und nicht gut vorgetragen. Er selbst in hohem Grade verstimmt und verschlossen, und ein Zusammensein mit ihm sehr unerquicklich. Auch sein Äußeres hat sich verändert – ein roter struppiger Republikanerbart zerstört den Adel und die Feinheit seiner Züge, und läßt ihn äußerlich mehr einer gewissen

Kaste angehörend erscheinen, was ich an seinem so hochstehenden Geist gar nicht liebe, denn am Ende ist die Gemeinheit überall im Troß, rechts oder links. Darin bin ich durch und durch aristokratisch, und kann nicht anders.

Unser kleiner Maler gerät nach und nach etwas in die Flegeljahre und scheint ein wenig rücksichtslos und geldverachtend sich zu gerieren, wogegen sich am Ende nichts sagen läßt, wenn nur ein großes Kinderbild von henh lebensgroßen nackten Figuren, an welchem er arbeite, bis zum Frühjahr glücklich und gut ans Licht kommt. Auch plagt ihn nebenbei die Poesie sehr, und die geduldige Mama erhält monatlich ganze Bücher geduldiges Papier mit Versen beschrieben, worunter manches wirklich Gute steckt und alles nur so ganz roh und ungekünstelt vom Herzen in die Feder geströmt ist. Emilie ist ganz lieb und fleißig helfend diesen Winter, dabei phantasiert sie sich in geistreich poetischen Spielen über die Lebensoberfläche weg. – Der Himmel gebe, daß nicht plötzlich ein Moment eintreten möge, wo der Ernst ihr wie ein Gespenst nahetritt, in dem sie zu Tode erschrickt. Mir ist ein Wesen wie Emilie eine wirklich rätselhafte Erscheinung; sie hat sich selbst eine Wolke gewoben, in der sie ganz warm sitzt und wohlgemut von Tag zu Tag und Jahr zu Jahr schifft. Bei mir ist leider alles Wahrheit, nackte Wirklichkeit, alles zackig und felsenhart, doch kommt zuzeiten freundlich-grünes Moos und kleine Blumen zum Vorschein, die die scharfen Kanten mild umkleiden; das ist nun so meine Weise.

In Ansbach habe ich fleißig musiziert, ein Schüler von Thalberg hat mir viel geholfen, und ich lernte ungeheuer für die kurze Zeit. Das ist nun auch so ein Moosklümpchen, das in der Felsenspalte steckt.

Wie gern möcht' ich Dir mehr schreiben, aber mein Kopf ist von der Krankheit noch schwach. So nimm denn mit meinem gesunden Herzen vorlieb. Grüße Deinen Georg tausendmal

Deine treue
Henriette

Z 20

Gottfried Keller an Hermann Hettner

17. Februar 1851

Berlin, 17. Februar 1851

Lieber Freund!

Ein heimwärtsfahrender Student wird von mir benutzt, Ihnen nur einen flüchtigen Gruß zukommen zu lassen und die Stockungen unseres Verkehrs ein bißchen zu heben.

Vor allem aus muß ich Sie beglückwünschen zu Ihrer Berufung nach Jena, welche ich aus einem Ihrer Briefe an Bachmayr ersehen habe. Zu Ostern werden wir also ein Stück näher gerückt sein! Dann danke ich Ihnen herzlich für Ihren so sehr eleganten und galanten Brief in den „Blättern für literarische Unterhaltung“. Er hat mir große Freude gemacht, und ich kann nur im allgemeinen sagen, daß ich alles wahr und schön gefunden habe. Eine speziellere Beantwortung ward mir leider unmöglich, da ich den Aufsatz nicht zum zweitenmal mit Muße lesen konnte, indem jene Nummer alsobald aus den Lesekabinetten verschwand und seither nicht erhältlich war. Aus dem gleichen Grunde habe ich auch Ihren Aufsatz über Hebbel, von welchem ich gehört, bis jetzt noch *gar nicht* zu Gesicht bekommen. Denn es ist in dieser Stadt der Intelligenz ungeheuer schwierig, etwas dergleichen zu erhalten, wenn man nicht am ersten Tage des Erscheinens glücklicher Weise dazu kommt.

Von Bachmayr weiß ich nichts. Ich habe ihn ein wenig im Verdachte, daß er sich nicht allzusehr um jemand kümmert, wenn man gerade nichts zu seiner dramatischen Karriere beitragen kann, welche er mit allzu großer Subjektivität verfolgt. Doch wünschte ich sein Stück recht bald mit Bedacht lesen zu können, da ich es nur einmal schnell vorlesen hörte. Indessen hat er mir Stellen aus andern Stücken rezitiert, auch habe ich ein Lustspiel gelesen, und alles zeugte vom gleichen großen Talente. Dieses ist um so beachtenswerter, als es fast ausschließlich spezifisch dramatischen Charakters ist und nicht etwa eine allgemeine halbpoetische Stimmung. Es tut mir nur leid, daß er wieder in das verfluchte Wien zurück mußte, wo die Leute gar nichts von der Welt wissen. Er ist noch so konfus, daß es notwendig seinen Arbeiten die rechte Klarheit und Bewußtsein etwas rauben muß. Er glaubt blind an Gervinus und Gagern, ist religiös, pantheistisch, demokratisch und konstitutionell, alles durcheinander. Da er nun noch dazu ein gewaltsamer und geräuschvoller, fast aufdringlicher Mensch ist, so fürchte ich, daß dies seltsame Wesen ihm in seinen Angelegenheiten fast mehr schadet als die Charakterlosigkeit und Dummheit der Theatertyrannen. Er hat in seinem Wien eben nicht Gelegenheit gehabt, sich zu kultivieren, da die Kerle dort alle selbst Quer- oder Dummköpfe sind; um so

mehr bedaure ich, daß er wieder hinverschlagen wurde. Ich selbst kam indessen gut mit ihm aus, da ich den edlen Kern von diesen äußern Zufälligkeiten zu unterscheiden wußte, und habe ihn recht lieb gewonnen.

Bei Fanny Lewald bin ich erst vor etwa zehn Tagen gewesen; sie gefiel mir gut und war sehr freundlich, so daß ich nun öfter hingehen werde. Sie ist eine wunderliche Person, und es klang mir gar seltsam, als sie erzählte, sie hätte Sie bei ihrem Freunde, dem Großherzog von Weimar, angelegentlich empfohlen als Jenenser Untertan.

Ich werde mich alsgemach hinter die hiesigen Theaterverhältnisse machen und sehen, ob ich mehr Glück finde als Bachmayr Gerechtigkeit.

Von meinen Produkten schreibe ich Ihnen kein Wort mehr, als bis Sie dieselben in den Händen haben.

Wenn Sie mir gelegentlich schreiben, so berichten Sie mir um Gottes willen, was die Herren in Heidelberg nun für Gesichter machen und ob sie sich noch nicht schämen?

Ich habe im Herbste gelesen, daß Hagen nach Zürich verreist sei, weiß aber nicht, ob infolge einer endlichen Berufung, da ich seit Jahr und Tag keine Nachrichten aus Zürich habe, weil ich auch nicht hinschrieb.

Wollen Sie mich wohl Ihrer verehrten Frau Professorin recht herzlich empfehlen sowie Ihrem hoffentlich muntern Elisabethchen. Auch Herrn Moleschott bitte ich zu grüßen. Ich habe mit Vergnügen Feuerbachs Aufsatz über sein Buch gelesen, dagegen mit Ärger seine neuliche Ausweisung aus Leipzig, doch hinwieder mit Vergnügen, daß er dort seine Heidelberger Vorlesungen drucken läßt. – Die Berliner Theatermenschen werden bald toll vor Dummheit. Sie bringen eine erbärmlichere Novität nach der andern auf die Bühne. Doch befinde ich mich noch immer vortrefflich bei Shakespeare und Weißbier! Ich wohne noch immer Mohrenstraße 6 und bin

Ihr ergebenster
Gottfr[ried] Keller

29. August 1851

Berlin, 29. August 1851

Soeben, liebster Hettner, empfangen ich Ihre Zeilen, welche mich bei ähnlichen Gedanken, die ich seit einigen Tagen über unsere Verbindung hegte, betrafen. Also einstweilen die Nachricht, daß ich allerdings noch in Berlin bin, und zwar immer in der alten Wohnung, und auch hierselbst verbleiben werde bis zum Spätherbste, da ich endlich hier, schon im Begriffe, mich davonzumachen, noch gute neue Freunde und Bekannte gefunden und mich entschlossen habe, in Berlin den Grundstein zu meiner restaurierten poetischen Karriere zu legen.

Aus verschiedenen Rücksichten ist es mir unmöglich, Ihrem lockenden Vorschlage einer Thüringerreise zu entsprechen, hauptsächlich verhindert mich die Arbeit. Ich habe unerwartet einen Seitenpfad, einen bedeckten Schleichweg in die Flanken des jetzigen Theaterintendanten gefunden, mit Umgehung des furchtbaren Röscherschen Vorwerkes, und werde den guten Mann mit einem soeben fabriziert werdenden Lustspiele überfallen. Wenn alles gut geht, so kehre ich im Winter, nach einem Besuch in der Schweiz, wieder hierher zurück und suche mich dann, zu vermehrter Übung, einigermaßen am Theater festzusetzen, wo sich für unsern Bachmayr dann vielleicht auch etwas tun läßt. Ich habe mit Vergnügen Ihren Aufsatz gelesen. Schon längst habe ich auch einen in petto, weiß aber nicht wohin damit, da mir alle die Notabilitäten der Blätter gleichgiltig oder feindlich scheinen. Zudem kann ich meinen Namen nicht darunter schreiben, da ich, selbst bald mit mehreren Produkten hervortretend, nicht vorher als herausfordernder Rezensent auftreten mag und kann.

Diesen Herbst soll es mit mir endlich vorwärtsgehen, ich kann fast nicht mehr atmen in der alten, verdorbenen Atmosphäre der Vergangenheit und freue mich auf ein wohlgemutes, rasches und anspruchsloses Produzieren von Lust-, Trauer- und allen möglichen Spielen; denn es ist meine Überzeugung, daß man nur durch harmlose und *nichtgrüblerische* Arbeit, mit welcher man nicht den Himmel stürmen will, endlich zu etwas Gesundem und Glücklichem gelangt.

Ich habe seither die „Judith“ von Hebbel gesehen von seiner Frau (ich glaube, ich saß im Parkett neben ihm, wenn mich nicht einige Zeichen und Symptome trügen), und es machte mir großen Eindruck. Es ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens soviel ich darunter verstand; dies Ringen der Vorweltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein ganz gewaltiges und tiefes Stück, wenigstens soviel ich darunter berstand; dies Ringen der Vorweltmenschen mit den Göttern und dem Gotte, die sie in ihrer Naturwüchsigkeit sich geschaffen, ist ein majestätisches Schauspiel. Ich dachte fortwährend an Feuerbach und wie der einfache und klare Gedanke, dessen allseitige Ausführung seine Lebensaufgabe ist, sich so schön bewährt, daß man ihn überall anwenden kann, in der Kirche wie im Theater und auf dem Markte, im sprüchebeschriebenen Mausoleum der Berliner-Könige wie in ihrer Schloßkirche und auf dem Perron der Bahnhöfe, wo Friedrich Wilhelm seine Reden hält.

Ich lebe jetzt in einem angenehmen Kreise einiger geistreichen Leute, einiger Kaufleute, Beamte und Privatgelehrte, ruhige und solide Männer von freier Gesinnung, obgleich sie nicht mit einer Partei gehen.

Die Hauptbekanntschaft ist jedoch der Dichter Scherenberg, welcher das Epos „Waterloo“ gemacht hat und nun ein großes Epos über Friedrich den Großen macht. Er ist ein ganzer und voller Dichter, fast fünfzig Jahr alt, aber von jungem Herzen. Er hat sich nach vielen Schicksalen erst jetzt Bahn gebrochen. Der Gegenstand seines Gedichtes wandte ihm natürlich die Aufmerksamkeit und die Gunst des Treubundes und der spezifischen Preußen zu, so daß auf demokratischer Seite und auswärts das Vorurteil herrscht, als wäre er selbst ein Treubündler. Dem ist aber nicht so; er läßt die Leute machen, Wrangel und andere Generale besuchen ihn in seiner einfachen Wohnung, aber er geht nirgends hin und lebt ganz frei und still für sich. Ich bin überzeugt, daß dieser Mann einer der größten Poeten der nächsten zwanzig und letzten zwanzig Jahre ist. Er hat viel dramatische Einsicht und Erfahrung, und wahrscheinlich werden wir einige Zeit zusammen halten und arbeiten, wobei es noch zustatten kommt, daß ihm hier die Türen offenstehen. So geht es in der Welt!

Doch bitte ich Sie, diese Projekte noch geheimzuhalten, vorzüglich weil ich nicht immer über ungelegte Eier gackern mag, ehe die alten einmal in der Welt sind.

Ich sehe einem weiteren Briefe und bald Ihren dramaturgischen Studien entgegen.

Haben Sie keine Lust, sich Berlin wieder einmal anzusehen?

Kennen Sie einen Dr. Widmann in Jena, der einen Roman „Tannhäuser“ geschrieben hat? Es wird unter meinen Bekannten viel von ihm gesprochen, und er interessiert mich gewisser Antezedenzen wegen. Was tut er dort, und für was gilt er?

Also viele Grüße und Empfehlungen

von Ihrem
Gottfr[ied] Keller

Z 22

Gottfried Keller an Hermann Hettner

3. August 1853

Berlin, 3. August 1853

Liebster Freund!

Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Erwiderung und Absolution. Ich war keinen Augenblick der Meinung, daß nicht ein einziges Wort und jedenfalls mein schließliches Verhalten unser Verhältnis wieder in Gang bringe; es dauerte mir nur zu lange, bis ich den Stein des Anstoßes auch zugleich wegräumen konnte, und darum schrieb ich endlich. Warum ich es aber nicht vorher getan, warum ich wirklich in ernstlicher Verlegenheit und Verstimmung war, fand seinen Grund darin, daß Sie verheiratet und Familienvater sind, und wenn ich mich vor Ihnen allein im Grunde genommen nie recht schämte, wohl wissend, daß Sie erfahren und klug genug sind, um einzusehen, daß ich nicht mit solchen Geschichten jämmerlich enden werde, so tat ich es desto mehr vor Ihrer Frau, welche ich wahrhaft achte und verehere; sie war jederzeit so einfach und freundlich gegen mich gewesen, und nun auf einmal diese häßliche und lächerliche Geschichte, indem ich ihren teuersten Mann anpumpe, in Verlegenheit setze und dann nichts mehr von mir hören lasse! Doch genug hievon für einstweilen. Ich bin sehr betroffen, die große Gefahr und Sorge zu vernehmen, in welcher Sie geschwebt haben, und hoffe nur von ganzem Herzen, daß die Genesung Ihrer verehrten Frau nun für die Dauer maßgebend sei. Ich hielt Sie mit Ihrer lieben Familie für gesichert vor solchen frühen und ernsten Prüfungen; aber

lassen wir, als aufrichtig Strebende, uns zeigen, daß wir, ohne gesalbte Christen zu sein, dennoch auf unsere Weise dem Ernst des Daseins eine ersprießliche Seite abzugewinnen wissen!

Ihre griechischen Skizzen will ich diese Tage lesen und Ihnen gerne unmaßgeblich darüber schreiben. Was ich davon auszugsweise in Zeitschriften las, ließ mir keinen Zweifel, daß sie sehr glücklich schildern.

Ihr schlesischer Landsmann Max Ring, welchem ich von Ihrer jetzigen Arbeit erzählte, trug mir feierlichst auf, Ihnen eine Idee mitzuteilen, welche er habe: er halte nämlich Voltaire für die Fortsetzung der geistreich-witzigen Frondeurs, Rousseau hingegen für diejenige der religiös-pathetisch-demokratischen Jansenisten. Ich tue es hiermit.

Ring ist übrigens ein rühriger und talentvoller Bursche, welcher noch vieles machen wird; es geht aber nicht die in Tiefe. Das Lewaldsche Ehepaar hat, glaub ich, keinen einzigen aufrichtigen Freund mehr. Überall, soviel ich höre, erregen sie Anstoß, nicht nur durch die Ostentation, mit welcher sie ihr Verhältnis produzieren, sondern auch durch die Anmaßung, mit welcher sie in literarischen Gesprächen zusammen gegen ganze Gesellschaften Front machen. Kurz ehe Stahr seine arrogante und ungeschickte Epistel an die Sand drucken ließ, verhandelten sie den gleichen Gegenstand in einer Gesellschaft und machten die George Sand herunter, wie man eine unbequeme Konkurrentin heruntermacht. Ein bescheidener und stiller Professor wagte etwas über den neuesten Roman der Sand zu sagen, als die Fanny sich großartig vom Sofa erhob und verkündete: „Ich dünkte, mein Herr, ich hätte hier auch ein Wort mitzusprechen!“

Stahr treibt indessen seine Feuilletonsschreiberei ins Alberne. Sein neuerlicher Artikel in der „Kölnischen Zeitung“ war geradezu erbärmlich! Was ist denn das für ein kulturhistorischer Verstand, den ersten besten Schmöker aus dem Jahr 1699 herauszugreifen und danach eine Vergleichung anzustellen. Wenn er nur bedacht hätte, was Luther über die alte Komödie gesagt hat, Melanchthon, Erasmus und andere zu geschweigen, so hätte er eingesehen, daß sein Lärmschlagen ganz unbegründet war. Aber Winckelmann und Lessing mußten als die ersten Besieger der Barbarei glänzen, damit die Überzeugung, daß Adolf Stahr der dritte und größte sei, um so fester im Leser wurzele. Diese Affektiertheit, mit welcher Stahr seinen griechischen Sinn und sein Lessing-Bewußtsein allüberall aufwärmt, hebt beinahe sein

wirkliches Verdienst auf; denn zuletzt wird alles wieder Zopf, selbst die Bildung.

Was sagen Sie zu den Fischerschen Geschichten in Heidelberg? Ich meine nicht gerade die Verfolgungen, welche mich weniger wundern, als die Kontrolllosigkeit, mit welcher sich heutzutage ein Dozent der Philosophie ex professo [Übersetzung] in Ansehen setzen und mausig machen kann mit seinen Faseleien über das Pan, mit der Konfusion, mit welcher [er] nichts anderes vorbringt, als was er bei der Hegelei gelernt hat und was wenigstens für uns abgeschlossen und gründlich gesagt ist, während er behauptet, eben dieses nicht zu sagen und beinahe ein guter Christ zu sein. Die alte philosophische Unsitte, an irgendeiner Stelle der Lehre die Wahrheit gut und deutlich merken zu lassen, dann aber sogleich ein handwerksmäßiges verworrenes System darum zu wickeln, scheint einmal nicht aussterben zu wollen, sondern in der jüngsten Sprößlingen erst recht zu wuchern. Teilweise der kleinliche deutsche Autoritätsneid, teilweise die Flachheit der Zeit machen die Leute förmlich taub für die tiefe und grandiose Monotonie, mit welcher Feuerbach seine *eine* Frage ein halbes Leben lang abgehandelt und erschöpft hat, und sein ehrlich-klassisches leidenschaftliches Wesen wird von diesen Strohköpfen trivial und oberflächlich genannt, weil sie eben Konfusion und Schule brauchen, um zu existieren. Selbst wenn Feuerbach gänzlich auf dem Holzwege wäre, so wird es sich herausstellen, daß er für die Entwicklung des Gesamtzustandes und Bewußtseins unendlich wichtiger und wesentlicher war als alle die Herren zusammen.

Was macht denn der Nachlaß seines verstorbenen Bruders? Johanna Kapp malt nun ernstlich und leidenschaftlich Menschen und menschliche Dinge und soll sich tief hineingearbeitet haben. Im Herbst wird sie nach Heidelberg gehen. Fries und Locher seien, wie mir Johanna schreibt, eifrige Schüler und Zuhörer Fischers in Heidelberg. Fries soll im September auf Jahre nach Rom gehen.

Was meine Arbeiten betrifft, so fürchte ich, ich habe den gegenwärtigen, mehrere Jahre herumgetragenen Schub vertragen und verschleppt. Aber ich habe dabei zum Troste für meine Zukunft bemerkt, daß ich, wenn ich frei aus mir heraus sinne, original und wesentlich sein dürfte, und eine solche Quelle versiegt nie. Ich habe täglich Gelegenheit, bei dramaturgischen Lesereien und Unterhaltungen zu entdecken, daß ich unbewußt manches schon lange gewollt und gefühlt habe, was als die neuste

Entdeckung angepriesen wird; ich sehe zu meinem Verdruß oder zu meinem Vergnügen oft im Theater, daß ich Situationen und Motive berühmter Stücke fast genau so schon selbst ausgeheckt habe. In meinem Roman kann ich mich rühmen, daß ich die Menge von Knabengeschichten, die in letzter Zeit erschienen und also *an der Zeit* zu liegen scheinen, antizipiert und, ohne etwas Besonderliches zu wollen, weit wesentlicher und objektiver aufgefaßt habe als alle die berühmten Herren, so wie der ganze Roman zwar alter Textur, aber neuen Stoffes sein dürfte. Könnte ich das Buch noch einmal umschreiben, so wollte ich jetzt etwas Dauerhaftes und durchaus Tüchtiges daraus machen. Es sind eine Menge unerträglicher Geziert- und Flachheiten, auch große Formfehler darin, dies alles schon vor dem Erscheinen einzusehen, mit diesem gemischten Bewußtsein noch daran schreiben zu müssen, während gedruckte Bände lange vorlagen, war ein Fegefeuer, welches nicht jedem zugute kommen dürfte heutzutage. Ich habe aber fortwährend mein inneres Auge offen und schlürfe alle Bitterkeit mit ruhiger und voller Besonnenheit und schmecke jeden Tropfen mit der Kenntnis seines Nutzens. Es geht mir etwas im Kopfe herum, daß ich einmal irgend etwas machen werde, welches durchaus notwendig, berechtigt und aus *einem* Gusse ist, und ich lasse diesen Augenblick ruhig herankommen; denn er wird alsdann ein ganzes Leben in sich tragen.

Ich bin sehr begierig auf Ihr Werk und hoffe viel daraus zu lernen. Sie sind für mich gegenwärtig der klarste und verständigste und weitaus brauchbarste Literarhistoriker, der mit diesen Eigenschaften zugleich Frische und Freundlichkeit des Herzens verbindet, was den übrigen abgeht. Rosenkranz, welcher auch ein freundliches Gemüt ist, scheint dagegen, soviel ich aus seiner „Ästhetik des Häßlichen“ ersehe, von Verstand und wahrer Kritik nichts mehr zu ahnen; denn Belesenheit tut's nicht, und letztere halten viele für Kritik. Schon der Titel ist widersinnig und romantisch. Schön ist schön und häßlich ist häßlich in alle Ewigkeit. Es ist weiter nichts, als was die Physiker mit der Wärme tun; sie kennen keine positive Kälte und brauchen dies Wort nicht; sondern sie kennen nur geringe Wärme. So wird es mit dem Schönen gehalten werden müssen. Die Manier, vieles in der Kunstgeschichte als absichtlich verwandte und schön gemachte Häßlichkeit zu rangieren, ist überkommenes und irrationelles Raisonement; denn genau betrachtet, geschah dies in der wahren Kunst nirgends (die Ausartung ist gar nicht zu berücksichtigen), und was man dafür bezeichnen will, ist eben nichts als

die pure Schönheit. So müssen wir uns auch hier ganz an den immer mehr maßgebend werdenden Vorgang der Naturwissenschaft halten und gegenüber der allgemeinen und absoluten einzigen Schönheit nicht einen Gegensatz des positiv Häßlichen, wie einen Teufel, annehmen, sondern nur einen geringeren Grad der Schönheit. Wie gesagt, das Gleichnis mit der Lehre von der Wärme dürfte ganz anwendbar sein, besonders wenn man dazu noch an die gebundene Wärme etc. denkt.

Es würde mich freuen, wenn Sie mir vom Seebade aus schreiben wollten; ich wünsche Ihnen indessen eine gute Kur und Erfrischung und verbleibe

Ihr getreuer Gottfr[ied] Keller

Z 23

Hermann Hettner an Gottfried Keller

9. Oktober 1856

Dresden, 9. Oktober 1856

Lieber Keller,

Warum lassen Sie gar nichts von Ihnen hören? Ich weiß weder, wie es Ihnen ergeht und wie Sie sich in Zürich eingerichtet haben, noch, was Sie machen und treiben. Nur mutmaßlich nehme ich an, daß Sie sich in Ihre Novellen vertieft haben und daß Sie Ihren trefflichen „Leuten von Seldwyla“ recht bald noch andere gleich treffliche Erzählungen folgen lassen wollen.

Sie werden mir einen großen Freundschaftsdienst erzeigen, wenn Sie mir bald und möglichst ausführlich schreiben. Seitdem ein schweres Geschick mein häusliches Glück vernichtet hat, bin ich so ganz ausschließlich an meine Freunde gewiesen, daß es doppelt unrecht von diesen ist, wenn auch sie mich im Stiche lassen. Freilich muß ich hinzufügen, daß ich in der Tat nicht einmal weiß, ob Sie mir eine Antwort schulden oder ich Ihnen. Jedenfalls verdiene ich jetzt Nachsicht. Rechnen Sie nicht allzu streng mit mir.

Was haben Herr Stahr und sein herrliches Ehegesponst in Zürich gesponnen? Sind sie hinlänglich in Zürich gefeiert worden? Wie namentlich hat sich Vischer zu ihnen gestellt? Diese Leute sind jetzt so durch und durch Unnatur, daß ich sie mir außerhalb Berlins kaum denken kann. Vieweg scheint sie jetzt

auch überdrüssig zu haben. Wenigstens weiß ich, daß Vieweg den Verlag von Stahrs neuem Buch über Paris abgelehnt hat.

Ich kann mir das Glück Ihrer guten Mutter und Schwester recht lebhaft ausmalen, daß Sie jetzt endlich in ihrer Mitte sind, und zwar als ein gemachter und gesuchter Mann.

Mir geht es noch immer sehr armselig. Was es heißt, eine so vorzügliche Frau [zu] verlieren, wie ich [sie] besaß, kann schwerlich jemand ermessen. Sie sind der einzige Mann der Welt, welchem gegenüber ich die Notwendigkeit einer Rechtfertigung fühle. Unsere Ehe war glücklich, wie nur wenige Ehen glücklich sind; innerhalb der acht Jahre, welche mir mit meiner Frau vergönnt waren, sind nur etwa drei oder vier Wochen, in denen einzelne Wolken den Horizont getrübt haben. Und diese Zeit haben Sie, mein Freund, im vorigen Jahr gesehen. Meine gute Frau war in einen so entsetzlichen Trübsinn verfallen, daß sie sich und mir das Leben herzlich vergällte. Bitten half nichts; da versuchte ich Strenge. Und diese letzte Methode ist der einzige Vorwurf, der auf mir lastet. Später freilich erkannte ich, daß dieser Trübsinn Krankheit sei. Er verlor sich mit zunehmender Körperkraft. Meine gute Frau selbst pflegte in ihrer letzten schweren Krankheit, deren Raub sie wurde mit Schauer an jene wüste Zeit zurückzudenken. Es ist mir mein schönster Trost, daß die Gute im Rückblick unserer Ehe mit dem Gefühl des vollsten Glücks geschieden ist und daß sie mir mit rührender Liebe dankte, wie ich ihr jederzeit ein guter und treuer Mann gewesen.

Bei Auerbach sieht es traurig aus. Alle Tage Prügel und doch jedes Jahr ein Kind. Er läßt jetzt eine neue Dorfgeschichte drucken, die ich aber nicht kenne. Sonst weiß ich schriftstellerisch nichts Neues.

Dagegen ist es in unseren Ateliers sehr rege; namentlich bei den Bildhauern. Es ist doch eine Freude, sich mitten in diese neuen Eindrücke frischer Schaffenslust versetzt zu sehen.

Mein Buch hat durch die letzten traurigen Ereignisse sehr schlimme Störungen erfahren. Der zweite Band rückt nur sehr langsam vorwärts; doch macht er mir viel Freude. In diesem Augenblick studiere ich das „Système de la nature“ und bin erstaunt zu sehen, wie klar, vollständig und mit welch klassischer Einfachheit hier bereits alles gesagt ist, was Vogt und Moleschott neu entdeckt zu haben glauben und nur höchst aphoristisch darstellen. Dies „Système de la nature“ ist mein ganzes Entzücken; ich kenne nur Feuerbachs „Wesen des Christentums“, das sich mit ihm vergleichen läßt. In beiden Büchern ist die gleiche

Freudigkeit der Überzeugung und die gleiche strenge Sachlichkeit.

Neulich war Max Kapp und der Hofrat Kapp bei mir. Max scheint ein junger Dandy, der nicht recht weiß, was er mit sich anfangen soll; ich konnte nicht erfahren, was er eigentlich will und treibt. Der alte Kapp hat sich merkwürdig verjüngt und sah frisch und munter aus; er kam von der Naturforscherversammlung aus Wien. Johanna ist diesen Sommer in der Schweiz gewesen und soll rückenmarksleidend sein. Fries, höre ich, ist nach wie vor in Heidelberg; doch habe ich seit langer Zeit keine seiner Arbeiten gesehen. Für einen Künstler ist eigensinnige Vereinsamung immer vom Übel.

Kommen Sie oft mit Moleschott zusammen? Glauben Sie mir, er ist ein ganz vortrefflicher Mensch. Bedenken Sie mich wieder mit einigem Züricher Universitätsklatsch, und sagen Sie mir namentlich, ob Sie etwas Näheres über Vischers Stellung wissen. Man sagt hier, es gefalle ihm in Zürich nicht.

Sonst wüßte ich nichts wesentlich Neues zu berichten. Jedenfalls sehe ich recht baldiger Nachricht von Ihnen entgegen. Je einsamer es mir jetzt daheim ist, desto mehr freue ich mich, wenn ich von außen Eindrücke empfangen. Ich lebe ohnehin jetzt nur von Minute zu Minute und habe kein großes Interesse mehr, das mich in Atem und Spannung erhält. Auch die Begeisterung für mein Buch ist geschwunden.

Leben Sie wohl. Grüßen Sie Moleschott herzlich von mir und fragen Sie ihn, ob ihm das Gewünschte aus Dresden zugekommen sei. Auch können Sie ihm erzählen, daß ich eine Erzieherin angenommen habe, die für meine Kinder sorgt, so gut es eben gehen will.

In alter Treue
H[ermann] Hettner

Z 24

Henriette Feuerbach an Michael Bernays

18. Mai 1857

Den 18. Mai 57

Heute nur ein paar Zeilen, lieber Bernays, denn ich habe viel zu tun, da ich Ludwigs Frau und Tochter übermorgen zu empfangen

habe, was in meiner kleinen Wirtschaft kein Geringes ist. – Ihr lieber, guter, wahrer Brief hat mich herzlichst gefreut. Jammern Sie nur nicht über verlornes Maß. Wer nach außen richtig sieht, mißt innerlich auch recht, und Sie haben gute Augen, lieber Freund, da wird schon alles richtig. Ich schreibe heute in unangenehmer Eile, weil ich fürchte, morgen inliegendes Büchelchen nicht mehr absenden zu können zum Dank für die liebe kleine Homersgrammatik. Mit rechter, recht innerlicher Rührung habe ich den Almanach durchblättert, und die wohlbekannten Verse kamen mir vor wie Emiliens Meerprinzessin in Fischerkleidungen und doch auch wieder nicht, noch viel anspruchsloser, weil wirklich. Natürlich vergleiche ich nur die Toilette, nicht das Wesen. Sie müssen heut' alles dreiviertel erraten, was ich sagen will.

[Ich habe] die Wahlverwandschaften gelesen und mit welcher Wirkung! Ehrfurcht, Staunen, Entzücken über allen sonstigen menschlichen Empfindungen thronend. Es ist geschaffen, wie die Natur schafft, nach ewigem Gesetz der Weltordnung. Der Dichter tritt an die Stelle des Schicksals, der Vorsehung, und nun spielt sich alles so ab, wie es eben in der Geschichte geht, wie es muß – kommt nun noch die Schönheit im einzelnen dazu und das Größte im Kleinsten und Kleinste im Größten. Wenn je ein vollkommenes Werk, so ist es das. Da sieht man, wie man dumm ist und nach und nach gescheit wird.

Von Anselm [erhielt ich] etwas bessere Briefe. Er will in Rom bleiben. Unser Verhältnis ist nie gestört, das müssen Sie doch wissen.

Nun von der Biographie: Die Inspiration des Schmerzes hat das Talent ersetzt. Mit dem Geist allein kann ich nichts tun, es muß alles beisammen sein und auf die höchste Stufe des Affekts getragen. Ein großes Glück ist es, daß das Gefühl des tiefsten Unglücks solche Frucht getragen und Zeichen einer richtigen, gesunden Natur. Aber ich will nichts mehr so schaffen, sondern mich in Frieden ausleben.

[Der] Mozart-Aufsatz hat mir die Reise ermöglicht. Der gute Kerl! Am Schluß hieß es: „Wenn ihr's nicht fühlt, ihre werdet's nicht erjagen“, und ging ganz direkt auf Jahn. Nun haben die dummen Menschen in komplettem Unsinn den ganzen Vers hineingesetzt. Übrigens hat der anonyme Verfasser eine Aufforderung zur Mitarbeiterschaft erhalten. Und da ich doch für mein Leben, wie die Verhältnisse sind, zum Proletariat verurteilt bin, so schäme ich mich nicht, es nicht von der Hand zu weisen, d. h.

von Zeit zu Zeit. Eine kleine Anzeige von Lehrs wird Ihnen in den nächsten Wochen oder Monaten besser gefallen als der Mozart, wie mir auch. Ich habe schon große Fortschritte gemacht. Bitte nennen Sie mir hier und da ein Buch. Den Beethoven kann ich hier nicht bekommen, also [habe ich ihn auch] noch nicht gelesen.

Daß ich Homer lesen soll, hat mich Feuden- und Schmerzenstränen gekostet. Jetzt will ich dem erzlangweiligen H[er]rn Kayser noch folgen. Aber auf der Reise mache ich mich hinter die kleine Grammatik und fliege auf. Lucian ist mir sehr widerwärtig. Sie haben freilich recht. Feuerbach hat auch so griechisch gelernt. Aber ich kann doch noch sehr wenig. An einer Seite brauche ich oft ein bis zwei Stunden. Ich muß recht wenig Talent haben. Gott zum Gruß

Ihre treue H[enriette] F[euerbach]

Bitte [senden Sie mir] die Sonate meines Bruders! Ich muß sie lernen, ehe ich hinreise, habe nur dies Exemplar.

Z 25

Otto Wigand an Karl Gutzkow

14. Mai 1862

Leipzig, 13. Mai 1862

Mein verehrter Freund!

Inmitten des Meßtrubels, von Krebsen gezwickt und gezwackt, von der Dummheit und Lüge gequält, trifft Ihr freundliches Schreiben von gestern ein. Der Inhalt dieses Briefes hat mir sehr wohl getan: es hat mich innigst gefreut, daß Sie an Ludwig Feuerbach gedacht und für ihn handeln wollen. Wenn ein Mann in unserm Vaterlande Ihre Aufmerksamkeit verdient so ist's sicher L[udwig] F[euerbach]. Die Nachwelt wird ihm gewiß Lobreden halten und Denkmäler setzen, aber erst – wenn er längst verfault ist. Es war ja stets so! Und *Sie*, bester Gutzkow, wollen dem Lebenden helfen und dienen? Dieser Gedanke wird den ganzen Rest Ihres Lebens wohl tun, und von allen freien und vernünftigen Menschen mit Dank anerkannt werden. Feuerbach lebt im Dorfe Rechenberg bei Nürnberg. Er mußte Bruckberg sein letztes Asyl verlassen, weil er seinem Schwager – der selber

verarmte – nicht länger zur Last fallen wollte. Er lebt in Rechenberg der Wissenschaft, doch diese sättigt selbst den Magen eines Philosophen nicht! Tun Sie, was Sie vermögen. Mehr sage ich nicht. Genug, daß er in sehr kümmerlicher Weise mit seiner Familie lebt. Aber auf eines muß ich Sie aufmerksam machen; *Sie müssen die schonendste Weise erfinden um ihn zur Annahme zu bewegen*. Er ist in diesem Punkt stolz und könnte es nicht ertragen, wenn er auf das Leiseste sich beschämt fühlte.

In 4 Wochen sehe ich ihn (L[udwig F[eu]rbach]) in Rechenberg. Natürlich erwähne ich nichts von ihrem Briefe. Auch keinem andern Menschen sage ich ein Wort.

Ich bin ungemein begierig Ihre Kritik über „Scherr’s Blücher“ zu lesen.

Unverändert
Ihr
treu ergebener
Otto Wigand

Z 26

Karl Gutzkow an die Deutsche Schillerstiftung

24. Mai 1862

[...] Daß die Philosophie zu den von der Schillerstiftung bedachten schriftstellerischen Kategorien gehört, unterliegt wohl keinem Zweifel, und Ludwig Feuerbach hat sie gerade auch in seinem Buche über „Bayle“, in seinem „Abälard und Heloise“ nach *ästhetischen* Anforderungen kultiviert. Sein Stil ist von einer interessanten Einfachheit und Klarheit. Würde es sich um den Vorschlag handeln, ihm eine Professur oder akademische Pfründe zu geben, so würde das Verhältnis, in welches sich derselbe zum Christentum gestellt hat, in den desfallsigen Erwägungen manchen Orts wohl maßgebend sein. Schwerlich aber bei einer Auszeichnung durch die Schillerstiftung! Hier ist Feuerbach kein „Atheist“, kein „Antichrist“, sondern der geistvolle Denker, welcher einer ganzen Epoche unsres Kulturlebens in den dreißiger und vierziger Jahren eine bedeutungsvolle, tief nachhaltige Anregung gegeben hat.

Gutzkow

Weimar, 24. 5. 1862

Emilie Wüstenfeld an Karl Gutzkow

1862

[Hamburg]

Geehrter Herr Doktor!

Ich rechne auf Ihre freundliche Nachsicht indem ich, ohne Ihnen bekannt zu sein, eine Bitte an Sie richte. Meine Entschuldigung dafür liegt teils in der Sache selbst, für die ich Ihr Interesse erregen möchte, teils in dem Verhältniß, welches ein geistvoller und beliebter Schriftsteller seinen denkenden Lesern gegenüber einnimmt. Ihm selbst ist der größte Teil seiner Leser fremd, während diejenigen, die mit lebendigem Interesse und ernstem Nachdenken alle seine Schriften gelesen, sich dadurch eine klare Einsicht in seine geistige Entwicklung, sein Streben und Schaffen erworben haben, wodurch ihnen der persönlich fremde Dichter geistig näher steht, in dem sie sein Denken und Fühlen in den Hauptrichtungen genauer erkannt haben, als das vieler Menschen mit denen sie Jahre lang in geselligem Verkehr gestanden. So trete auch ich Ihnen heute gegenüber mit Dankbarkeit für viele schöne geistig angeregte Stunden und mit dem Vertrauen, daß Sie meine Bitte freundlich aufnehmen und ernstlich erwägen werden. Ich wende mich nämlich an Sie, in Ihrer Eigenschaft als Mitglied des Verwaltungsrats der Schillerstiftung und erlaube mir Ihnen kurz mitzuteilen, was mich dazu veranlaßt. Ich hörte nämlich im vergangenen Jahr von einem Gelehrten aus Schlesien, *daß der bekannte Schriftsteller Ludwig Feuerbach, durch das Fallissement eines ihm verwandten Fabrikanten sein kleines Vermögen verloren habe, durch dessen Zinsen er bisher vor drückender Sorge geschützt gewesen sei. Der Breslauer Gelehrte, selbst in den einfachsten Verhältnissen lebend, hatte doch von dort eine kleine anonyme Geldsendung an Feuerbach veranstaltet und forderte mich auf, es von hier aus zu tun.* Aus unserem Kreise sind denn auch Ende Februar dieses Jahres 200 Taler ebenfalls anonym mit ein paar anerkennenden Zeilen abgeschickt, deren Abschrift ich beilege. Da ich von ihm nur „Das Wesen des Christentums“ kenne, erkundigte ich mich bei Buchhändler Julius Campe, hier, was Feuerbach wohl als Schriftsteller verdiene. Der behauptete dann, daß, obgleich Otto Wiegand die 12–14 bisher von F[euerebach] erschienenen Bände seiner Schriften recht gut bezahlt

habe, und manche davon in verschiedene Sprachen, neuerdings auch ins Russische übersetzt wären, doch nicht daran zu denken sei, daß er durch sein Honorar als Schriftsteller auch nur für die allernotwendigsten Lebensbedürfnisse sorgen könne, und daher der Verlust seines kleinen Kapitals ihn in die sorgenvollste Lage versetzen müsse. Wie ich höre, lebt F[euerbach] jetzt in Rechenberg bei Nürnberg, entfernt von allem anregenden geistigen Verkehr, nur seinen Studien und in der größten Beschränkung. Da man nun für Feuerbach wohl mehr auf eine gerechte Würdigung (auch Andersdenkender) seiner Verdienste um den wissenschaftlichen Fortschritt, als auf eine Menge enthusiastischer Anhänger für seine entschiedene aber einseitige Richtung rechnen kann, so werden aber Alle darin übereinstimmen, daß er sich durch seine rückhaltlose Offenheit und Überzeugungstreue jede Aussicht auf eine Staatskarriere verschlossen hat, und daher wohl einer ehrenden Beihülfe durch die Schillerstiftung würdig sei. Nach den Statuten würde dieselbe ja möglich sein, da die Philosophie ja wohl nicht zu den strengen Lehrformen gerechnet wird, die im Allgemeinen ausgeschlossen, sind, indem sie doch einen ungeheuren Einfluß auf die Nationalliteratur übt, und durch dieselbe erst dem Volke zugeführt wird. Denn gerade dem großen gebildeten Publikum werden die philosophischen Ideen, die die Dichter und Schriftsteller durch Studium und mit Bewußtsein in sich aufnehmen durch die belletristische Literatur eigentlich erst zugänglich gemacht, und lebt sich so das Publikum fast unbewußt durch die Dichtungen in Poesie und Prosa in die philosophische Anschauungsweise seiner Dichter und Denker ein. – Es ging daher in mir der Gedanke auf, ob es nicht vielleicht möglich sei, Ludwig Feuerbach durch die Schillerstiftung eine kleine Pension zu kommen zu lassen, die seine Sorgen erleichterte und ihn befähigte mit freiem Geiste seinen Studien zu leben. Es schien mir das ehrend für den Denker wie für die Stiftung. – Dies sind die einfachen Fakta wie mein Ideengang darüber. Möchte doch die Sache selbst Sie so interessieren, daß Sie diese Andeutungen als Material betrachteten, aus denen Ihr schaffender Geist diesmal nicht eine erhebende Dichtung sondern eine edle Tat hervorriefe!

Hochachtungsvoll
Emilie Wüstenfeld
Alsterarkaden 13

Z 28

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

Juli 1863

/ Meine liebe Emma!

Ich gehe heute nach Hause, fühle mich aber so elend, daß ich es nicht mehr dazu bringe, nach der Stadt zu kommen. Verzeih und denke nicht schlimm von mir. Ich hoffe, in nicht allzu langer Zeit für etwas länger zu meiner eigenen Erholung hierher zurückzukommen, dann will ich alles Versäumte // in alter Freundschaft und aus gutem treuen Herzen nachholen. Diesmal bin ich unfähig, etwas was über das Muß hinaus geht auch nur im Gedanken zu fassen.

Ich leide an einer Kopfschwäche, deren Symptome mich beängstigen und von der ich fürchte, daß sie Schlimmes mit mir vorhat.

Habe Geduld und bleibe freundlich gesinnt

Deiner

H[enriette] Feuerbach

Z 29

Otto Wigand an Karl Voigt

3. November 1865

Herrn Karl Voigt in Weimar

Geehrter Herr!

Ich erlaube mir, Sie mit der Feuerbach'schen Angelegenheit noch einmal zu belästigen. Sie haben sich s[einer] Z[eit] auf meine Bitte, mit Gutzkow dafür lebhaft interessiert, diesem Manne – Dr. Ludwig Feuerbach in Nürnberg – eine Unterstützung von 300 Tlr. aus dem Schillerfond zuzuwenden; diese Gewährung war für 3 Jahre! Nun sind die 3 Jahre vorüber, und die Nürnberger Freunde haben mir die dringende Bitte ans Herz gelegt, von Neuem Schritte zu tun, damit die Gewährung auf weitere 3 Jahre geschehen möge. Ich wende mich deshalb an Sie, weil Sie am Besten unterrichtet sind, wie sehr es Feuerbach verdient! Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie gern und mit Freuden dieser gerechten Bitte Ihre Vermittlung schenken werden! Auch glaube

ich, Sie können ohne weitere Verwendung von meiner Seite, die Erfüllung derselben ins Leben rufen. Glauben Sie aber, wenn ich noch weitere Schritte tun soll, so bitte ich Sie hiermit, mich zu unterrichten, was ich tun soll. Gern werde ich Ihrer Anweisung Folge geben, und *wo nötig*, selbst nach Wien reisen, um mündlich eine Vorstellung, oder Darlegung dieser Sache zu geben.

Achtungsvoll
Ihr
ganz ergebener
Otto Wigand,
Sen.

Leipzig, 2. Nov[ember] 1865

Z 30

Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung

18. Oktober 1868

Geehrter Herr!

Sie werden sich kaum erinnern, daß unter dem Aufruf, den vor einigen Jahren ein hier zusammengetretenes Feuerbach-Komitee erließ, auch mein Name zu lesen war. Doch da ich von allen hiesigen Freunden und Bekannten Feuerbachs derjenige zu sein mich rühmen darf, der am häufigsten und intimsten mit ihm verkehrt, so glaub' ich hinlänglich legitimiert zu sein, um in der nachfolgenden Angelegenheit an Sie mich wenden zu dürfen.

Wie ich erfahren habe, waren Sie es, der Feuerbach zu einer Unterstützung aus den Mitteln der Schillerstiftung verhalf. Anfangs auf 3 Jahre bewilligt, wurde durch Ihre gütige Verwendung der (erhöhte?) Beitrag auf neue 3 Jahre genehmigt. Auch diese letzten 3 Jahre sind jetzt herum, und eine geheime Hoffnung, die man hegte, die Beihülfe möchte noch weiter fließen, hat sich leider nicht erfüllt. Ich erlaube mir nun an Sie die Anfrage zu richten, ob Sie nicht abermals dafür sich verwenden möchten, daß die bisher von Feuerbach aus der Schillerstiftung bezogene jährliche Summe auch für die nächstfolgenden Jahre, wo möglich auf Lebenszeit, ihm wieder zugesprochen werde. So dankbar man anerkennen müßte, wenn das Geld vorerst auch nur wieder auf 3 Jahre bewilligt würde, so wäre [es] doch traurig, wenn fort und fort die Sorge bestehen bleiben müßte, die Quelle könne einmal definitiv zu fließen aufhören. Den Ausdruck dieser Sorge habe ich

oft aus dem Mund der Frau Feuerbach (er selbst klagt natürlich nicht) hören können. Es ist schrecklich zu denken, daß dieser Mann, unzweifelhaft einer der größten Geister unsers Jahrhunderts, in seinen alten Tagen seiner und seiner Familie wegen noch mit Sorgen der Nahrung zu kämpfen hat. Aber schwerlich brauche ich weiter Worte zu verlieren, um Sie zu verlassen, zu tun, was Ihnen möglich ist; namentlich wäre auch zu wünschen, daß auch der Betrag, der bei rechtzeitig erlangter Neubewilligung am 1. Oktober hätte eingesandt werden sollen, Feuerbach nicht verloren ginge. Er müßte auch um diesen Verlust schon zu bitter empfinden.

Sollte jedoch irgend etwas im Wege liegen, was Sie verhindern sollte, auf's neue für Feuerbach bei der Schillerstiftung sich zu verwenden (was ich mir sehr ungern denke), so werden Sie wenigstens die Güte haben, mich zu benachrichtigen, an wen man mit sicherster Hoffnung auf Erfolg sich zu wenden hätte, um eine Neubewilligung zu erlangen. Eile tut natürlich not, und Sie werden mir daher nicht übel nehmen, wenn ich Sie dringend bitte, mir wenn irgend möglich umgehend in dieser Angelegenheit eine (hoffentlich erfreuende) Nachricht zukommen zu lassen, damit ich Frau Feuerbach, der ich versprochen habe, die Sache anzuregen, irgend etwas Beruhigendes mitzuteilen in Stand gesetzt werde.

Schon vor Jahren habe ich, im Einverständniß mit dem oben erwähnten Komitee, mit der „Gartenlaube“ angeknüpft, um eine Nationalsubskription à la Freiligrath zu Gunsten Feuerbachs einzuleiten. Die Redaktion zeigte sich anfangs auch willig, ließ dann die Sache aber einschlafen. Ich finde das unverzeihlich. Urteilt man nach dem Verdienst, so hätte Feuerbach wahrhaftig eher Anspruch auf einen Nationaldank, als der Dichter Freiligrath, obwohl ich diesem nicht mißgönne, was die Nation für ihn getan hat. Sollte nicht irgend ein Mann von Ruf zu finden sein, der dieser Sache mit Feuer sich annähme?

Daß dieses Schreiben durchaus nur als vertrauliches zu betrach[ten] ist, bedarf wo[h]l keiner Erwähnung.

Nochmals um baldige Antwort bittend, verharre mit größter Hochachtung

ergebenst
E. Hektor
Breite Gasse N[r]. 7

Nürnberg, 18. Okt[o]b[e]r 1868

Henriette Feuerbach an Marie [...?]

22. Oktober 1868

Rechenberg, 22. Okt[ober] 1868

Liebste Frau Marie!

Sie sind gut und mögen gerne ein liebevolles Werk tun; nun bitte ich Sie um eines dergleichen. Mein Schwager Ludwig Feuerbach hat seit sechs Jahren 300 Thlr. aus der Schillerstiftung bezogen; nun ist der Termin abgelaufen und die Zahlung ist eingestellt. Bitten will er nicht, was ich begreife. Es handelt sich also um eine Fürsprache. Vielleicht wäre Ihre Freundin Frau Gerold so gütig dies an geeigneter Stelle zu bewerkstelligen. Ich wollte Ihr selbst darüber schreiben, dann dachte ich wieder, es ist besser, wenn Sie es tun, und so lege ich die erste Sache in Ihre Hände.

Mein Schwager ist nicht eben in diesem Augenblicke krank, aber er ist im Ganzen sehr verändert, und aus vielen Anzeichen kann man zweifellos schließen, daß der letzte Schlaganfall sein Werk im Stillen fortsetzt. Lange braucht er die Unterstützung nicht mehr, das ist sicher, aber der Verlust ist jetzt eben doppelt empfindlich. Ich meine diese Andeutung müßte genügen um diejenigen, welche die Bestimmung in Händen haben für eine Verlängerung der Rente zu gewinnen. Wollen Sie so freundlich sein Frau Rosa Gerold in meinem Namen um ein geneigtes Fürwort zu ersuchen?

Mein hiesiger Aufenthalt ist in der Hauptsache lohnend, d. h. ich fühle, daß ich meinen Verwandten eine wohlthätige Unterstützung bringe, und so bin ich zufrieden, obwohl der Aufenthalt für mich des Schmerzlichen und Erschütternden sehr viel hat, und zwar in so eigentümlich empfindlicher, alle schrecklichen Erinnerungen wachrufender Weise, daß ich meine ganze Willenskraft von Stunde zu Stunde zusammenfassen muß um nicht schwach zu werden. Den ersten Tag bin ich kaum der Tränen Herr geworden. Der erste Augenblick des Wiedersehens in der Nacht an der Eisenbahn war fast schauerlich. Haben Sie aber keine Sorge um mich. Ich komme durch und nachher werde ich sehr glücklich sein, meine Pflicht erfüllt zu haben. –

Es ist ein furchtbar ernstes und tragisches Schauspiel einen so edlen herrlichen tief und reich begabten Geist wie Lud-

wig Feuerbach war durch die elendeste aller Krankheiten allmählich zerstört zu sehen.

Ich war erst einmal in der Stadt im Regen. –

Vielleicht bringe ich meine Nichte mit, wenn es möglich ist, sie aus dem Wirrsal für einige Wochen loszulösen.

Die herzlichst[en] Grüße an Sie und die lieben Ihrigen

v[on]

Ihrer

H[enriette] Feuerbach

Adr[esse]

Nürnberg

Rechenberg

vor dem Laufer Tor

Z 32

Otto Wigand an Leopold Kompert

11. November 1868

Gerold & Cie.

Buchhandlung

am Stephansplatz

Wien

Herrn Dr. Leopold Kompert, hier.

Hochgeehrter

Lieber Herr Doktor!

Ich bin Ihnen außerordentlich verbunden, für Ihre freundschaftliche Teilnahme und sage Ihnen den wärmsten Dank. Ihrem Versprechen gemäß sind in der Feuerbach'schen Sache zu verwenden, lege ich den Brief des M. Hektor in Nürnberg bei und bitte Sie ganz ergebenst S[eine]r Exzellenz Herrn Freiherrn Münch-Bellinghausen zu sagen, wie sehr es mich schmerzt denselben nicht gesehen zu haben. Feuerbach lebt in den kümmerlichsten Umständen zu Rechenberg 1 Stündchen vor Nürnberg und arbeitet in einer armseligen Hütte an dem großen Werk, dem er bereits 12 Jahre widmet. Er hofft in 3 Jahren fertig zu werden und wünscht für noch 3 Jahre Unterstützung. Er ist mit der Summe zufrieden, – er lebt sehr eingezogen mit Weib und Tochter. Die Wissenschaft kann nur gewinnen, wenn er so unterstützt wird, daß er sorgenlos arbeiten kann. Ich brauche nicht

mehr zu sagen, um Sie und die übrigen Herren günstig zu stimmen.

Leben Sie wohl und bleiben Sie gewogen

Ihrem

dankbaren und ergebenen

Diener

Otto Wigand

Wien, 11. Nov[ember] 1868, Mittags

Z 33

Karl Scholl an Konrad Deubler

1870

Nürnberg, 19. [?] 1870

Werter Herr!

Sie erhalten hier das Gewünschte und zugleich die Bestätigung der traurigen Tatsache, daß unser großer Freund *Feuerbach* in Folge eines neuen Schlaganfalles diesen Sommer in einem höchst beklagenswerten Zustand sich befindet.

Wir kommen öfter zusammen; er war noch frisch und guter Dinge bis kurz vor Ausbruch des Krieges. Das Sprechen fiel ihm immer schwer; aber er nahm Teil an Allem, und sprach auch mit. Jetzt ist er gleichgültig fast gegen Alles, spricht noch weniger und verwechselt oft die Worte und Personen.

Er *ist eine Ruine!* Ein schweres Schicksal – für ihn *weniger*, weil ers nicht fühlt – *mehr* für seine Familie und Freunde!

Wer hätte es gedacht! Ich scheue mich jetzt, ihn zu besuchen, weil es zu wehe tut – man kann fast Nicht mit ihm sprechen.

Aber schreiben Sie ihm! Natürlich ohne Bezug auf seinen Zustand – *es freut ihn!*

Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung

3. September 1871

Geehrter Herr!

Seit einer längeren Reihe von Jahren erhält Dr. Ludw[ig] Feuerbach aus den Fonds der Allg[emeinen] Deutschen Schillerstiftung eine Ehrengabe von 300 Tlr. jährlich, welche von 3 zu 3 Jahren gewährt wurde. Bei der Bewilligung für die letzte, jetzt abgelaufene Periode bemerkte der damalige Sekr[etär] der Stiftung, F[erdinand] Kürnberger (nachdem auf meine Veranlassung durch Otto Wigand der lebenslängliche Bezug jener Gabe beantragt worden war), es bedürfe nach Ablauf von je 3 Jahren stets nur der Formalität der Anzeige, daß in den finanziellen Verhältnissen des Empfängers keine Änderung eingetreten sei, um den Fortbezug der Stiftungsgabe zu erwirken.

F[euerebach] war für seine Person nie im Stande, fremde Hilfe in Anspruch zu nehmen, und so ist denn auch stets nur durch das Medium guter Freunde die Schillerstiftung zu seinen Gunsten angegangen worden. Jetzt aber ist ihm weniger möglich als je, einen derartigen Schritt zu tun, da in Folge zweier Schlaganfälle (wobei seine 67 Jahre mit in Betracht zu ziehen sind) seine Kräfte, und mehr noch seine geistigen als seine körperlichen, eine bedauernswerte Reduktion erfahren haben. Nun sind zwar Frau und Tochter da, allein diese haben nicht weniger Scheu vor Bittgesuchen und wissen nicht recht, wie sich dabei gebaren. Und so ist denn, in Ermangelung eines Bessern, diesmal an mich, einen langjährigen Freund des Hauses, die Aufgabe herangetreten, die Meldung zu machen, daß die äußern Verhältnisse F[euerebach]s sich inzwischen nicht gebessert, vielmehr eher verschlimmert haben. Es wird daher die Fortgewährung der bisherigen Unterstützung sicherlich bei der Schillerstiftung keinen Anstand finden.

Noch erlaube ich mir die Bemerkung, daß die Ehrengabe fortan zweckmäßiger wo[h]l an die Adresse der *Frau* F[euerebach] gesendet würde, diese ist:

Frau Dr. B[ertha] Feuerbach
zu Nürnberg,
Rechenberg an der Sulzbacher Straße.

Sollte noch vor dem 1. Oktober an diese oder an meine Adr[esse] die kurze Mitteilung erfolgen, daß der Neugewährung des bisherigen Beitrages ein Bedenken nicht entgegenstehe, so würde dies der Familie F[euerbach] zur Beruhigung gereichen.

Was ich über Lage und Zustand F[euerbach]s erwähnt habe, ist natürlich nur als vertrauliche Mitteilung zu betrachten.

Ich meinerseits werde keiner Legitimation bedürfen; doch erlaube ich mir, Sie daran zu erinnern (Sie erinnern sich aber gewiß nicht), daß ich zu Anfang der 50er Jahre – Sie machten damals einen Abstecher nach Italien – in der Sophienstraße zu München eine Zeitlang Ihr Stubennachbar war.

Hochachtungsvoll

ergebenst

E[nn]o Hektor

Breite Gasse Nr. 7

Nürnberg, 3. Sept[ember] 1871

Z 35

Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung

6. Oktober 1871

Geehrter Herr!

Unterm 3. [des] v[origen] M[onats] schrieb ich Ihnen im Interesse L[udwig] Feuerbachs den Fortbezug der ihm bisher gewährten Ehrengabe aus der Schillerstiftung betr[effend].

Von Frau Dr. F[euerbach] erfahre ich indeß, daß mein Schreiben keinen Erfolg gehabt [hat]. Da sonst allemal pünktlich am 1. Oktober die Quittung ([das] Quittungsformular) eintraf, diesmal aber nicht, so gibt sie sich den schlimmsten Befürchtungen hin.

Auf das in meinem vor[igen] Brief erwähnte Schreiben des Herrn Kürnberger hatte man mit aller Zuversicht vertraut und daher schon im Voraus, zu unerwarteten, ansehnlichen Ausgaben gezwungen, einen Teil der erwarteten Summe verausgabte, so daß nunmehr, da diese ausgeblieben, ein förmlicher Notstand eingetreten ist.

Sollte sich irgend ein Anstand ergeben haben, so könnte hierüber doch Mitteilung gemacht werden, damit man solchen zu heben suche.

Doch wahrscheinlich handelt es sich nur um eine zufällige Verzögerung, und während ich dieses schreibe, wird das Erhoffte wo[h] schon unterwegs, oder gar schon angelangt sein.

Denn das ist unmöglich anzunehmen, daß die Schillerstiftung, die sich Feuerbach's in seinen besseren Tagen angenommen, ihn in seinen schlimmen im Stich lassen werde.

Sollte indeß nach weiteren acht Tagen noch immer nichts, nicht einmal ein Schreiben, erfolgt sein, so kann ich nur vermuten, daß meine unbekannte Feder dort keine Beachtung finde. Ich werde dann eine gewichtigere in Bewegung zu setzen suchen.

Hochachtungsvoll

ergebenst

E[nn]o] Hektor

Sekr[etär] am Germ[anischen] Mus[eum],
(Breite Gasse Nr. 7)

Nürnberg, 6. Okt[o]b[er] 1871

Z 36

Karl Scholl an Konrad Deubler

13. Oktober 1871

Nürnberg, 13. Okt[o]b[er] 1871

[...] Mit Feuerbach geht's täglich abwärts; körperlich scheinbar gesund, mit herrlichem Appetit, repetiert er fast nur, spricht über keine ernsten Dinge mehr; – *ein ausgebrannter Vulkan*. [...]

Z 37

Karl Scholl an Konrad Deubler

3. Mai 1872

Nürnberg, 3. Mai 1872

Mein lieber Freund!

[...] – Gestern war ich selbst auf dem Rechenberg. Es war Abends 6 Uhr und er (Feuerbach) lag im Bett, das er trotz Zuredens seit mehreren Tagen gar nicht verlassen hat. Ich sprach mit

ihm, erzählte – er verstand mich auch, gab abgebrochene Antworten; *aber es ist ein Jammer! Das ist Feuerbach nicht mehr!* – Sein Zustand: Schlaf, Ruhe, Schlaf und immer Schlaf. – Eine Reise, zumal eine größere, erträgt er nicht mehr, Ausflüge zu Fuß gar nicht; *das ist vorbei für immer*. Also, lieber Freund, heißt es *verzichten!* Er kann kein Opfer mehr von Ihnen annehmen, so gern Sie es auch bringen möchten.

Z 38

Karl Scholl an Konrad Deubler

11. September 1872

11. Sept[em]b[er] 1872

Mein lieber Freund!

Wenn Sie Feuerbach noch am Leben sehen wollen, so kommen Sie schnell, es geht zu Ende! Sein Bewußtsein fängt schon an zu schwinden; nur auf Augenblicke erkennt er noch die Umgebung. Der Arzt gibt ihm noch zwei bis drei Tage.

Z 39

Emma Herwegh an Frau Carl Mayer

15. September 1872

Liebe Freundin!

Es ist wieder eine kleine Ewigkeit verflossen, seit ich Ihnen das Letztmal schrieb, aber ich weiß, Sie sind nachsichtig in der festen Ueberzeugung, daß das Band, welches zwischen uns besteht unauflösbar bleibt, ob ich rede oder schweige, und daß ich doch bei jedem für mich wichtigen Ereigniß zuerst an Sie denke.

Kein Wunder darum, wenn sich meine Feder heute plötzlich in Bewegung setzt, erhalte ich doch so eben die Nachricht vom Tode unsres Freundes *Ludwig Feuerbach*.

Sie können mir darauf antworten, daß ich längst darauf hätte gefaßt sein können, da er schon so lange krank, ja gewissermaßen schon seit mehr als einem Jahr halb todt gewesen. Liebe Freundin, wer das könnte! ich habe so viel und weise von dem sich auf

den Tod geliebter Menschen Vorbereiten reden hören, ich habe Bekannte Monatelang am Krankenlager ihrer Kinder und Freunde sitzen sehen, der Arzt hatte ihnen alle Hoffnung genommen und beim wirklichen Erlöschen saßen sie wie zerschmettert da. Welch inniges Freundschaftsverhältniß zwischen unsern beiden Familien seit mehr als 25 Jahren bestand, davon hatte ich Ihnen oft erzählt, aber was jeder Einzelne von uns an ihm verloren, das wissen weder Sie, noch jene unserer Landsleute, die bei aller Verehrung für den Unsterblichen sich des bedürftigen Sterblichen erst erinnerten, als die helle Sonne dieses Geistes schon zum schwachen Fünkchen abgebrannt war. Es ist so unendlich traurig, daß das Richtige so selten *rechtzeitig* geschieht.

Achtundsechzig Jahre sind freilich ein hohes Alter, besonders für einen Mann mit dieser angespannten Gehirnthätigkeit, den noch hätte er, wenn ihm die quälenden Sorgen des täglichen Lebens früher abgenommen worden wären, uns noch etliche Jahre länger und in voller Kraft erhalten werden können; er hätte vielleicht noch etwas Freude erlebt für das viele Gute, das er uns Allen gegeben.

Daß die Regierungen nicht darauf bedacht gewesen sind, diesen Mann, der aller Knechtschaft an die Wurzel ging und sie bis in ihre letzten Schlupfwinkel aufgesucht, das Leben zu erleichtern, darüber kann sich Niemand wundern, der Feuerbachs Schriften gelesen. Sie konnten doch den Feind alles dessen, was *sie* verehren oder wenigstens verehrt haben wollen, nicht unterstützen. Das wußten sie, und so blieb sein Leben auch rein von all den lächerlichen Auszeichnungen, die von dem freien Mann ja nur als Demüthigung angesehen werden können. Oder wärs Ihnen vielleicht möglich, sich einen Mann wie Ludwig Feuerbach mit einem jener Anerkennungszeichen auf der Brust, als Ritter oder Komthur usw. vorzustellen? Der bloße Gedanke daran macht nicht trotz aller tiefen Traurigkeit lachen. So unter dem frischen Eindruck der Todesnachricht rufe ich mir unwillkürlich das ganze lebensvolle Bild des lieben Menschen vor die Seele zurück, wie mir's einst vor fast 26 Jahren zum Erstenmal entgegentrat. Es war in Heidelberg im Jahr 1846. Wir waren Alle noch jung und verfolgten gleiche Ziele, Jeder in seiner Weise.

Bei der ersten Begegnung fiel mir die unendliche, ich möchte sagen rührende Bescheidenheit, die fast an Schüchternheit grenzte, auf, während sein gedrucktes Wort die Geister schon so mächtig ergriffen hatte, und diese Schüchternheit verlor sich erst

nach und nach bei näherer Bekanntschaft. Dann, das eigenthümlich schwere Sprechen.

Mir machte es den Eindruck, als koste ihn jedes Wort Geburtswehen, als müsse er's erst erfinden und wolle für die Wiedergabe seiner eigensten Gedanken nicht in den vorhandenen Sprach- und Phrasenschatz greifen.

Wenn das Wort „keusch“ im Denken wie im Handeln auf einen Menschen unserer Zeit noch paßt, so war's auf Feuerbach, dessen ganzes Wesen, Streben und Wirken lauter war und wahrhaft bis in's Innerste hinein. Seine ganze Erscheinung hatte, trotz dem er klein war, etwas durch und durch Vornehmes, trug das Gepräge wirklichen Adels und wenn er in vertrautem Gespräch, wie dies ja mit uns oft geschah, nach mühevolem Ringen seinen intimen Gedanken freien Lauf ließ, dann kam's Einem vor, als würde er plötzlich groß und man begriff wie wenig der „allerhöchsten“ Fürsten an der Erhaltung eines solchen Geistesfürsten gelegen sein konnte, vor dessen Macht ihnen die ihrige als eine sehr ephemere erscheinen mußte, wenn ihnen auch im Grunde das, was er lehrte, so ziemlich ein böhmisches Dorf geblieben sein mag.

Und dabei war dieser „Materialist“, wie er sich selbst im vollen Bewußtsein seiner einheitlichen Weltanschauung nannte, und wie ihn seine Feinde, um ihm in den Augen des geistigen Pöbels Etwas anzuhängen, zu nennen pflegten, so einfach, so anspruchslos, wie ich überhaupt wenig Menschen kennen gelernt, seinen jüngern ihn überlebenden Bruder Fritz ausgenommen, der ihm an Schlichtheit, Uneigennützigkeit und Güte gleich kommt. „*Schein ist das Wesen uns'rer Zeit*“, so rief er einst aus. Nun, er durfte es sagen, denn das seine wars nicht. Er führte das Leben eines Weisen, ohne sich deshalb für besser zu halten als Andere.

Und während ich dies schreibe, wird dieses edle, große, warm führende Herz zur Ruhe getragen, die ihm im Leben so selten gegönnt war. All' das Licht, was von ihm ausstrahlte, hat eigentlich seinem ei'gnen Leben gefehlt. Die Worte von Leibnitz, welche er einst seinem Bruder auf den Grabstein schrieb: „Es ist nicht nöthig zu leben, aber nöthig zu denken“ drückten so recht seine tiefste Anschauung aus, und was er an Sonnenblicken gehabt haben mag, sie konnten ihm gewiß nur auf diesem Wege kommen.

Nun, die größten Gewaltsmenschen werden trotz aller bezahlten und unbezahlten Propaganda längst in ihr Nichts gefallen sein, wenn von dem kleinen Grabhügel auf dem Johanniskirchhof, der

jetzt die Hülle unseres lieben Todten umschließt, noch ein helles Licht ausgehen wird und leuchten von Geschlecht zu Geschlecht.

„Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.“

Leben Sie wohl, liebe Freundin, und verzeihen Sie mir. Ich glaubte Ihnen, die Feuerbach nie mit Augen gesehen hat, ein recht faßliches Bild von ihm geben zu könne, ich fühle, es ist mir nicht gelungen, vielleicht war ich zu ergriffen. Ich will's später versuchen.

Ihre

Emma Herwergh

Den 15. September 1872

Z 40

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

9. Mai 1873

/ Lichtenthal, 9. Mai 73

Meine liebe Emma!

Ich bin nicht seit 4 Wochen, sondern seit zwei Tagen hier, nachdem der erste Versuch des Hierherkommens vor 4 Wochen gescheitert war an dem schlimmen Wetter.

Ich komme zu Dir ehe ich weggehe. Man hat es gut gefunden, mich hierher zu schicken weil ich nicht körperlich aber gemütlich so angegriffen bin, daß ich nicht darüber Herr werden kann. Mein Aufenthalt wird nur noch // einige Tage dauern, denn die Zeit ist um.

Habe Geduld und glaube, daß ich immer dieselbst bin und meine Gesinnung nie ändere.

Mit freundlichem Gruße
auf Wiedersehen!

Deine

Henriette Feuerbach /

Gottfried Keller an Hermann Hettner

31. Januar 1875

Zürich, 31. Januar 1875

Lieber Freund!

Meine Schurppfeifereien haben wenigstens das schöne Verdienst, daß sie Dir wieder einmal ein Lebenszeichen entlockt haben, was mir zur großen Freude gereichte. Deine Lobsprüche konnten mich fast eitel machen, was mir sonst mit den Jahren vergangen ist. In Wahrheit aber hat es mir gut getan, daß Du die letzte Geschichte vom verlorenen Lachen mir aufrecht hältst. Vischer in Stuttgart scheint sie laut einem hieher geschriebenen Briefe für tendenziös und zu lokal zu halten. Hienach dürfte man sich aber durch kein Konkretum mehr anregen lassen und keine Saite berühren, die eben tönt. Das ist zu abstrakt schulmäßig. Ich glaubte im Gegenteil einen Konflikt aufgreifen zu dürfen, wie er unter den scheinbar freisten Verhältnissen und bei gebildeten Zuständen zwischen Mann und Frau heute entstehen kann, und damit ein Novellenmotiv zu haben. Hier in Zürich, wo die Schule der Immanenztheologie in Blüte steht und großen Zulauf hat, ist allerdings das 4. Bändchen mit roh stofflichem Interesse verschlungen worden und machte viel Redens. Man gab mir sogar zu verstehen, ich treibe mit dergleichen nur das Volk den Orthodoxen in die Hände usf., über das Poetische oder Literarische aber hörte ich kein Wort. Ein Korrespondenzfreund, der sich mir mit großer Freundlichkeit par distance zugesellt hat und Aufsätze schreibt, der Wiener Emil Kuh, hat mit einem langen Artikel gerade auf diese Geschichte noch gewartet und sagte dann doch nichts über dieselbe, angeblich wegen Raummangel, und so wurde ich unbehaglich, weil es eben die letzte Arbeit war und ich denken konnte, es scheine doch nicht mehr zu gehen und ich in den Altersdusel hineingeraten. Deshalb hat mich Dein günstiges Wort aufgekrazt und ein wenig ermuntert.

Ich habe jetzt noch zwei novellistische Pensa abzustoßen, dann höre ich mit der Erzählerei auf und hoffe auf meine dramatischen Velleitäten von ehemals zurückzukommen, ein kurioses Experiment! die Konzeptionen des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat. Nun, vielleicht kann auch das einmal vorkommen!

Ich habe oft und viel von Dir und über Dich gelesen, meine Schritte werde ich wohl bald einmal wieder nördlich lenken, da ich seit ein paar Jahren angefangen habe, im Sommer Urlaub zu nehmen. Letzten Sommer war ich in Wien und München, wo ich den alten Bernhard Fries sah. Er hatte einige köstliche kleine Landschaften fertig, ganz köstlich und meisterhaft gemalt, wie Kabinettsbildchen.

Zu Deinen Goethe- und Schillerbänden wünsche ich Glück und nicht zuviel Änderungen; denn das Werk steht doch in seinem ganzen Gusse einzigartig da. Leider habe ich die Bände noch nicht wieder zur Hand nehmen können, da sie ein Verreister abgefaßt hat; werde sie aber nächstens bekommen und etwas hineinsehen. Aber ich glaube nicht, daß ich mehreres daran anders wünschen oder besser wissen werde. Dem Dr. Stiefel habe ich Deine Karte sofort geschickt.

Das italienische Renaissancewerk wäre freilich ein recht glückliches und stattliches Gegen- oder Nebenwerk zu Deinem XVIII. Jahrhundert, und solltest Du daher frisch hineinspringen, zum Teufel! sollen wir so freiwillig abdizieren? Im Gegenteil, das Wagen und Mühen erhält jung, nur muß man sich dabei nicht abquälen oder quälen lassen!

Ich bin in letzter Zeit mehrfach an das alte Heidelberg erinnert worden, durch die Nachricht von Kapps Tod, dann durch den Feuerbachschen Nachlaß, den Karl Grün herausgegeben, in welchem die Briefe von Ludwig Feuerbach aus jener Zeit stehen.

Über Deine letzten Bände der Literaturgeschichte habe ich Dir nicht geschrieben, weil ich sie nicht mehr vom Verleger bekommen hatte, der mir die ersten geschickt hatte, und ich nicht wußte, ob es nicht etwa auf Deinen Befehl in irgendeiner Anwendung geschehen sein. Von Viewegs habe ich mich losgemacht, sie haben mich anläßlich der neuen Auflage der „Leute von Seldwy-la“ elendlich übers Ohr hauen wollen.

Für das April- und Maiheft der „Deutschen Rundschau“ schustere ich jetzt eine kleine Novellengruppe zusammen; die gleiche Nummer soll die wieder aufgefundenen Briefe Schillers an den Herzog von Augustenburg bringen, die Max Müller in Oxford einleite.

Dir und den Deinigen beste Wünsche darbringend, grüße ich bis auf ein gutes Wiedersehen, das übrigens auch wieder einmal in der Schweiz stattfinden dürfte, in alter Gesinnung

Dein

G. Keller

Z 42

Friedrich Kapp an Julius Rodenberg

11. März 1876

[...] Seit einigen Wochen befinde ich mich in dem Besitze von etwas über hundert Originalbriefen von Ludwig Feuerbach an einen geistvollen, aber etwas verbohrtten Verwandten Chr[istian] Kapp in Heidelberg. Diese Briefe werfen ein höchst interessantes Licht auf die philosophische und persönliche Entwicklung Feuerbachs, beleuchten die zeitgenössischen literarischen und wissenschaftlichen Beziehungen der Zeit von 1842–1848 und enthalten eine Fülle geistvoller Bemerkungen. Ich beabsichtige, sie später herauszugeben. [...]

Z 43

Friedrich Kapp an Eduard Cohen

13. August 1876

Mich berührt in den Briefen Feuerbachs so wohltuend die souveräne Verachtung der offiziellen Mächte, der christlichen Staatsreligion, der Heuchelei des politischen Lebens und die Resignation des freien Mannes.

Z 44

Konrad Deubler an Karl Scholl

Dezember 1883

Goisern, Dezember 1883

Hochverehrter Freund!

Hier schicke ich Ihnen wieder den Abonnementsbetrag für den neuen (15.) Jahrgang Ihrer Wochenschrift mit der freundschaftlichen Bitte, mir noch ein paar Exemplare von der Grabrede Feuerbach's zukommen zu lassen, wenn solche noch zu haben

sind. Ihr ausgezeichnetes, prachtvoll geschriebenes Theaterstück habe ich in mehreren Exemplaren bei meinen Gesinnungsgenossen verkauft. – *Sie müssen in diesem Genre noch Mehreres schreiben, da Sie ein außerordentliches Talent dazu haben.*

Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau und vergessen Sie nicht ganz auf Ihren fernen Freund, der Sie so hochverehrt und hochschätzt! Schließlich noch meinen herzlichsten Glückwunsch zum neuen Jahr!

Von Ihrem *treuen alten Feuerbachianer*
Konrad Deubler

Z 45

Hermann Feuerbach? an Unbekannt

2. November 1895

{Brief fehlt}

Z 46

Anselm Feuerbach an den Syndikus der Erlanger Universität

7. Januar 1903

/ München, 7. Januar 1903

Sehr geehrter Herr Syndicus!

Verzeihen Sie mir, wenn ich mir [gest.: erlaube] als alter Universitätsbeamter [?] nochmals Ihre Güte und Zeit in Anspruch zu nehmen.

Der Verfasser der Biographie meines Onkels Ludwig Feuerbach Prof. (F gest.) und Universitätsbibliothekar Bolin in Helsinki ließ nämlich an [die gest.:] mich die Anfrage ergehen, ob ich nicht während meiner Universitätszeit in Erlangen die Namen // Iheim und Leutbecher hätte erwähnen hören; dies ist aber leider nicht der Fall. Die beiden Herren lebten in den 20er und 30er Jahren in Erlangen und es wird zu wissen gewünscht, ob es Professoren waren und welchen Faches oder ob sie einen anderen

Beruf hatten, was vielleicht aus den Universitätsakten ersichtlich ist. Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so viel Mühe machen muß und seien Sie im Voraus meines herzlichsten Dankes versichert. Mit [den] besten Grüßen und in Erinnerung froh und gemeinsam verlebter Stunden und [...] Ihr ergebenster Generaloberarzt [?] Anselm Feuerbach.

Z 47

Wilhelm Bolin an Gerstenberg

20. Februar 1904

/ H[elsing]fors, Febr[uar] 20, 1904

Hochgeehrter H[er]r Doktor[!]

Ihre geschätzte Zuschrift ist mir heut' früh zugegangen. Da Ihnen das Quellenwerk von C[arl] Grün und die von Aug[ust] Kapp herausgegebene Briefsammlung zu Händen ist, werden Sie bemerkt haben, daß Ludw[ig] Feuerbach gegen Mitte der 40er Jahre, polizeiliche Haussuchung erwartend, einen großen Teil seiner Briefschaften vernichtet hat. Bei der Gelegenheit sind die Briefe der Kappfamilie alle draufgegangen, darunter auch die, welche Fr[äu]l[ein] Kapp // an ihn gerichtet. Aus späterer Zeit waren noch Briefe von ihr vorhanden, wurden aber – als Joh[anna] irrsinnig geworden [war] – auf Wunsch der Angehörigen verbrannt. Ihre von F[eue]rb[ach] erhaltenen Briefe, deren [Anzahl] jedoch bei seiner geringen Neigung fürs Brief[e]schreiben nicht viele gewesen sein dürften, hat sie eigenhändig vernichtet; vermutlich um die Zeit, als die Mutter dem Wahnsinn verfiel und Joh[anna] für sich ein Gleiches befürchtete, was ja auch eintraf. Wahnsinn war in der Familie der Mutter – sie war eine geborene Schuhster – erblich. [Auch] „Joh[annas]“ beide Brüder waren zuletzt nicht ganz normal.

L[u]dw[ig] F[eue]rb[ach]s Briefwechsel, soweit noch erhalten, befindet sich in meinen Händen, zwecks einer Jubelpublikation zum Säkulargedächtnis seiner // Geburt: 1804 – 1904. Das Werk befindet [sich] inzwischen jetzt im Druck: *Ausgewählte Briefe von und an L[u]dw[ig] Feuerbach*, mit einer biogr[aphischen] Einleitung von meiner Wenigkeit. Es werden 2 Bde., [in] 8°, Leipzig, Otto Wigand [herausgebracht]. Der 1. Bd. [ist] fertig, der 2. etwa bis 1/5 vorgeschritten. Beide Bde. erscheinen zugleich,

vermutlich nach Ostern, ohne daß jetzt ein bestimmter Zeitpunkt dafür angegeben werden kann.

Was von dem erhaltenen Briefwechsel zur Veröffentlichung geeignet [ist], ist in meine Sammlung aufgenommen. Sie enthält die *Fam[ilie] Kapp* betreffend *nichts Neues*. Was neu hinzugekommen, stammt aus späterer Zeit. Die für meinen Zweck unverwendbaren Briefe [sind] auch für Sie völlig belanglos: meist Geschäftliches oder Unbedeutendes. /

/ Diesen Sommer, nach Abschluß meiner Arbeit, erstatte ich das mir anvertraute Handschriftliche der Tochter Feuerbachs zurück. Ich wiederhole, um Ihnen Zeit und Mühe zu sparen, daß rein gar nichts, was auf die Heidelberger Familie Kapp irgend Bezug hat, dabei ist. Kann ich Ihnen aber sonst mit Aufschlüssen dienen, stehe ich gern zur Verfügung, bemerke aber sofort, daß meine Weisheit hier kaum über das reicht, was in den Ihnen bekannten Werken enthalten. Feuerbachs Beziehungen zu Chr[istian] Kapp und seiner Familie lockern sich nach [18]46 erheblich. Chr[istian] Kapp war noch mit ihm 48 in Frankfurt, aber danach, als F[ue]rb[ach] seine Vorträge in Heidelberg hielt, wohnte er nicht mehr dort im Hause.—

Mit vorzügl[icher] Hochachtung
ergebenst W[ilhelm] Bolin /

Z 48

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

5. Februar 1922

/ München, den 5. II. 1922 (Schwabing)
Rheinstraße 16, II.[Etag], M[itte].

Hochgeehrter Herr Professor!

Nach so langer Zeit, nach so schweren persönlichen und weltgeschichtlichen Erlebnissen erhalten Sie wieder einmal ein Lebenszeichen von uns; leider ist die Veranlassung dazu recht unerfreulicher Natur. Ich weiß nicht, ob Lorchchen Ihnen schon mitteilte oder andeutete, daß ihre wirtschaftlichen Verhältnisse unter dem Druck unserer traurigen Zeit und sonst allerlei Mißgeschicken recht drückend und mißlich geworden sind.

Lorchchen wagte vor mehreren Jahren auf den unverantwortlichen Rat von Bekannten Spekulationen, die mißglückten und sie etwa ein Drittel ihres Vermögens kosteten; in der Folge konnte sie

dann, mit der Rente aus dem zusammengeschrumpften Kapital nicht mehr leben und mußte immer davon wegbrauchen, so daß sie nun in ihrem hohen Alter auf die dürftige Summe von jährlich 1800 Mark aus einer kleinen Leibrente angewiesen ist. Ein kleiner, noch vorhandener Rest ihres Vermögens schwindet bei der enormen Teuerung ganz zusammen und die Verkäufe ihres Hab und Guts hören eben mit der Zeit auch auf. Nun dachten wir uns, Sie wüßten vielleicht von Verehrern Ludwig Feuerbachs in Amerika, die sich auf eine Bitte vielleicht entschlossen, dessen in Not lebender und in so hohem Alter stehender Tochter eine Unterstützung zukommen zu lassen. In Dollars müßte die Summa sogar nicht sehr groß sein, um bei uns zu helfen. Ottilie und ich wollten Lorchen schon längst zu uns nehmen; mit diesem Vorschlag stoßen wir aber leider auf eigensinnigen Widerstand. In den Verlust ihrer Selbständigkeit [Ms: Selbstständigkeit] und ihres gewohnten ländlichen Aufenthalts kann sich Lorchen nicht mehr finden; das wird sie erst tun, wenn alle Quellen völlig versiegt sind. Leider sind auch wir in dieser harten Zeit und bei dieser unerhörten Teuerung knapp daran und da Ottilie unversorgt und nicht so gesund ist, muß ich ihr ja doch eine Sicherheit für die Zukunft zu erhalten suchen.

An Weihnachten besuchten wir Lorchen, wir trafen sie ja viel wohler als seit 2 Jahren, aber zum Überschauen ihrer Lage fehlt ihr doch die Einsicht, so lebt sorglos dahin und meint, so müsse es weitergehen.

Wenn es Ihnen nun vielleicht möglich wäre, mir eine Adresse in Amerika anzugeben, liebr Herr Professor, wären wir Ihnen sehr verbunden. Die Bitte würde ich dann schon selbst an den Herrn richten oder, wenn Sie es für wirkungsvoller halten, würden Sie sich vielleicht, Lorchen zuliebe, dieser Mühe unterziehen. Eine allenfallsige Geödsendung[?] könnte entweder an das Amtsgericht Aibling – Lorchen kam ihres hohen Alters wegen in Pflegschaft – oder an den dortigen Bankiers Meggendorfer, der Lorchens Geschäfte ordnet, erfolgen.

Sehr erfreut hörte ich von Lorchen wiederholt von Ihrem Wohlergehen und dem tapferen Überdauern alles Schlimmen, das uns die letzten Jahre gebracht. Mit Ausnahme von meinem guten Mann, der 1916 an einem Steinleiden starb, sind wir auch heil aus all dem Übel herausgekommen, freilich war'soft recht bitter. Anselm ist nun in Lindau als Amtsrichter; er hat sich eingelebt in seinen eigentlich ungeliebten Beruf; Frau, 2 reizende Buben,

Musik und die herrliche Natur am Bodensee erfüllen sein Leben trotzdem mit Freude.

Und nun, hochgeehrter Herr Professor, leben Sie recht wohl!

Auf ein Wiedersehen werden wir wohl verzichten müssen! Ich bin auch schon nicht mehr weit von 70 und Ihnen wird eine Weile noch Deutschland wohl auch zu viel Beschwerden machen.

Ottilie und [Ms: +] ich grüßen Sie recht herzlich und wünschen Ihnen noch viele gesunde Jahre.

In Treue ergeben

Julie Feuerbach /

[Am unteren Rand Notiz
von W. Bolin: Mont(ag),
13. Febr(uar)1923]

Z 49

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

23. Februar 1922

München (Schwabing), am 23. II. 1922

Sehr geehrter Herr Professor!

Der Inhalt Ihres mir soeben zugegangenen gütigen Briefes, für den ich Ihnen herzlich danke, veranlaßt mich zu einer sofortigen Beantwortung desselben. Ich fürchte, in meinem Briefe vom 5. Febr[uar] mich nicht deutlich genug ausgedrückt zu haben und es könnte, durch ihn hervorgerufen, Ihr Andenken an Lorchens getrübt worden sein.

Der Verlust einen großen Teils von Lorchens Vermögen ist nicht neuerdings entstanden, etwa durch Valutaspekulationen, sondern er liegt schon Jahre zurück und erfolgte auf den Rat eines in Aibling lebenden, jetzt verstorbenen Kaufmanns Scharrer, der sie zum Kauf von Papieren russischer Goldminen veranlaßt hatte.

Lorchens Weltfremdheit, Geschäftsunkenntnis, große Güte und Hilfsbereitschaft für andere, dazu die schlimmen teuren Zeiten, halfen dann bei dem klein gewordenen Kapital zusammen, daß es rasch zu einem beängstigenden Rest zusammenschmolz und unter den heutigen Verhältnissen in naher Zeit wohl ganz zerronnen sein wird.

Ihren Brief wird Lorchens natürlich nie zu Gesicht bekommen; dagegen habe ich nichts einzuwenden, wenn Lorchens erfährt, daß ich die Anfrage an Sie richtete, ob Sie nicht amerikanische Freunde ihres Vaters zufällig kennen, von denen eine Dollarspende für seine in bedrängten Verhältnissen lebende Tochter in Deutschland zu erwarten wäre. Lorchens Stolz muß doch geschont werden, sie lebt auch in dem kindlichen Glauben, ihre Verhältnisse seien auskömmliche. Sie, lieber Herr Professor, dürfen sich auf *gar keinen Fall* ein Opfer auferlegen, darum muß ich Sie ganz dringend bitten, ich weiß, Sie sind auch kein Krösus und haben jetzt im Alter auch vermehrte Ausgaben.

Es würde nicht nur Lorchens sehr bedrücken, wenn von Ihrer Seite eine Unterstützung käme, sicher würde sie auch gegen mich sehr aufgebracht werden, daß ich dazu eine Anregung gegeben haben könnte.

Eine Hilfe von Amerika, die ihr als Tochter ihres Vaters gälte, würde sie dagegen sicher sehr freudig begrüßen.

Liebe sich in dieser Hinsicht etwas tun, geschähe so ein gutes Werk, aber durch Sie, lieber Herr Professor darf nichts kommen, das wäre Lorchens furchtbar peinlich, soviel ich sie kenne und [Ms: +] auf mich würde sie böse werden.

Wird Lorchens hilfbedürftiger und noch mehr altersschwach, findet sie natürlich bei uns stets eine offene Tür.

Ihr Gedächtnis ist leider fast ganz geschwunden. Sie dürfen ihr nicht übelnehmen, wenn sie nicht mehr antwortet, sie schreibt an gar niemand mehr, auch an uns nicht. Heute hat sie völlig vergessen, was gestern war. Bankier [Ms: Banquier] Meggendorfer hat erst seit einigen Jahren Lorchens Geschäfte zu besorgen, vorher hatte sie ihr Vermögen auf der Baier[ischen] Staatsbank in München. Leider hat Lorchens uns niemals Einblick in ihre finanziellen Verhältnisse gewährt, im Gegenteil ängstliches Stillschweigen gewahrt. Glücklicherweise hat sich nun in den letzten Wochen auch für uns die Aussicht auf Besserung unserer Lage er-//öffnet. Wir sind nämlich im Besitze eines frh. [frühen?] Selbstporträts von Anselm Feuerbach und [Ms: +] es besteht Aussicht auf einen günstigen Verkauf desselben. Wir trennen uns ja nur blutenden Herzens von diesem Familienkleinod, aber der Druck der Verhältnisse fordert gebieterisch solche Opfer.

Lorchens besaß ein ganz ähnliches Selbstporträt; leider ließ sie sich dies auch vor einigen Jahren ganz heimlich entwenden von einem gewissenlosen Kunsthändler, um einen Spott[preis] natürlich. Herzlich habe ich mich über Ihre herrliche Geistesfri-

sche gefreut. Sehr geehrter Herr Professor, hoffentlich hält die körperliche gleichen Schritt mit dieser.

Es tut mir nun ganz leid, so Ihre Ruhe gestört zu haben, verzeihen Sie nur! Wenn Sie mir wegen Amerika einen Fingerzeig geben könnten, wäre je sehr zu begrüßen. Ich wäre Ihnen sehr dankbar für Lorch. Ottilie und [Ms: +] ich senden Ihnen die allerherzlichsten Grüße!

Julie Feuerbach.

[*Am unteren Rand Notiz W. Bolins:*
Donnerst(ag), 2. März 1922.]

Z 50

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

12. September 1922

/ München, den 12. IX. 1922.

Sehr geehrter Herr Professor!

Seit langem schon wollte ich Ihnen mitteilen, daß Lorch Mitte Juni einen sehr schweren Schlaganfall erlitt. Wir erhielten am 16. Juni ein Telegramm „Tante am Sterben, sofort kommen“; wir eilten sofort zu ihr, trafen sie auch sehr krank, aber allmählich fing sie unter unserer Pflege doch wieder an, sich zu erholen. Ottilie und ich blieben dann, da sie unmöglich allein bleiben konnte, 10 Wochen bis zum 29. August in Aibling; da sie inzwischen doch wieder transportfähig geworden war, nahmen wir Lorch in einem Auto in Betten verpackt mit hierher zu uns, wo wir sie nun doch wenigstens pflegen können, ohne alle häusliche Bequemlichkeit zu entbehren und [Ms: +] ohne zu große finanzielle Opfer. Anselm kam aus Lindau, um uns bei der Überfahrt behülflich zu sein; es verlief auch alles ganz gut. Lorch, die Aibling ja nicht gerne verließ, sich dann aber unsern Vernunft-Vorstellungen fügte, fühlt sich hier nun in ihrem Bett recht behaglich, fragt verschiedentlich, ob sie nun in Aibl[ing] oder München ist, freut sich noch an etwas gutem zu essen, läßt sich auch kurz von den Weltereignisse erzählen, // lesen will sie gar nicht mehr es haftet alles nur noch ganz flüchtig in ihrem Gedächtnis. Gottlob ist sie nun ganz ohne Schmerzen, die ersten 4 Wochen machten ihr Wunden vom Aufliegen sehr zu schaffen, nun freut sie sich, so warm zu stecken, während wir frieren

müssen – es ist hier schon so kalt. – Das einzig Schlimme bei Lorchens Zustand für sie und [Ms: +] für uns ist, daß vollkommener Naturnachlaß eingetreten ist, jeden Früh gibt es einen Berg Wäche. Lorchen ist voller Dankbarkeit und fügsam wie ein Kind; was vor einer Minute war, hat sie im nächsten Augenblick schon wieder vergessen häufig. Gerade am 6., ihrem // 83. Geburtstag kam von Bankier Meggendorfer die Nachricht, daß Sie Lorchen die Freude machten, sie mit 1000 Mark zu beschenken; sie freute sich sehr darüber und [Ms: +] trug mir auf, in Ihrem Namen recht herzlich zu danken. Ihren Brief mit der Einlage von Frh. [Freiherr] v. Khanikoff konnte ich leider im Drange der Geschäfte, die sich uns nach so langem Fernsein aufdrängten nicht eher beantworten, lieber Herr Professor. Frh. v. Khanikoff hätte eben, und das suggerierte er auch der so beeinflussbaren Tante, die von Ihnen und Ihrem Freund gespendete Summe, zum, wie sie sich immer burschikoserweise ausdrückte – verlumpen im Ratskeller, lieber in Lorchens Händen als in denen Meggendorfers gewußt, wie es scheint. /

Frh. v. Khanikoff war ja tatsächlich während des Krieges und [Ms: +] kurz nach sehr schlimm daran, und [Ms: +] Lorchen in ihrer Herzensgüte lud sie sehr oft trotz ihrer eignen Bedürftigkeit zum Essen im Gasthof ein. Jetzt ist Frh. v. Khanikoff durch den Verkauf kostbarer Möbeln wenigstens wieder vor Not geschützt.

Recht herzlichen Dank auch für die Adresse nach Amerika; wir sind bis jetzt noch nicht dazu gekommen, dahin zu schreiben, wollten es aber demnächst tun; es sollte Tag für Tag sein, aber ein Hauswesen ohne diesntbaren Geist und [Ms: +] mit einer Kranken fordert ja zu viel Zeit und [Ms: +] Kraft. /

/ Anselm läßt von jetzt ab Lorchens Pflugschaft an das hiesige Amtsgericht überweisen und [Ms: +] den kleinen Rest ihres Kapitals nach der bair[ischen] Staatsbank hier.

Eine Unterbringung in Aiblinger Krankenhaus war ausgeschlossen, da der Mindestpreis pro Tag 100 Mark gewesen wäre und sowohl ihr als uns auch der Gedanke sehr unsympathisch war. Fremde haben doch oft wenig Geduld mit Kranken, die solche Altersschwächen haben. Wir lassen nun Lorchens, leider durch ihre gewissenlose Umgebung sehr gelichteten Hausrat hierher kommen und verkaufen allmählich [Ms: allmählig] die Sachen. Morgen, den 13. ist Ludwig Feuerbachs // 39ter Todestag. Es wäre sehr erfreulich, wenn von Amerika aus ein erfolg käme; den Versuch machen wir einmal. Der Arzt glaubt bei Lorchens gesunden Organen und [Ms: +] ihrem noch so guten

Puls, kann sie noch 2-3 Jahre leben. In Ihrem letzten Briefe erwähnten Sie auch eine direkte Geldsendung an Lorchchen durch Ihren Freund Skjöberg [?]; diese muß verloren gegangen sein, niemand in Aibling wußte darum.

Und nun nochmals vielen herzlichen Dank, sehr geehrter Herr Professor für Ihre große Güte!

In dankbarer Freundschaft
Julie Feuerbach /

Z 51

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

18. Januar 1923

/ München, den 18. I. 1923

Vielen Dank für Ihre gütige Karte vom 2. Januar d. [J.], die meinem seit langem gehegten Vorsatz, Ihnen Nachricht von Lorchens Befinden zu geben, endlich zur Wirklichkeit werden läßt. Die letzten Monate waren sehr sorgenbeschwert und überarbeitsreich für mich. Drei Wochen vor Weihnachten mußte sich Ottilie einer sehr ernstesten Unterleibsoperation unterziehen; sie lag 16 Tage im Roten-Kreuz-Krankenhaus und von da zurückgekehrt, mußte sie natürlich sehr geschont, noch gepflegt und vor allen Dingen durch gute Ernährung wieder zu Kraft gebracht // werden. Sie können sich denken, wie sehr ich wochenlang vor und während der Operation von Sorgen und Angst erfüllt war. Gottlob verlief alles günstig und [] die Genesung schreitet befriedigend vorwärts.

Lorchens Zustand ist fortgesetzt der gleich traurige; geistig geht es höchstlich rückwärts; außer Bett kann sie gar nie mehr sein, da ihr Beine, beim Versuch zu stehen, vollkommen versagen hier und [] da quälen sie die Wunden vom Aufgelegensein, die aber, auf die vom Arzt verordnete Behandlung immer wieder zur Heilung kommen dazwischen; das Schlimmste und [] für sie und [] [uns] auch Unangenehme bleibt eben das völlig Versagen ihrer Natur. Die Wäsche ist kaum aufzubringen und macht eine ganz furchtbare Plage. Sie wird nicht ungeduldig, bleibt gütig und dankbar, lebt auch in dem Wahne, daß sie täglich ausgeht und immer aufsteht, eigentlich ein ziemlich vergnügliches // Dasein. Ihr Appetit ist immer brilliant. Es ist sehr betrübend, diesen geistigen Verfall vor Augen zu haben; wie gut konnte man, bei

Lorchens regem Interesse für alles, bei ihrer tiefen Allgemeinbildung, mit ihr plaudern und [] nun rinnt einfach bei ihrer enormen Vergeßlichkeit, alles an ihr ab.

Unsere Bitte in Amerika ist leider verhallt ohne Erfolg. Es ist zu schade! *Wenig* von dort wäre hier *viel* gewesen. Ob ich nicht den richtigen Ton getroffen in meinem Briefe oder ob der Verlag eine andere Richtung eingeschlagen? Wer weiß es! Ich lege Ihnen hier ein Abschrift des dorthin gerichteten Briefes bei.

Zu Ludwig Feuerbachs 50. Todestag am 13. September bekam Lorchchen allerlei Gedenkzeichen. Von Wilhelm Börner aus Liezen [Luzern ?] wurde ihr eine Nummer der „neuen freien Presse“ zugesandt mit einem sehr schönen Aufsatz über Ludwig Feuerbach – Sie besitzen ihn wohl selbst –. Die freireligiöse Gemeinde in Nürnberg hielt am Grabe und[] in einem Saale Gedenkfeiern ab, man sandt[e] Lorchchen die dort gehaltenen Reden und einen Betrag von 1500 Mark, der bei dieser Gelegenheit gesammelt wurde für sie. Leider bekommt man für diese Summe jetzt in Deutschland nicht ein Pfund Butter, das 2150 Mark kostet. Ein Herr Dr. Hager, der Lehrer der freireligiösen Gemeinde hier, ist ein *großer* Verehrer Ludwig Feuerbachs, hat auch im „Wahrheits-sucher“ sehr gute Aufsätze über L. Feuerbach veröffentlicht und [] diese Nummern Lorchchen gebracht. Damals im September hatte sie noch so viele Lichtblicke, daß ihre dieser Besuch, wenigstens momentan, Freude machte. Jetzt ist die Erinnerung daran vollkommen ausgelöscht.

Unsere furchtbar traurige politische Lage begreift Lorchchen gar nicht mehr; darum könnte man sie ja beneiden; denn unser Elend, unsere Knechtschaft, unsere Ohnmacht sind ja himmelschreiend! Was wird dieser jetzigen unerhörten Vergewaltigung folgen?

Nehmen Sie von Ottilie und[] mir die herzlichsten Grüße und [] viele guten Wünsche für ein *gesundes* neues Jahr [entgegen].

Freundschaftlichst Julie Feuerbach./

/ [Anlage:]

Brief an The Open Court Publishing Co.

P.O. [Post Office] Drawer 1‘, Chicago Ill[inois].

P. P.

Herr Professor Wilhelm Bolin in Helsingfors, der ein Freund und [Ms:+] Verehrer des Philosophen Ludwig Feuerbach war, schickte mir auf meine Mitteilung, daß dessen 83jährige Tochter durch die traurigen Zeitverhältnisse in sehr bedrängte Lage

gekommen sei, Ihre werthe Adresse, da er glaubt annehmen zu dürfen, von Ihrer Seite wäre vielleicht eine Geldzuwendung für Feuerbachs Tochter zu erhoffen, die jetzt sehr altersschwache Dame lebte 44 Jahre in Bad Aibling b[ei] Rosenheim Oberbaiern. Seit 3 Wochen, am 29. August 1922 habe ich sie ihrer großen Hilfsbedürftigkeit und [Ms:+] Verarmung wegen zu mir hierher nach München genommen. Da ich aber selbst nicht mit Glücksgütern gesegnet bin und [Ms:+] Feuerbachs Tochter, außer einem Kapital von 5000, nur noch durch Leibrente über eine // Jahresrente von 1400 M[ark] verfügt, im ganzen also im Jahr nicht 2 Dollars zu verleben hat, wäre es ein großes Glück für sie und[] würde ihr Leben noch sehr erleichtern und [] verschönern, wenn sich noch wohltätige Menschen fänden, die ihre traurige Lage verbessern helfen könnten. Bei der günstigen Valuta erhofft man sich in Deutschland so gerne Hilfe aus Amerika.

Feuerbachs Tochter ist seit 3 Jahren ihrer Altersschwäche wegen unter Pflęgschaft des Amtsgerichts Aibling gekommen, um sie vor ihrer gewissenlosen Umgebung zu schützen, die ihre Geschäftsunfähigkeit sehr mißbraucht. Von jetzt ab würde diese Pflęgschaft an das Vermundschaftsgericht München überwiesen werden. Ebenso wird ihr kleines Restvermögen von dem dortigen Bankier Meggendorfer (Filiale der bair[ischen] Hypotheken- und [] Wechselbank) jetzt der bairischen Staatsbank München überwiesen werden. Sollten Sie Feuerbachs Tochter eine Unterstützung gewähren können, wäre sie an die bair[ische] Staatsbank München die vom Amtsgericht gewählt wurde, für das Konto von Fr[äu]l[ein] Eleonore Feuerbach, das ihr dort errichtet wird, einzusenden./

/ Die Tochter Ludwig Feuerbachs ist eine Cousine meines verstorbenen Mannes, der Generaloberarzt im bairischen Heere war. Leider reicht aber meine Pension, bei der wahnsinnigen Teuerung hier jetzt, nicht für mein eigenes Leben aus.

Ich bin im 69. Lebensjahre und muß meinen Haushalt ganz selbst, ohne Hilfe eines Diensthofen besorgen.

Der Maler Anselm Feuerbach war auch ein Cousin von Fr[äu]l. Eleonore Feuerbach.

Wenn Ihnen eine Unterstützung der Tochter Ludwig Feuerbachs, dessen 50ter Todestag heute ist, möglich sein sollte, würden Sie sich das Verdienst einer sehr edlen Tat erwerben. Mit vorzüglicher Hochachtung

Julie Feuerbach Generaloberarztschwiter /

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

18. Januar 1923

/ München, den 18. I. 1923

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich hoffe Sie sind überzeugt gewesen, daß das lange Ausbleiben meines Dankes für Ihre so gütige und so sehr reiche Sendung nicht Mangel an Dankbarkeitsgefühlen bedeuten konnte. Eine gerade überstandene Grippe hatte mir bis jetzt die Fähigkeit zum Schreiben geraubt, sonst wüssten Sie längst, wie sehr uns Ihre schöne Sendung für Lorchchen gefreut hat. Leider ist diese selbst zu stumpf geworden, um Ihre Güte und Hilfsbereitschaft noch gebührend würdigen zu können; ihr Interesse reicht leider nur noch von einer Mahlzeit zur andern. Das stetig fortschreitende Versiegen aller Geistefunktionen außer des nur // Kranken wirkt ja erschütternd, beeinträchtigt aber ihre Lust am Essen nicht im geringsten. In letzter Zeit gesellt sich zu alle den schwer zu ertragenden Schwächen der Kranken nun auch noch eine große Unruhe, in der sie oft Stunden lang sehr laut, meist ihre Mama + ihren Papa betreffende Monologe führt. Der Arzt hat nun zur Beruhigung Morphiumtropfen verordnet, leider ist das aber auch ein so kostbares Beruhigungsmittel, ein kleines Gläschen 1000 Mark! Das Kapitel „Teuerung“ ist in Deutschland überhaupt jetzt so katastrophal geworden, daß an so viele, viele Türen jetzt der Hunger pocht; auch bei uns läßt er sich nur noch verscheuchen durch die Opferfreude guter Menschen. Außer Ihnen hat nun ein Herr Gustav Meyer aus Zürich in letzter Zeit auch noch 10 000 // Mark für Lorchchen gesandt, mein Sohn schickt monatlich 5000 Mark und ebenso viel eine Verwandte aus Nürnberg, die als Prokuriastin mit Tantiemenabzug des Jahresumsatzes ihres Geschäfts pekuniär sehr gut gestellt ist. Die Teuerung verschlingt aber Summen, alles rinnt wie Wasser durch ein Sieb. – Ein Pfund Butter 8000 M., ein Liter Milch 548 M., ein Ei jetzt 150 M. Und lawinengleich rollt diese Welle immerzu, wird immer größer und größer – bis wir glücklich unter ihr begraben sind.

Wissen Sie nicht, Herr Professor, welcher Art Lorchchens Beziehungen zu Hrn. Gustav Meyer in Zürich sind? Sie selbst kann gar keinen Aufschluß mehr darüber geben. Sind es Aiblinger Badebekannte von ihr oder ist Hr. Meyer ein Verehrer ihres Vaters?

Sehr schwer lastet auf uns allen das Unglück unseres Vaterlandes./

Wir geben uns der Hoffnung hin, der passive Widerstand im Ruhrgebiet und Rheinland wird endlich das grausame Friedensdiktat von Versailles zu Falle bringen und unsere schweren Knechtschaftsketten doch etwas lockern. Die ganze Weltgeschichte hat ja ein solch schmachvolles Mißbrauchen von Macht und [] Gewalt nicht gesehen. –

Wir verhehlen uns nicht, daß wir vor einer grauenvollen nächsten Zukunft stehen und dennoch – lieber tot als geknechtet! Otilie hat sich wieder gut erholt gottlob, ihr Gesang oder Klavierspiel wirken auf Lorchchen auch noch beruhigend; wenn sie unerträglich laut und [] lebhaft wird, greifen wir öfter zu diesem Mittel.

In letzter Zeit habe ich mit großem Genuß aus Lorchens Bibliothek Werke von Ihnen gelesen, sehr geehrter Herr Professor.

Lassen Sie sich nochmals recht recht herzlich danken für Ihre Treue und [] Güte!

Freundschaftlichst
Julie Feuerbach.

[*Am Rande:*] Aus Amerika hat sich leider nichts gerührt. Ob nicht von Familie *Kapp* noch in Amerika ansässig sind? Lorchchen weiß leider gar nichts mehr./

Z 53

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

14. Mai 1923

/ München, den 14. Mai 1923

Sehr geehrter Herr Professor!

Empfangen Sie herzlichsten Dank für Ihre so reiche Geldsendung für unsere Kranke! Ihre Güte, uns eine finanzielle Beihilfe zur Pflege Lorchens zu leisten, ist rührend und eine große Erleichterung und Beruhigung für uns; wachsen doch die Kosten bei der nachgerade in's Unerträgliche steigenden Teuerung von Tag zu Tag mehr und die Pflege bewegt sich ja leider auch in aufsteigender Linie. Es ist ein höchst unerfreulicher Zustand; man weiß gar nicht woher alle die Wäsche bringen. Lorchchen in ihrer / Apathie und Verblödung kommt das alles ja gar nicht zum

Bewußtsein, auch ihre Verarmung empfindet sie keine Minute bedrückend, was am besten eine kürzlich gemachte Äußerung beweist; auf mein Vorhalten und Bitten, ihre Wäsche doch nicht so gewaltsam zu zerreißen, wir hätten ja kein Geld, Wäsche anzuschaffen, [„]ich gehe eben zum Bankier und nehme Geld auf“, erwidert sie mit aller Seelenruhe. Dieser stete Bewegungstrieb der Hände liegt eben auch in Gehirnvorgängen begründet, sicherlich, denn boshaft ist sie ja gar nicht. In den letzten Tagen trat wieder ein kleiner // Schlaganfall ein, nachdem nun ihre bisherige Gepflogenheit, das ihr auf dem Krankentischchen dargereichte Essen selbst auszulöffeln, leider auch verloren ging, die Hände sind so unsicher geworden, daß man sie füttern muß, wie ein Kind jetzt. Mein Neffe der hier Prof[essor] für innere Medizin ist, besuchte sie gestern, konstatierte einen immer noch kräftigen Puls, trotz des starken geistigen Verfalls. Ein wünschenswertes Leben ist es sowohl für sie als für uns ja wirklich nicht mehr, aber es heißt nun eben sich in Geduld den Gesetzen der Natur fügen. Ein Gefühl der Dankbarkeit tritt doch öfter in die Erscheinung bei Lorchens gegen uns. Sie fühlt sich // stets als Gast bei uns und spricht von ihrer baldigen Abreise nach Aibling.

Lorchens, wie Sie meinen, ererbter Zug zum Egoismus ist aber sicher ganz besonders durch die verhimmelnde Erziehung ihrer beiden Eltern noch erheblich vertieft worden. Güte und Menschenfreundlichkeit sind ihr ja stets eigen gewesen, aber leider als einziges angebetetes Kind, das immer nur als Mittelpunkt galt, hat sie eben dann folgerichtig eine starke Eigenliebe herausgebildet.

Unsere politische Lage könnte einen zur Verzweiflung bringen. Mag die Schuld an dem unseligen Krieg nun liegen wo sie will, von unserem Erz-Urfeind Frankreich ist es noch mehr als mittelalterlich grausam und [] barbarisch auf einem besieigten, kaum noch zum Atmen fähigen Feind / *[Fortsetzung fehlt.]*

[Erste Briefseite am Rande:] Inzwischen leben Sie recht wohl und seien Sie nochmals innigst bedankt von ihrer freundschaftlichst ergebenen Julie Feuerbach. Ottilie grüßt vielmals./

Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin

30. Juni 1923

/ München, den 30. VI. 1923.

Sehr geehrter Herr Professor!

Lorchen hat nun ausgelitten. Am 23 ten Juni abends 9 Uhr schief sie ganz ruhig, ohne jeglichen Kampf ein, nachdem sie schon einen ganzen Tag vorher gar nichts mehr zu sich genommen hatte, auf Anrufen nicht mehr hörte und [] die Augen schon 8 Tage vorher nicht mehr geöffnet hatte. Am 26. Juni hat in aller Stille die Feuerbestattung stattgefunden; ihre Asche ist nach Nürnberg an die Verwaltung des Johannisfriedhofes übersandt // worden, wo sie im Grabe ihres Vaters und ihrer Mutter beigesetzt wird. „Papale, Mamale, o Vater, o Mutter“, hat sie während ihres Krankenlagers täglich geiß [?] tausendmal in allen Tonarten – der Klage, der Liebe, der Zärtlichkeit, der Verzweiflung und [] des Schmerzes – gerufen und [] gestöhnt. Mir gellt’s noch immer in den Ohren! So sehr man auch den Wunsch hatte, Lorchen möge erlöst werden und [], da die Pflege zu anstrengend und [] unangenehm war, wir mit, so bleibt angesichts des Todes, des Scheidens von dieser Erde für alle jedoch ein bitter schmerzliches Abschiedsgefühl. Lorchen war doch sehr dankbar für alles. Die Hoffnung, bald nach // Aibling zurückzukehren und dort wieder ganz gesund zu sein, hat sie verlassen, ebenso kam ihr nie zum Bewußtsein daß sie verarmt ist. Sie war doch ganz kindisch geworden allmählich, aber ihr Leben zuletzt war eine Bürde[?], nur Lamento, Schmerzen und [] Klagen. Da Lorchen protestantisch getauft und konfirmiert war, ließen wir sie ebenso begraben. Der Geistliche, dem ich einige Lebensdaten der Verstorbenen gegeben hatte, hat zu ihrem Gedächtnis herrliche Worte gefunden, frei von jeglicher Frömmerei.

Unter Hamoniumspiel entschwand ihr blumengeschmückter Sarg durch die Pforte, von der es keine Rückkehr mehr gibt. Leider mußte außer ferneren Verwandten, ich, als einzige Feuerbach, aber auch keine Blutsverwandte, an Lorchens Sarg stehen. Unsere arme Ottilie hat vor 4 Wochen, wohl infolge der vor einigen Monaten überstandenen schweren Operation und [] die zu einer Genesung in unserm Hause so sehr ungeeignete Atmosphäre einen völligen Nervenzusammenbruch erlitten, so daß wir ge-

zwungen waren, sie in das Krankenhaus, an dem mein Neffe Professor ist, in die dortige Nervenabteilung zu tun. Sie können sich wohl von meinem Leid, meinen Sorgen eine Vorstellung machen, sehr geehrter Herr Professor. Die Ärzte geben mir ja alle Hoffnung auf ein baldiges Ausklingen dieser ganz plötzlich aufgetretenen Nervenregung bei Ottilie, aber meine Angst malt mir // trotzdem sehr düstere Bilder.

Von Anselm, den ich mit Bestimmtheit erwartete und [] der auch fest vorhatte, zu Lorchens Feuerbestattung hier zu sein, traf dann auch noch die Nachricht ein, sein Ältester, Anselm Peter, sei an Diphtherie erkrankt und [] die Köchin läge mit Rippenfellentzündung im Krankenhaus, er könne unmöglich jetzt von zu Haus weg. So kam's, daß kein echter „Feuerbach“ Lorchens aus der Welt begleiten konnte.

Auf uns braust eben ein Hagelwetter nieder, ganz betäubend. Ob es sich auch einmal wieder aufhellen wird oder ob es uns erschlägt mit seiner schauerlichen Wucht? /

/ Und zu allem Deutschlands große Not, das Erdulden einer, uns in sadistischer Weise zugefügten fortgesetzten Schmach! Welcher *Rache*-Zündstoff wird da leider wieder aufgehäuft! Grotesk, verrückt sind alle Verhältnisse – eine Teuerung, daß man sich nun bald auf den Hungertod vorbereiten kann, weite Volkskreise, die besseren, in tiefster Not auf der einen Seite, auf der andren ein ekelregender Luxus und [] eine schamlose Schlemmerei der schnell reich gewordenen *Kavaliers*, wie sie sich nennen.

Bei einem mir bekannten Buchhändler wurde um 70 Millionen von einem dieser Herrn eine Bibliothek mit *schönen Einbänden* bestellt. Das sind die neuen // Kulturträger! Deutschland muß mit blutigen Fingerspitzen arbeiten, wenn es nicht ganz unter die Räder kommen will. Diese Jagd nach Geld, dieses wilde Spekulieren, alles Genie und Edle geht unter in dieser Gier.

Alles hat Wahnsinnspreise, 1 Pfd [Ms: Zeichen] Butter 30.000 M[ark], 1 Ei 1000 M[ark], ein Liter Milch 2800 M[ark] 1 Zentner Kohlen 50.000 M[ark] und s[o] f[ort].

Wer kann da überhaupt noch existieren? Dieser Gährungsprozeß wird immer beängstigender. Frankreich wird die Einsicht, daß der Bogen viel zu straff gespannt ist, zu spät kommen. Wir sind nun einmal verdammt, in dieser Zeitepoche zu leben und können ihr // unmöglich entrinnen, also *durch* – komme es wie es mag. –

Zum Schlusse. Lieber Herr Professor empfangen Sie noch recht, recht herzlichen Dank für Ihre gütige, so reichliche Mithilfe

bei Tragung der Kosten während Lorchens Krankheit, und übermitteln Sie diesen, bitte, auch Ihrem edlen Freunde Skjöberg. Sie dürfen die Genugtuung haben, Lorch noch sehr erfreut [folgt gestr.: zu haben] und uns die Möglichkeit gegeben zu haben, den Rest ihres Lebens noch schöner und [] besser gestalten zu können. Vielen, vielen Dank Ihnen beiden.

Ich bin erstaunt beim Durchlesen dieser Zeilen, wie düster alles ist, verzeihen Sie! Ich bin in meiner Stimmung begreiflicherweise auf einem großen Tiefstand angekommen. Lassen Sie es sich recht gut gehen,/
/[Fortsetzung am Rande der ersten Briefseite:] In treuer Freundschaft Julie Feuerbach.

[Dem Brief liegt eine Fotografie Ludwig Feuerbachs bei, eigenhändig unterzeichnet:

Ludwig Feuerbach
geb. zu Landshut d. 28. Juli 1804

Erstveröffentlichung: Ludwig Feuerbach, Briefwechsel, hrsg. v. W. Schuffenhauer, Leipzig 1963.]

Z 55

Wilhelm Börner an Wilhelm Bolin

3. September 1923

/ Bandberg, Post Mayrhofen
3. Sept[ember] 1923

Hochverehrter Herr Professor!

Endlich, endlich komme ich dazu, Ihnen ausführlich zu schreiben. Ich kann diesen Brief nicht anders beginnen als mit der Bitte, mir nicht böse zu sein, daß ich so selten und so wenig von mir hören lasse. Den Grund kennen Sie ja zur Genüge: ich stecke immer so stark in dringender unaufschiebbarer Arbeit, daß ich ohnehin teilweise die Nächte zu Hilfe nehmen muß, um nur einigermaßen meinen Verpflichtungen, die stetig wachsen, entsprechen zu können. Mit dieser Entschuldigung muß ich meinen *innigen* Dank für Ihre gütigen Briefe und Karten // und insbesondere für Ihre verständnisvolle Nachsicht verbinden. Wie gerne würde ich Ihnen auf jeden Ihrer gütigen Briefe sogleich antworten! Es schmerzt mich, daß ich es *nicht kann*. Aber ich bin zugleich glücklich darüber, daß Sie für dieses Unvermögen soviel

freundschaftliche Nachsicht gewähren. Ebenso habe ich für die freundliche Übersendung der Drucksachen und der Gizycki-Biographie (die mir bisher unbekannt gewesen) herzlichst zu danken.

Daß es überhaupt und noch dazu so rasch notwendig geworden ist, Ihre Wohnung zu verlassen und zu übersiedeln, hat mir und unserer Freundin sehr, sehr leid getan. Ich kann mir vorstellen, mit wieviel Mühe und Unannehmlichkeiten ein Wohnungswechsel verbunden ist – ich bin bisher von einem solchen bewahrt geblieben – und wie schwer es sein muß, sich in neue Räume einzugewöhnen. Es hat mich beruhigt zu erfahren, daß der Umzug verhältnis-//mäßig gut vonstatten gegangen ist und [ich] wünsche nun noch von ganzem Herzen, Sie mögen sich recht rasch in Ihr neues Heim eingewöhnen. Freilich bleibt auch im besten Falle die Enttäuschung über den früheren Hausbesitzer als traurige Lebenserfahrung dauernd bestehen.

Die Nachricht von dem Tode der Tochter Feuerbachs hat nach allem, was Sie mir über das schreckliche Schicksal der Bedauernswerten schrieben, auf mich befreiend gewirkt. Es ist schön, daß ihre Asche im Grabe der Eltern beigesetzt werden wird. Nun möchte ich Sie, verehrter Herr Professor, um einen Rat bitten. Zu Beginn des Krieges (es mag 1914 oder 1915 gewesen sein; ich habe den Brief in Wien) schrieb mir die nunmehr Verstorbene, sie wolle den ganzen literarischen Nachlaß ihres Vaters *mir* übergeben. Ich nahm die Schenkung dankbarst an, bat aber, von einer Zusendung (wegen der Unsicherheit der Postverhältnisse und bei dem ungeheuren Wert des Gutes) während des Krieges abzusehen. Ich bitte Sie nun, mir gütigst mitzu-//teilen, an wen ich mich in dieser Angelegenheit jetzt wenden soll. Ich möchte mich natürlich nicht auf die Schenkung versteifen, aber ich fühle mich in gewisser Hinsicht für diesen kostbaren Nachlaß mit verantwortlich und muß doch wissen, was geschehen soll, um ihn zu schützen und zu wahren. Ich wäre für einen freundlichen Rat sehr dankbar.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich erwähnen, wie es mit der „Feuerbach-Gesellschaft“ gegenwärtig steht. Wie vorauszusehen war, haben die Philosophie-Professoren in Deutschland fast alle abgelehnt, den Aufruf zu unterzeichnen, obwohl wir ohnehin nur an einige „weiße Raben“ herangetreten sind. Bisher haben nur noch Spitzer in Graz, Dozent Kammerer, Doz. Boretz [oder Roretz?] (ein Schüler des Einigen) in Wien und Prof. Schmiedt in Jena unterzeichnet. Es dürften noch einige dazukommen, aber

keine Philosophen. Sanitätsrat Juliusberger und ich meinen, daß wir im Herbst mit dem Aufruf in die Öffentlichkeit treten sollten. Freilich verhehle ich mir keineswegs, daß gegenwärtig // ein sehr schlechter Zeitpunkt ist. Aber anderseits: Wie lange und worauf soll man warten? Auch diesbezüglich wäre ich für Ihren gütigen Rat *sehr* dankbar.

Ihre Manuskripte, die Sie so gütig waren, mir über Leipzig zukommen zu lassen, habe ich nun alle gelesen und drücke Ihnen im Geiste für den großen Genuß, den mir die Lektüre bereitete, *innig* die Hand. Ihre in Bezug auf einige Beiträge geäußerten Bedenken teile ich nicht. Ich bin der Meinung, daß alles „druckreif“ – im höheren Sinne – ist und eine Bereicherung der Literatur bedeutet. Nur hinsichtlich der Veröffentlichung in absehbarer Zeit bin ich skeptisch, weil die Drucklegung gegenwärtig in Deutschland *hunderte von Millionen* kosten würde, zu deren Investierung sich heute und in nächster Zeit kein Verleger bereit finden wird. Aber da ja nichts von den Abhandlungen „für den Tag“ geschrieben ist, sondern alles dauernden Wert hat, ist der Gedanke nicht erschreckend, // daß die Veröffentlichung nicht sogleich erfolgen kann. Die Verhältnisse in Deutschland haben sich derart zuge-spitzt, daß es *sehr bald* zu einer Änderung kommen *muß* und dann werden auch wieder für geistige Dinge bessere Zeiten eintreten. Schon heute sehe ich mit Freude und Spannung der zweiten Paket-Sendung entgegen.

Ich habe, wie schon erwähnt, eine sehr arbeitsreiche Zeit hinter mir. Die „Geschichte der Ethik“ ist nun ganz fertig und ich hoffe, daß Ihnen das Buch in den nächsten Tagen (oder zumindest Wochen) zukommen wird. Ich wäre glücklich, wenn Sie mit ihm zufrieden wären. Die Änderungen sind nur geringfügig und doch steckt in ihnen eine immense Arbeit.

Das „Lehrbuch der Psychologie“ gibt Prof. Siegel heraus. Es ist von mehreren Fachleuten bearbeitet worden. Ich hatte mehrere Abschnitte übernommen und auch damit viel zu tun.

In der tschechoslowakischen Republik wird mit diesem Schuljahre in allen Volks- und Bürgerschulen Moralunterricht als obligater Hauptgegenstand eingeführt. Den // Klerikalen, die dagegen wütend ankämpfen, wurde nur die Konzession gemacht, daß der Moralunterricht mit Bürgerkunde verbunden wird (wie in Frankreich) und daß man das anständige Wort „Moralunterricht“ vermeidet und „Bürgerkunde und staatsbürgerliche Erziehung“ sagt. Die Regierung gibt nun ein Handbuch für die Lehrer heraus und hat mich eingeladen, einzelne (rein ethische) Teile zu verfas-

sen. Diese Einladung hat mich sehr gefreut, aber mich auch viel Zeit gekostet. Mehr als zwei Wochen hindurch habe ich täglich 10 Stunden geschrieben. Ich bin insofern mit meiner Arbeit nicht zufrieden, als ich mich an den Lehrplan halten mußte, der viele Fehler und Mängel hat. Immerhin würde ich wünschen, daß wir in Österreich schon so weit wären! Leider ist davon keine Rede. Wir haben eine klerikale Regierung und müssen froh sein, wenn wir unsere republikanischen [...] *bewahren*. Ein Fortschritt wäre nur möglich, wenn die kommenden Wahlen im Oktober den Klerikalen eine Niederlage brächten. Aber ich fürchte sehr, daß dies nicht der Fall sein werde.

Gegenwärtig schreibe ich an einem Referat über die // Ethik-Literatur der Jahre 1916–1921 für Steins „Archiv für Philosophie“. Das ist eine Riesenarbeit, die mich in den nächsten Wochen noch ganz und voll in Anspruch nehmen wird.

Dann kommt – neben der Tätigkeit in der „Ethischen Gemeinde“ und der Vortragstätigkeit – eine neue zeitlich-gebundene Arbeit an die Reihe. Ich soll in einem Jahr einen *Hume-Band* für die Frommann'schen „Klassiker der Philosophie“ schreiben. Auch diese Arbeit macht mir *sehr viel* Freude. Ich liebe Hume und finde, daß man ihm im allgemeinen viel zu wenig gerecht wird. Er hätte schon längst verdient, unter die „Klassiker“ aufgenommen zu werden!

Was Sie über Bettelheims Verhalten zu Kleinberg schreiben, ist empörend. Kürzlich bekam ich von letzterem die Nachricht, daß er nun zum Lehramt zurückberufen worden ist. Ich bin glücklich darüber und fest überzeugt, daß wir von ihm noch viel Vortreffliches zu erwarten haben.

Vor einiger Zeit teilte mir mein Verleger mit, daß die „Charakterbildung der Kinder“ ins Dänische übersetzt werden soll. Ich freue mich innig darüber.

Nun will ich aber für heute Schluß machen.

Ich bitte, Herrn Walter von mir herzlichst zu grüßen.

In inniger und treuer Verehrung
Ihr Wilh[elm] Börner

Am 15. d[es] M[onats] kehre ich nach Wien zurück. /

Z 56

Wilhelm Börner an Wilhelm Bolin

30. Oktober 1923

/ Wien, 30. Okt[ober] 1923

Hochverehter Herr Professor!

Nun habe ich wieder für mehrere gütige Briefe und für die wertvolle Holbach-Sendung herzlichst zu danken.

Frau Feuerbach teilte mir mit, daß der Nachlaß vor mehreren Jahren der Univ[ersitäts]-Bibl[iothek] in München übergeben worden ist. Ich halte diese Maßregel für sehr vernünftig, denn eine derartige kostbare Sache gehört nicht in Privatbesitz.

Die Nachricht über die Grazer „Tagespost“ ist sehr fatal. Herr Böhm hat mir auch schon diesbezüglich geschrieben.

Die Büste unseres Einigen dürfte am 10. Todestag in den Arkaden der Universität zur Aufstellung gelangen.

Ich habe sehr viel zu tun, arbeite auch fleißig an Hume und danke speziell für alle Winke. Demnächst werden wieder meine Vortagsreisen in die Tschechoslowakei beginnen.

In den Mitteilungen über Hartmann war mir mancherlei neu.

Viele herzliche Grüße an Herrn Walter!

In herzlicher Verehrung

Ihr

Wilh. Börner /

Z 57

Henriette Feuerbach an Unbekannt

Dedikation Peter Feuerbach

Fasz. 2, Briefe

Brieffragment (betr. Uhde Bernays)

Henriette Feuerbach an Emma Herwegh

ohne Datum

/ Lichtenthal Donnerstag morgen.

Meine Teure!

Anselm erwartet heute den Karlsruher Geschäftsmann wegen des Gastmahls. – Da wir nur ein Zimmer haben und ich dabei sein soll, bitte ich Dich, heute nicht zu kommen. – Wir bleiben noch Sonnabend und vielleicht auch Sonntag. –

A[nselm] hat gestern aus freien Stücken gesagt, er wolle Deinen Mann besuchen – So ist es immer. Er respektiert [*gestr.*: alle] keine Familienverbindungen, sondern nur seine *eigenen persönlichen* Verhältnisse. Da läßt sich nichts ändern.

Herzliche Grüße

D[eine] Henriette F. /

I. 4. Untersuchungen und Erläuterungen

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

1186

Randbemerkung: Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: 28 H[elsing]fors [...] März 69.

Originalhandschrift: UB Helsinki

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 199-201.

Datierung: Die Datierung des ersten Teil des Briefes auf Ende Januar/Anfang Februar 1869 ergibt sich aus dem zweiten Teil des Briefes, den Feuerbach am 12. Februar 1869 geschrieben hat (siehe Z. 27-29). Auf das Jahr kann durch Bolins Vermerk auf der ersten Blattseite geschlossen werden. – K. Grün datierte den Brief auf Anfang Februar 1869 und den zweiten Teil auf den 22. Februar 1869.

Textvergleich: 3 bei N[ürnberg] *Fehlt in BwN 5-6* einmal wieder: wieder einmal *BwN 14* Zeitungsnummern *In BwN folgt:* von 13 und eilig *Fehlt in BwN 15* ein *Fehlt in BwN 16-17* (v[om] 17. S[e]pt[ember] [18]68): vom 15./17. Septb. 68 *BwN 28* 12. Febr[uar 1869]: 22. Februar *BwN 36* am andern: den folgenden *BwN 41* diesen: den *BwN 41* als: wo *BwN 47* düstrer: düsterer *BwN 61* schreiben: schrieben *BwN 61* Doktorhabilitation: akademische Thätigkeit *BwN*

Erläuterungen: 7 katholisch gewordenen Schwester: Rebekka Magdalena von Dobeneck, geb. Feuerbach, genannt „Helene“, (1808-1888) Vgl. GW 20, Erl. zu Brief 858, S. 464, Z. 54-55. 11 „Démocratie“: La Démocratie. Liberté, égalité, fraternité, Paris, Bordeaux 1868-1871, von dem französischen Historiker und Publizisten Charles-Louis Chassin (1831-1901) herausgegebene Wochenzeitung. 16 Ihren Brief: Gemeint ist der Brief Bolins vom 17. September 1868 aus Helsingfors Vgl. GW 21, Brief 1152, S. 355-358 52 meiner schriftstellerischen Tätigkeit: Vgl. Zur Moralphilosophie in (GW 16). 61 Ihre Doktorhabilitation: Vgl. W. Bolin, Undersökning af läran om viljans frihet, med särskildt afseende a Kants behandling af problemet, Helsingfors 1868 [Untersuchung von der Lehre über die Willensfreiheit, mit besonderer Berücksichtigung der Behandlung des Kantischen Problems]

1187

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/2.
3

Korrektur: 45 verlangt *Im Original unleserl. Korr.* 46 muß *Korr. im Original:* stellt

Erläuterungen: 4 Ihren Brief: Siehe GW 21, Brief 1140, S. 329. 50-53 indem Sie in genialer Weise darlegten ... sind: Siehe GW 21, Brief 1123, Z. 55-64, S. 295-296; vgl. L. Feuerbach: Das Wesen des Christentums (GW 5).

1188

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/2.
4.

Streichungen: 43 Religion *gestr.:* etwas 49 sagen: *gestr.:* Got[t]. 53 riet zu *gestr.:* al[lem]. 69 Unendliche *gestr.:* nicht 74 weniger *gestr.:* Unannehm[lichkeiten]. 84 ich *gestr.:* aber dann. 86 Recht *gestr.:* und kein

Erläuterungen: 79-80 Ihnen ... zu schreiben: Siehe Brief 1187 vom 14. Februar 1869. 119-123 Das, was Sie ... Volk sei: Vgl. SW 8, S. 366 (GW 6, S. 316).

1189

Randbemerkung: Der Schlußteil des Briefes (Z. 138-143) befindet sich als Randbemerkung auf der ersten Seite des Originals.

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/7.
46.

Erläuterungen: 3 Helsingfors: Helsinki (schwedisch) 11-12 Die Professur ... entgangen: Bolin bewarb sich um den vakant gewordenen Lehrstuhl des Nationalphilosophen und Staatsmannes Johan Vilhelm Snellmann (1838-1881), der im März 1863 zum Direktor der Finanzkommission des Senats ernannt worden war. Bereits 1864 hatte Bolin einen Versuch unternommen, stieß mit seiner Arbeit allerdings auf so massive Kritik, daß er seine Bewerbung zurück zog und sich vorläufig mit einer Dozentur begnügte. Vgl. Juha Manninen/ Georg Gimpl, Prometheus im Abseits? Andreas Wilhelm Bolin und sein Kampf um die Aufklärung. In: Kuka oli Wilhelm Bolin? (Ausstellungskatalog). Hrsg. von Kristiina Hildén. Helsinki: 1991. S. 58-92. 14-16 Der Posten

... zuerkannt worden: Die Stelle erhielt Karl Gabriel Thiodolf Rein (1838-1919) **19** Hegeltum: An der Universität Helsinki, dem einzigen philosophischen Lehrstuhl Finnlands (als Teil des russischen Zarenreichs), gab es seinerzeit nur Hegelianer im universitären Establishment. **24** zum Vorgänger im Amt: J. V. Snellmann erhielt 1856, nachdem der Lehrstuhl für Philosophie aus politischen Gründen für einige Jahre aufgelöst wurde (Zar Alexander II. betrachtete die phil. Fakultäten als Brutstätten eines gefährlichen, demokratischen Geistes) eine Professur unter der Bezeichnung „System der Sittenlehre und Wissenschaft“, da Philosophie als Begriff noch brisant war. **67** etwaige Reise: Vgl. Brief 1192 vom 20. August 1869. Dort erklärt F. seine Reiseabsichten nach Happurg, um seinen Neffen Anselm zu besuchen, sowie eine nicht näher bestimmte Reise nach München. **74** meiner Frau: Thilda Bolin, (1845-1907) geb. Snellmann **84** Psychol[og]ie: Bolin bezieht sich hier auf die ersten, bis dato erschienen Bände des insgesamt zehn Bände umfassenden Hauptwerkes von Herbert Spencer: *A System of Synthetic Philosophy*, London 1860-1896. **130-131** von den beiden Luthern: Bolin berichtet, daß L. Feuerbach scherzend zu sagen pflegte: „Ich bin Luther II“ Vgl. W. Bolin, *Über Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß*, Helsingfors 1877, S. 43. **133-134** Im Druck ... meines politischen Werkes: *Europas statslif och filosofins politiska lärör. Den nyare historiens hufvudepoker betraktade ur filosofisk synpunkt*, Helsingfors 1870-1871.

1190

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/38. 2.

Erstveröffentlichung, gekürzt: BwN II, S. 204-205.

Textvergleich: **5** Cher ... professeur *Hervorgehoben in BwN 7* l'ethnographie de la Perse *Hervorgehoben in BwN 32* iranienne *Hervorgehoben in BwN 36-66* En ethnographie ... serviteur *Fehlt in BwN*

Erläuterungen: **6-7** mon travail sur l'ethnographie de la Perse [meine Arbeit über die Ethnographie Persiens]: Nikolaj Vladimirovic Chanykov, *Mémoire sur l'ethnographie de la Perse*, Paris 1866. **10** mon premier travail [meine erste Arbeit]: Nicolas de Khanikoff, *Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale*, in: *Recueil de voyages de mémoires publ. p. la société de géogra-*

phie. T. 7, P. 2, Paris 1861.

1191

Originalhandschrift: Stadtbibliothek Nürnberg, Autogr. 1576a.

Erläuterungen: 5-6 unter Kreuzband: als Drucksache, Versand gegen ermäßigte Gebühr

1192

Randbemerkung: Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: 29 München, Sonntag d[en] 22. Aug[ust] [18]69.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 13 und 26 Happurg *Im Original:* Habburg

Erläuterungen: 15 mein Neveu [Neffe] Anselm: Anselm Ludwig Feuerbach 16 seine Schwester: Elise Heigl, geb. Feuerbach. 17-19 Wie schön wäre es ... München getroffen hätten!: Vgl. Brief 1189: Bolin besuchte München während seiner Rundreise durch Deutschland. 29 der andere ... Deubler: Es ist nur das Antwortschreiben Feuerbachs erhalten geblieben (Siehe Brief 1193 an Konrad Deubler vom 21. August 1869).

1193

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 229-230.

Textvergleich mit Deubler BW (Bd. 2, S. 45-46): 22 ganz *Fehlt in Deubler BW* 23 zu einer: zur *Deubler BW* 24 bekannten *Fehlt in Deubler BW* 25 Dummköpfe *In Deubler BW folgt:* aber 31 in entgegengesetztem Sinne: im entgegengesetzten Sinne *Deubler BW*

Erläuterungen: 8-9 Was Du mir von ... Uhlich schreibst: Leberecht Uhlich (1799-1872), zunächst Pfarrer, aufgrund seiner rationalistischen Anschauungen und ständiger Mißachtung der kirchlichen Liturgie folgte 1847 die Amtsenthebung. Begründer der „Lichterfreunde“ und Mitbegründer der Freireligiösen Bewegung, über Jahre hinweg Prediger der Freien Gemeinde in Magdeburg. Dank seines hohen Ansehens wurde er im Mai 1848 in die preußische Nationalversammlung nach Berlin gewählt. Er

gehörte dort zur Fraktion des gemäßigten linken Zentrums und plädierte für eine konstitutionelle Monarchie. Nach der Niederlage der Revolution unterstützte er Emigranten, die in der Schweiz Zuflucht vor Verfolgung gesucht hatten, indem er Geld sammelte. 1850 wurde Uhlich das erste Mal vor Gericht gestellt. Der Vorwurf der „Majestätsbeleidigung“ konnte aber nicht nachgewiesen werden, so daß er freigesprochen werden mußte. Uhlich wurde auch später aus geringfügigen Anlässen angeklagt, hatte insgesamt 16 Prozesse durchzustehen; erhielt Geldstrafen und saß mehrmals im Gefängnis, das letzte Mal mit 66 Jahren. Ab 1867 hatte er den Vorsitz des Arbeiterbildungsvereins „Germania“ inne. Vgl. Jürgen Engelman, Leberecht Uhlich. In: Magdeburger biographisches Lexikon: 19. und 20. Jahrhundert; biographisches Lexikon für die Landeshauptstadt Magdeburg und die Landkreise Bördekreis, Jerichower Land, Ohrekreis und Schönebeck; hrsg. von Guido Heinrich, Gunter Schandera, Magdeburg 2002, S. S. 742-743 **20** von den Konzilen denke. Von dem römischen ... : Erstes Vatikanisches Konzil fand vom 8. Dezember 1869 bis zum 20. Oktober 1870 statt. Vgl. Erl. Brief 1199 **26** Syllabus: Syllabus Errorum (Verzeichnis der Irrtümer) ist eine 1864 veröffentlichte Liste von 80 Thesen, die von Papst Pius IX. als falsch verurteilt wurden. Der Syllabus ist eine Reaktion auf innerkirchliche Streitigkeiten (z. B. Modernismus), aber auch auf die Auseinandersetzungen zwischen katholischer Kirche und den Weltanschauungen des 19. Jahrhunderts wie Liberalismus, Sozialismus usw. Vgl. Pius IX, Die Päpstliche Encyclica vom 8ten Dezember 1864 und das Verzeichnis der achtzig von dem heiligen Stuhle verurtheilten Irrthümer der Neuzeit: nebst erläuternden Bemerkungen, Regensburg 1865. **29** das entgegengesetzte Konzil: 1869 fand in Neapel als Gegenveranstaltung zum Vatikanischen Konzil ein Freidenkerkongreß statt. Dort wurde beschlossen 1870 in Genf zusammenzukommen, um einen Internationalen Freidenkerbund zu gründen. Der Deutsch-Französische Krieg 1870-71 verhinderte dies jedoch, so daß erst 1880 in Brüssel die Fédération Internationale de Libres Penseurs gegründet wurde. Ein Jahr später, am 10. April 1881, fand dann in Frankfurt/Main der Gründungskongreß des Deutschen Freidenkerbundes statt. **39** vielleicht ... sichtbarer: Der einzige, allerdings mehrwöchige Besuch mit Frau, Tochter und Bolin in Goisern fand, trotz wiederholter Einladung Deublers und Reiseversprechen L. Feuerbachs, im Sommer 1867 statt. Das nächste Treffen wurde ein Besuch Deublers auf dem Rechenberg

am 10. Mai 1870. Danach kam es nur noch zu einem weiteren, letzten Treffen am 20. Februar 1872. Deubler besuchte L. Feuerbach insgesamt fünf mal, nachdem er 1862 auf den Rechenberg kam ohne den abwesenden Feuerbach zu treffen. Bei diesem Besuch wurde Deubler aber von Tochter Leonore und Frau Bertha Feuerbach als Gast empfangen. Dieser Besuch stellt den Anfang der Freundschaft und den damit einhergehenden Briefwechsel zwischen L. Feuerbach und Konrad Deubler dar.

1194

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN 2.Bd, S. 206-207.

Erläuterungen: 7 „Die Neue Zeit“: Eine in New York erscheinende deutschsprachige Zeitschrift, die sich für die Gleichberechtigung von Frauen einsetzte und auch in Deutschland Verbreitung fand. Die Zeitschrift erschien zuerst am 25. September 1869 und wurde bis zum Sommer 1872 von Mathilde F. Wendt herausgegeben. Vgl. GW 1, LVI-LVII. 9-10 1830 schrieb ich: Siehe L. Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satirischer Xenien herausgegeben von einem seiner Freunde, Nürnberg 1830 [anonym] (GW 1, S. 175-515) 25 Bruders Anselm: Joseph Anselm Feuerbach (1798-1851), klassischer Archäologe und Professor der Philologie. Er wurde berühmt durch seine Schrift über die antike Marmorskulptur „Apollo von Belvedere“. Vgl. J. A. v. Feuerbach, Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen, Nürnberg 1833.

1195

Originalhandschrift: UB Heidelberg, Sign. Heid. Ms. 3847,1.

Erläuterungen: 3 E. La Rigaudière veröffentlichte eine Schrift zur Geschichte der religiösen Verfolgung in Spanien. Vgl. Histoire des persécutions religieuses en Espagne, Juifs, Mores, Protestants, Paris 1860.

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935b/10,1.

Korrektur: 16 möge *Im Original:* mögen. 39-40 „Lebenszeichen“ *Im Original:* „Lebenszeiche“.

Erläuterungen: 1 Isaak Löw Chronik: Jüdischer Journalist und Schriftsteller (geb. 1825 in Posen), der in Lexika als Isaak Löw Chronik geführt wird. 1848 emigrierte Chronik in die Schweiz, gründete 1856 in Amsterdam eine jüdische Reformgemeinde und war seit 1860 Redakteur der „Posener Zeitung“. 1866 folgte er einem Ruf der jüdischen Reformgemeinde „Sinai“ nach Chicago und kehrte 1872 nach Berlin zurück.

6 Ihre so herzvollen Worte vom 12. d[es] vorigen Monats: Der Verbleib dieses Briefes ist nicht bekannt. 16 mit fernerer Heften zu behelligen: In Chicago gab I. Chronik 1869 den 1. Jahrgang der Zeitschrift „Zeichen der Zeit. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie u. Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit“ heraus, in der er auch eigene Beiträge veröffentlichte. Eine erste Sendung an Feuerbach mit der Bitte um Mitarbeit an den „Zeichen der Zeit“ (der Verbleib dieses Briefes ist nicht bekannt) war wohl der Anlaß für das, in diesem Brief erwähnte Schreiben Feuerbachs an Chronik vom 12. 10. 1869, in dem er abschlägig antwortete. In Deutschland führt nur die UB-Bibliothek Erlangen-Nürnberg den 1. Jahrgang (1869) dieser Zeitschrift in ihrem Bestand. Nach seiner Rückkehr aus Amerika gab Chronik die „Zeichen der Zeit“ ab 1874 unregelmäßig in Berlin heraus. Die letzte nachgewiesene Nummer wird mit 7. Jahrgang, September 1885 annonciert. 26 „Das Mädchen aus der Fremde“: Vgl. F. Schiller, Das Mädchen aus der Fremde. In: Musenalmanach für das Jahr 1797, hrsg. von Friedrich Schiller, Tübingen 1797, S. 17-18.

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935b/75.11

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 205-206.

Textvergleich: 6-16 Voilà ... contribué *Fehlt in BwN* 14 grands: grand *BwN* 23 ou bourgeois: et bourgeois *BwN* 26 de toute: de tout *BwN* 27 sa dynastie: la dynastie *BwN* 29 républicains: républicain *BwN* 29 orléanistes: orléaniste *BwN* 43 qui *Fehlt in BwN* 51-67 Je vous ... de'voué *Fehlt in BwN* 70-83 J'ajoute ...

compliments *Fehlt in BwN*

Erläuterungen: **11** Mme et Mlle Feuerbach [Frau Gemahlin und Fräulein Tochter]: Bertha Feuerbach, geb. Löw und Leonore Feuerbach **27** l'empereur [des Kaisers]: Napoleon III., Charles-Louis-Napoleon Bonaparte (1808-1873), Neffe von Kaiser Napoleon I; von 1849 bis 1852 Präsident der französischen Republik, ließ sich am 2. Dezember 1852 zum Kaiser der Franzosen ausrufen. **36** [17]89: In der dreigliedrigen Ständeordnung im Frankreich des Ancien Régime gehörten dem sozial sehr heterogenen Dritte Stand, sowohl das Großbürgertum als auch Handwerker, Bauern bis hin zu den städtischen Unterschichten an. Sie waren den beiden anderen Ständen, Adel und Klerus zahlenmäßig überlegen, aber hinsichtlich des politischen Einflusses benachteiligt. Aufgrund zunehmender wirtschaftlicher Bedeutung sowie eines wachsenden Selbstbewußtseins forderte das Bürgertum daher 1789 Gleichheit gegenüber Adel und Klerus und stürzte während der Revolution das alte Gesellschaftssystem, um sich zu emanzipieren. **75-79** l'ouvrage ... de vous l'envoyer [das Werk ... es Ihnen zu schicken]: Jacques Charles Bailleul, Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme La Baronne de Staël ayant pour titre: Mémoires et Considérations de la révolution française, 2 Bde., Paris 1819. Vgl. GW 21, Erl. zu Brief 1124, S. 496, Z. 80.

1198

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 207.

Erläuterungen: **5** Die „Die Neue Zeit“ war eine in den Jahren 1869 bis 1872 in New York erscheinende Wochenschrift für Politik, Wissenschaft, Belletristik, Kunst und Literatur **10-11** „die Zahl ihrer Abonnenten ... helfen“

1199

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 230-232. Deubler BW, Bd. 2, S. 46-48.

Textvergleich mit Deubler BW: 3 Jänner: Januar *Deubler BW 25-26* um in Wien der freien Gemeinde sich anzuschließen: um sich der freien Gemeinde in Wien anzuschließen *Deubler BW 46* mir *Fehlt bei Deubler BW 53* größte, kühnste: kühnste und größte *Deubler BW 62* wichtiges, was: Wichtiges? Was *Deubler BW*

Erläuterungen: 12 Deine gute Eleonora: Leonore Feuerbach (1839-1923), Tochter von L. Feuerbach **17** Konzil in Rom: Das Erste Vatikanische Konzil (Vaticanum I), das von der katholischen Kirche als das 20. Ökumenische Konzil angesehen wird, fand vom 8. Dezember 1869 bis zum 20. Oktober 1870 statt. Es verkündete 1870 ein Lehrdokument über den katholischen Glauben, erklärte darin den Papst zur höchsten innerkirchlichen Rechtsinstanz und erhob die Lehre von seiner Unfehlbarkeit zum Dogma. **42** Buch über „Tod und Unsterblichkeit“: Vgl. L. Feuerbach, Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satirischer Xenien herausgegeben von einem seiner Freunde, Nürnberg 1830 [anonym] (GW 1, S. 175-515) **61** Fritz: Friedrich Heinrich Feuerbach (1806-1880), jüngerer Bruder von L. Feuerbach, Philologe, Verfasser von Schriften über die Religion, in denen er die Gedanken seines Bruders popularisierte. **61** Tante Elisa: Elisa (Elisa) Feuerbach (1813-1883), Schwester L. Feuerbachs. **70** meinem Weibe: Eleonora O. Deubler, geb. Gamsjäger (1831-1875).

1200

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach BwN II.

Erstveröffentlichung, gekürzt: C. Beyer: Leben und Geist Ludwig Feuerbachs, Leipzig 1873, S. 39.

Erweiterte Veröffentlichung: BwN II, S. 232.

Textvergleich mit Beyer: 3 Nürnberg, den *Fehlt in Beyer 4-8* Mein lieber Deubler ... denn *Fehlt in Beyer 8-9* die sie angeblich gläubig mitmachen: die angeblich gläubig sie (die Religion) mitmachen *Beyer 9-10* glauben aber nicht wirklich: aber glauben nicht wirklich *Beyer 10-11* wegen eines Glaubens: um eines Glaubens willen *Beyer 12-22* Aber mußt Du ... Feuerbach *Fehlt in Beyer*

Erläuterungen: 15 deinen Austritt: Vgl. Brief 1199. Deubler bittet hierin L. Feuerbach um Rat, hinsichtlich eines Kirchenaus-

tritts.

1201

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/7. 47.

Korrektur: 20 wurde *Original*: befiel

Erläuterungen: 3 Helsingfors: Helsinki (schwedisch)

11 im Frühherbst trennten: vgl. Brief 1189: hierin wird von Bolin die Besuchsabsicht gegenüber Feuerbach für den Herbst 1869 geäußert. 39-41 der erste Band ... (schwedisch): Das Gesamtwerk „Europas statslif och filosofins politiska läror. Den nyare historiens hufvudepoker betraktade ur filosofisk synpunkt. Helsingfors 1870-1871“, ist in zwei Bänden erschienen. Die angesprochenen Teilveröffentlichungen in den Jahren 1868 und 1869 sind nicht nachgewiesen. 46 Eine deutsche Übersetzung: Das Werk ist nicht in deutscher Übersetzung nachgewiesen. 54-56 Über diese meine Schrift habe ich ... Bericht gegeben: 71-72 mich zum außerordentlichen Professor ... ernannt: Bolin wurde zum Direktor der Universitätsbibliothek berufen. 93 zu meiner Mutter gereist: Ernestine B., geb. Römpler, Tochter aus gutbürgerlichem Hause eines Hofjuweliers. Wie ihr Ehemann, Carl Eduard B., deutsch-schwedischer Abstammung. 106 unseres greisen Joh. Ld. Runeberg: Johan Ludvig Runeberg (1804-1877), bedeutender finnischer Nationaldichter, der am 5. Februar mit dem Runebergtag geehrt wird. Dichter der finnischen Nationalhymne. 107 Das fragliche Drama: J. L. Runeberg, Die Könige von Salamis, Helsingfors 1869. (schwedische Erstauflage: Johan Ludvig Runeberg, Kungarne på Salamis, Örebro 1863.) 113 Aias: eine Tragödie des Sophokles 119 Piehl & Fehling: Lübecker Firma 134 meiner Frau: Bolin, Thilda, geb. Snellmann.

1202

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/75. 11.

Erläuterungen:

26 Depuis le 2 décembre [nach dem 2. Dezember]: Der 2. Dezember 1851 war der Tag des Staatsstreichs von Charles-Louis-Napoléon Bonaparte (1849-1852 Präsident der Zweiten Republik), infolgedessen es zu blutigen Kämpfen in ganz Frankreich kam und die Napoleon für sich entscheiden konnte. Auf-

grund eines Plebiszites vom 21. November 1852 ließ er sich schließlich am 2. Dezember 1852 zum Kaiser Napoleon III. ausgerufen. **34** *princes d'Orléans* [Prinzen von Orleans]: Seit 1374 ist Orléans die Bezeichnung des Herzogstitels verschiedener Seitenzweige des französischen Königshauses. Die Linie Orléans gelangte mit Ludwig XII. auf den französischen Thron. Das jüngste Haus der Orléans war die wichtigste Nebenlinie der Dynastie der Bourbonen. Von 1830-1848 war mit Louis Philippe (der „Bürgerkönig“) ein Angehöriger dieses Hauses auf dem Königsthron. Durch ein Dekret der Nationalversammlung vom 26. Mai 1848 wurde die Familie Orléans aus Frankreich verbannt. **39-40** *la retraite de Daru et Buffet* [den Rücktritt von Daru und Buffet]: Napoleon Daru (1807-1890), kurzzeitig Außenminister im Kabinett Ollivier, trat im April 1870 ebenso wie Finanzminister Buffet wegen des Plebiszits zurück. **52** *Association Internationale des Travailleurs* [Internationale Arbeiterassoziation]: die Internationale Arbeiterassoziation (IAA) bzw. Erste Internationale war ein internationaler Zusammenschluß verschiedener sozialistischer Gruppen und Personen aus 13 europäischen Ländern und den USA. Gegründet wurde die IAA am 28. September 1864 in London. **64** *une brochure sur le plébiscite* [eine Broschüre über den Volksentscheid]: Louis-Auguste Rogeard, *Le plébiscite impérial*, 4. éd., Paris 1870.

1203

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Bw II, S. 361-362.

Erläuterungen: **5** „Perle von Trastevere“: Beiname der weiblichen Hauptfigur in Garibaldis Roman „Clelia“ **6** Tochter: Leonore Feuerbach (1839-1923) **8** des „Governo del monaco“: Vgl. G. Garibaldi, *Clelia. Il governo del monaco*. Roma nel secolo XIX. Romanzo storico politico, Milano 1870. **14** *Bayle* schrieb: Vgl. L. Feuerbach, Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt, Ansbach 1838 (GW 4). **35** unvollendete Manuskripte: Vgl. L. Feuerbach, *Zur Moralphilosophie* GW 16. **41** Die „*Démocratie*“: *La Démocratie. Liberté, égalité, fraternité*, 1868-1871, von dem französischen Historiker und Publizisten Charles-Louis Chassin (1831-1901) in Paris und später in Bordeaux herausgegebene Wochenzeitung. Vgl. GW 21, Erl. zu Brief

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: 30 H[elsing]fors, Donn[er]st[a]g d[en] 9 Juni, Fr[ei]t[a]g - 23 S[e]ptem[ber] 70.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 201-203.

Textvergleich: 1 [26. Mai /] 3. Juni 1870: Rechenberg, Anfang Juni 1870 *BwN* 4 mehr *Fehlt in BwN* 50 auch von mir: von mir auch *BwN* 57 also auch nicht: nicht auch *BwN* 65 erst *Fehlt in BwN* 89-97 Rechenberg, 3. Juni 1870 ... jeder Gestalt. *Fehlt in BwN*.

Korrektur: 73 zu ihm *So auch BwN*: für ihn *Original*

Streichung: 47 D[as] *gestr.*: Geschl[echt].

Erläuterungen: 9 Heute am Himmelfahrtstag: 26. Mai 1870. 38 „Die Neue Zeit“: Eine von 1869 bis 1872 in New York erschienene Wochenschrift für Politik, Wissenschaft, Belletristik, Kunst und Literatur. 49-50 *Considérations sur la Révolution française*: *Considerations sur les principaux événements de la Revolution française*, ouvrage posthume, publié par M. le duc Broglie et M. le baron de Staël, Paris 1818. 71 Durchreise nach Dresden: In Dresden lebte ein langjähriger Freund Deublers, der Maler Robert Kummer. 77-78 günstigen Wendung Ihres Schicksals: Vgl. Brief 1201, Z. 71-72, wo Bolin seine Ernennung zum außerordentlichen Professor an der Universität in Helsinki verkündet. 79 „Platons Gastmahl“: Gemälde von Anselm Feuerbach, das auch wegen seiner Farbgebung in der Kritik stand. Eine zweite Fassung mit kräftigeren Farben stellte er 1873 fertig.

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 207-208; Bw II, S. 364.

Erläuterungen: 7 Redaktion der „Presse“: „Neue Freie Presse“, 1864 von den Redakteuren Michael Etienne (1827-1879) und Max Friedländer (1829-1872) nach einem Zerwürfnis mit dem Verleger August Zang (1807-1888) („Die Presse“) gegründete Wiener Tageszeitung. Die Neue Freie Presse verfolgte eine großbürgerlich-liberale Linie und etablierte sich schon bald zum führenden Blatt der Habsburger Monarchie, das insbesondere

vom Bildungsbürgertum gelesen wurde.

1206

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 210-211.

Erläuterungen: 5 Der „Bund der Freidenker“ von New York: Das deutsch-amerikanische Freidenkertum hat seine geistigen Wurzeln in kirchenkritischen, freireligiös-protestantischen Vereinigungen („Lichtfreunde“, Freie Gemeinden), der deutsch-katholischen Bewegung sowie rationalistisch orientierten Gruppen des Vormärz und wurde wesentlich durch die Philosophie Hegels und Feuerbachs inspiriert (Vgl. Erl. zu Brief 1193, Z. 8-9). Im Widerstand gegen die repressive Kirchenpolitik, insbesondere in Preußen, wurden radikaldemokratische Forderungen und frühchristliche Ideale propagiert. Nach der Niederlage der Revolution 1848/49 waren die Sympathisanten und Wortführer dieser Bewegung zunehmend Verfolgungen ausgesetzt. Sie emigrierten zumeist in die USA. Angeregt durch eine rege Vortragstätigkeit Eduard Schröters und Friedrich Schuenemann-Potts entstanden ab 1850 zuerst in New York und nachfolgend in zahlreichen amerikanischen Städten freidenkerische Vereinigungen (Freie Gemeinden, Vereine Freier Männer u. a.). In Auseinandersetzung mit den sozialen Problemen der amerikanischen Gesellschaft (Sklavenfrage, Bürgerkrieg, Industrialisierung, Integration der deutschen Emigranten) verdrängten materialistische Denkansätze nach und nach die religiösen Wurzeln der Freidenker. Das Prinzip der individuellen Freiheit sollte durch Bildung und Verbreitung wissenschaftlicher Erkenntnisse verwirklicht werden. Hierarchische Organisationsstrukturen wurden abgelehnt; viele Vereinigungen existierten nur für kurze Zeit. 1859 erfolgte der Zusammenschluß zu einem nationalen Bund, der auch bis 1876 die „Blätter für freies religiöses Denken“ als Verbandsorgan herausgab. Beginnend mit den 1870er Jahren entwickelte sich vielfach eine gewisse Nähe zu sozialdemokratischen Bewegungen. Vgl. A. E. Zucker (Hrsg.), *The Forty-eighters. Political refugees of the German revolution of 1848*, New York 195; C. F. Wittke (Hrsg.), *Refugees of revolution. The German forty-eighters in America*, Philadelphia 1952; B. Goldberg, *Radical German-American Freethinkers and the Socialist Labor Movement. The Freie Gemeinde in Milwaukee, Wisconsin*. In: *German Workers' culture in the United States, 1850 to 1920*, ed. by H. Keil, Wash-

ington – London 1988, S. 241-260; K. Rampelmann, Im Licht der Vernunft. Die Geschichte des deutsch-amerikanischen Freidenker-Almanachs von 1878 bis 1901, Stuttgart 2003.

1207

Randbemerkung: 117-118 und treuer ... Bolin: Im Original am Rande der ersten Seite.

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/7. 48.

Streichungen: 111 und *gestr.*: Rad

Erläuterungen: 3 Helsingfors: Helsinki (schwedisch). 4-5 Ihren ... Brief: Vgl. Brief 1204. 7 meiner Frau, zu meiner Mutter: Thilda Bolin, Ernestine Bolin 11 durch den unseligen Krieg: Deutsch-Französischer Krieg 1870-71. 79-80 und erwarte ... Hartmann: Bolins Vermutung ist richtig, der Autor war tatsächlich Eduard von Hartmann. Titel der 2. Auflage: E. v. Hartmann, Das Christentum des neuen Testaments, Sachsa im Harz 1905. 89-90 Kritik der Hegelschen Dialektik: E. v. Hartmann, Über die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen, Berlin 1868. 93-94 „Philosophie des Unbewußten“: E. v. Hartmann, Philosophie des Unbewußten. Versuch einer Weltanschauung, Berlin 1869.

1208

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 208.

Datierung: Aus der Erwähnung des Deutsch-Französischen Krieges und des Konfliktes zwischen Italien und dem Kirchenstaat ergibt sich, daß der Brief nach dem 19. Juli 1870 geschrieben worden sein muß.

Erläuterungen: 15-16 Die Zeitschrift „Il Libero Pensiero. Giornale dei razionalisti“ wurde seit 1864 von L. Stefanoni herausgebracht, sie erschien u. a. in Florenz, Parma, Mailand und Rom. 20-21 avvenimenti sulla guerra ... fra la Germania e la Francia [Ereignisse des gegenwärtigen Krieges zwischen Deutschland und Frankreich]: Deutsch-Französischer Krieg vom 19. Juli 1870-28. Januar 1871 (Kapitulation von Paris; am 18. Mai

1871: Friedensvertrag von Frankfurt am Main) **21** fra l'Italia e il Papato [zwischen Italien und dem Papsttum]: Als Frankreich infolge des Deutsch-Französischen Krieges seine, dort seit 1849 zum Schutz des Kirchenstaates gegen die italienische Einigungsbewegung stationierten Truppen abzog, marschierten italienische Truppen am 20. September 1870 in Rom ein. Nach einer Volksabstimmung wurde der Kirchenstaat am 6. Oktober 1870 mit Italien vereinigt, der Vatikan blieb jedoch weiterhin Sitz des Papstes.

1209

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 209-210 (dt. Erstveröffentlichung); Quellenangabe bei K. Grün: „Il libero Pensiero, Giornale dei Razionalisti, 19 Gennaio [Jannuar]1871. Der Brief musste rückübersetzt werden, da das Original abhanden gekommen.“

Erläuterungen: **1** An Luigi Stefanoni: Den Brief schrieb Leonore Feuerbach im Namen ihres Vaters. **5** den lebenswürdigen Brief: Vgl. Brief 1208. **8-9** Das Übel, von dem mein alter Vater seit einigen Monaten betroffen ist: L. Feuerbach erlitt im Juli 1870 seinen zweiten Schlaganfall. **19-20** über den angeregten Gegenstand: L. Feuerbach sollte seine Gedanken über den Deutsch-Französischen Krieg und über die Ereignisse zwischen Italien und dem Papsttum mitteilen; vgl. Brief 1208. **21-22** die italienische Bewegung: Gemeint ist die italienischen Einigungsbewegung (Risorgimento) zwischen 1820 und 1870. **40-41** seinen tapfern Degen der Republik zur Verfügung gestellt: Im Deutsch-Französischen Krieg (1870/71) unterstützte Garibaldi mit einer Armee aus Freiwilligen die französische Republik. **42-43** Held beider Welten: Bezieht sich auf Europa und Südamerika. **47** Und deshalb beklagen wir den Krieg als ein großes Unglück: Gemeint ist die Fortsetzung des Deutsch-Französischen Krieges gegen die französische Republik nach der Absetzung Napoleons III. **63** der französische Cäsar: Napoleon III.

1210

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröf-

fentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. – Es handelt sich um den letzten von L. Feuerbach überlieferten und an K. Deubler abgesandte Brief. K. Grün merkte hierzu an: „Mit zitternder Hand, immer bergab, in Zwischenräumen, wie mit unsauberer Tinte geschrieben“. (BwN, II., S. 232.)

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 232-233.

Textvergleich mit Deubler BW (S. 49-50): **3** Sonntag: Rechenberg, Sonntag *Deubler BW 5* ersten: ersten *Deubler BW 7* am 1. Oktober *Fehlt in Deubler BW 7* nebst einem: gleichzeitig mit einem *Deubler BW 8* Du Dich *In Deubler BW folgt:* noch **10** darnach: darauf *Deubler BW 15* eile *In Deubler BW folgt:* jetzt **15** jetzt: nun *Deubler BW 27* weggezogen: weggegangen *Deubler BW 36* geschickt hat *In Deubler BW folgt:* (Pilz) **38** andernals: ein anderes Mal *Deubler BW*

Erläuterungen: **6-7** Zwei Briefe ... Brief von Bolin: Die drei erwähnten Briefe, zwei von Konrad Deubler und der von Wilhelm Bolin, sind nicht nachweisbar. **19** in der Stadt: Nürnberg. **20** unpäßlichen Schwester: Elise (Elisa) Feuerbach, oder Leonore Feuerbach. **20** meinem Fritz: Friedrich Heinrich Feuerbach **29** „Volksfreund“: „Der Volksfreund“, ein Organ des Centralvereins für naturgemäße Lebens- und Heilsweise“ kam von 1869 bis 1871 in Leipzig heraus. **30-31** Vgl. Brief 1208, Z. 15-16 **34** Deine Frau: Eleonora O. Deubler, geb. Gamsjäger **35** den Mann: Nach Deubler BW, Bd. 2, S. 50 handelt es sich um Pilz, Astronom in Hallstadt. **37** meine Frau und Tochter: Bertha Feuerbach, geb. Löw und Leonore Feuerbach

1211

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 211-213.

Textvergleich mit Bw II, S. 365-366: **7-8** Ihnen meine ... aufzudringen *Fehlt in Bw*

48 Marian Evans: *Mary Anne Evans Bw*

Erläuterungen: **14** nach langer Abwesenheit: Die Schriftstellerin O. Assing war die älteste Tochter des Arztes David Assur Assing (1787-1842), und seiner Frau Rosa Maria Assing, geb. Varnhagen von Ense (1783-1840). Sie lebte seit 1853 in den USA und kehrte erst im Jahre 1881 wieder nach Deutschland zurück. **20-21** mit *Frederick Douglass* bekannt: O. Assing übersetzte die Autobiographie von F. Douglass. (Vgl. F. Douglass, Sklaverei und Freiheit:

Autobiographie. Aus dem Englischen übertragen von O. Assing, Hamburg 1860.) Mit seiner Zeitung „North Star“ (ab 1847 in Rochester, N. Y. herausgegeben, später umbenannt in „Frederick Douglass' Paper“) sowie seinen Vortragsreisen durch die USA und nach Großbritannien kämpfte er publizistisch gegen die Sklaverei in den Vereinigten Staaten. **29** Abschaffung: Nach dem Ende des Amerikanischen Bürgerkrieges (1861-1865) ratifizierte der US-Kongress am 18. Dezember 1865 den 13. Zusatzartikel zur Verfassung der USA, der die Sklaverei endgültig aufhob. **47-48** englischen Übersetzung von Marian Evans: L. Feuerbach, *The Essence of Christianity*, transl. from the second German edition by M. Evans. Chapman's Quaterly Series, No. 6, London 1854. Siehe GW 20, Erl. zu Brief 792, S. 426-428, Z. 45.

1212

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/7. 49.

Streichung: **33** Kopfmenschen *gestr.*: den

Erläuterungen: **3** Helsingfors: Helsinki. **5** Ende September vorigen Jahres schrieb ich Ihnen: Vgl. Brief 1207. **7-8** wiedergeborenen Deutschland: Ausrufung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871. **10-11** Im Laufe des Sommers ... erhalten: Zu einem Antwortschreiben L. Feuerbachs sollte es aus gesundheitlichen Gründen nicht mehr kommen. Bertha Feuerbach schrieb am 27. Juni 1871 an Bolin, um ihn über die Umstände in Kenntnis zu setzen; vgl. Brief 29. **15** meine Frau: Thilda Bolin. **39-40** Abschluß ... meines größeren Werkes: Bolin brachte sein Werk, welches er in Teilen bereits ab 1868 veröffentlicht hatte, bis 1871 zum Abschluß. Die Arbeit erschien in zwei Bänden unter dem Originaltitel (schwedisch): *Europas statslif och filosofins politiska lärör*. Den nyare historiens hufvudepoker betraktade ur filosofisk synpunkt. Helsingfors 1870-1871. **43** meiner Mutter: Ernestine Bolin. **51-52** Abhandlung über die Willensfreiheit: Sie erschien unter dem Titel: *Undersökning af läran om viljans frihet*, med särskildt afseende å Kants behandling af problemet, Helsingfors 1868. **99-100** dem alten Herrn in Königsberg: Immanuel Kant. **107** Edg[ar] Quinets „La Révolution“: Edgar Quinet, *La Révolution*, Paris 1865. **110** „Hist[oi]r[e] de Napoléon I.“: P. Lanfrey, *Histoire de Napoléon I.*, 5 Bde., Paris 1867-1875; kritische Aufarbeitung der Legendenbildung um Napoleon und die Motive

seiner Politik. **112** „La France nouvelle“: L. A. Prévost-Paradol, La France nouvelle, Paris 1868. **113** dessen tragisches Ende: Prévost-Paradol wurde 1870 zum Gesandten in Washington ernannt. Dort nahm er sich als Reaktion auf die Kriegserklärung an Deutschland das Leben. **118-119** düstere Geschick sich erfüllen: Deutsch-Französischer Krieg 1870-71.

1213

Briefentwurf

Randbemerkung: Anmerkungen von Tochter Leonore am zweiten Entwurf: Sommer 1871 – An H. Markus in Hamburg – Der letzte Versuch meines Vaters einen Brief zu schreiben.

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach.

Erstveröffentlichung: 2. Entwurf in BwN II, S. 213. – Grün fügte diesem Schreiben hinzu: (Zitternd geschrieben, nicht abgesandt, vorletzter Schreibversuch).

Streichung: 9 1870 *korrr.*: 1860.

1214

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 213.

Erläuterungen: 5 die letzten vier Photographien: Siehe Brief 1211, Z. 69-77.

1215

Originalhandschrift: Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 134/ 20,1.

Erstveröffentlichung: Archiv DS, S. 30.

Erläuterungen: 11 durch Herrn E. Hektor: Enno Wilhelm Hektor (1820-1874), Autor sozialkritischer Bücher, 1848 Herausgeber der politisch-satirischen Zeitschrift „Der Vagabund“. Sein bekanntestes Werk ist das 1850 entstandene Heimatlied der Ostfriesen „In Oostfreesland is't am besten“. E. Hektor war bestrebt das Plattdeutsche in der Literatur wieder zur Geltung zu bringen weshalb er u. a. an der Monatszeitschrift „Die deutschen Mundarten“ mitarbeitete. Seit 1857 war er Mitarbeiter am Ger-

manischen Museum in Nürnberg. Mit L. Feuerbach war Hektor seit 1860 befreundet. **8-9** am Germanischen Museum: Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, gegründet 1852 mit dem Anspruch, Kunst- und Kulturzeugnisse von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart zu sammeln und zu bewahren. Vor dem Hintergrund der gescheiterten politischen Einigung der deutschen Staaten im Jahr 1848 sollte mit der Museumsgründung die Einheit des deutschsprachigen Kulturraums dokumentiert werden. Nach der Reichsgründung 1871 wurde das Germanische Nationalmuseum dann offiziell das Nationalmuseum deutscher Kunst und Kultur. **11** der D[utschen] Schillerstiftung: Älteste deutsche private Fördereinrichtung für Schriftsteller, gegründet 1859 mit Sitz in Weimar, allgemeine Literaturförderung durch dotierte Auszeichnungen für besondere schriftstellerische Leistungen. Die Stiftung unterstützte seit Anbeginn bedürftige oder in Not geratene Schriftsteller bzw. ihre Angehörigen, zu den auch Feuerbach gehörte. **19** Vorort der D[utschen] Sch[illerstiftung]: Von 1865-1869 war Wien Hauptsitz der Stiftung, in der damaligen Sitzung Vorort genannt. Von 1870-1874 war Weimar wieder Hauptsitz mit Julius Grosse als Nachfolger Gutzkows als Generalsekretär.

1216

Ranbemerkung: Der Brief trägt auf der ersten Seite von fremder Hand die Nummer 26.

Originalhandschrift: Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, GSA 134/ 20,1.

Erstveröffentlichung: Archiv DS, S. 30.

Erläuterungen: **4** Zuschrift: Im Brief vom 20. Oktober 1871 wurde seitens der Schillerstiftung mitgeteilt, daß die Ehrengabe von 300 Talern an L. Feuerbach für die nächsten drei Jahre weiterhin gewährt werde. Vgl. Brief 1215 **10-11** seine geistige Tätigkeit ... zerstört zu sehen: Zum Zeitpunkt der Abfassung des Briefes hatte Feuerbach bereits zwei Schlaganfälle hinter sich (Februar 1868 und Juli 1870). Er war deshalb gesundheitlich stark beeinträchtigt, hatte weitgehend das Gedächtnis verloren und befand sich in einem Zustand fast völliger Apathie.

1217

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. – Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Il Libero Pensiero, 7.12.1871.

Erläuterungen: 8 Libero Pensiero: Vgl. Brief 1208, Z. 15-16. 6-7 il vostro progetto di fondare una *Società Universale di Razionalisti* [Ihren Plan der Gründung einer *Allgemeinen Gesellschaft der Rationalisten*]: L. Stefanoni hat diesen Plan in die Tat umgesetzt. Im Gegensatz zu L. Feuerbach wurde die Gründung der Gesellschaft von K. Marx kritisch betrachtet: „... in Italien von den dogmatischen Freidenkern, die unter der Fahne Stefanonis soeben eine Allgemeine Gesellschaft der Rationalisten mit ihrem obligatorischen Sitz in Rom gegründet haben, eine ‚autoritäre‘ und ‚hierarchische‘ Organisation mit atheistischen Mönchs- und Nonnenklöstern, in deren Statuten jedem bürgerlichen Stifter von zehntausend Franken eine im Kongreßsaal aufzustellende Marmorbüste zugesichert wird ...“ K. Marx / F. Engels, Werke, Bd. 18, 5. Auflage, Berlin 1973, S. 47.

1218

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß L. Feuerbach. Dedikation Peter Feuerbach, 1896 2. Fasz. 5., D 54.

Erläuterungen: 1 Wiener Zweigverein der Deutschen Schillerstiftung: Anlässlich des 50. Todestages von Friedrich Schiller wurde 1855 die Gründung einer Schillerstiftung angeregt, um verarmte oder in Not geratene Schriftsteller finanziell zu unterstützen. Bis zur öffentlichen Konstituierung der Stiftung im Oktober 1859 kam es zur Bildung von sechzehn Zweigvereinen in anderen Städten, darunter auch in Wien. 8-9 8. Band seiner gesammelten Schriften: L. Feuerbach, Vorlesungen über das Wesen der Religion. In: SW 8, Leipzig 1851 (GW 6). 45 D[r]. Jaques: Heinrich Jaques.

1219

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: BwN II, S. 213-214.

Erläuterungen: 8 Ostmark des deutschen Reiches: Die Bezeich-

nung „Ostmark“ kam im 19. Jahrhundert auf und bezeichnete das mittelalterliche Herrschaftsgebiet der Babenberger, einer österreichischen Herrscherfamilie. Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 unter Preußens Führung gehörte Österreich jedoch nicht zum Gebiet des Kaiserreiches, sondern blieb Teil von Österreich-Ungarn. **15-16** Wesen des Christentums: L. Feuerbach, Das Wesen des Christentums, Leipzig 1841 (GW 5). **16** Theogonie: L. Feuerbach, Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Alterthums, 1857 (GW 7) **18** des lieben Briefes eingedenk: Vgl. L. Feuerbachs Brief an K. Grün vom 11. Juli 1846, GW 19, Brief 526, S. 77-78. **19-20** Göthe vom menschlichen Standpunkte: Vgl. K. Grün, Über Göthe vom menschlichen Standpunkt, Darmstadt 1846.

1220

Originalhandschrift: UB München, Sign. 4° Cod. ms. 935 b/75.12.

Streichung: 23 *ma korr. mon* 44 *votre gestr.:* tout

Erläuterungen: **6-7** la sécurité et la tristesse de l'exil [die Sicherheit und die Traurigkeit des Exils]: Marie-Édouard Vaillant (1840-1915), französischer Revolutionär und Politiker, war Mitglied im Rat der Pariser Kommune und befürwortete als Beauftragter für das Schul- und Unterrichtswesen die Abschaffung des konfessionellen Religionsunterrichtes. Nach der Niederschlagung der Kommune ging Vaillant ins Exil nach London, wird im Juli 1872 in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Im Londoner Exil arbeitete er im Sekretariat der 1. Internationale mit, das er jedoch bald wieder verließ. Aufgrund einer Generalamnestie kehrte er erst 1880 aus dem Londoner Exil nach Frankreich zurück. **15** Madame et Mademoiselle Feuerbach [Ihrer Frau Gemahlin und Ihrem Fräulein Tochter]: Bertha Feuerbach, geb. Löw und Leonore Feuerbach **18** la chute de la Commune [der Fall der Kommune]: Nach der Kapitulation von Paris im Deutsch-Französischen Krieg von 1870/71 versuchte der französische Premierminister Adolphe Thiers die Nationalgarde von Paris entwaffnen zu lassen. Dies führte zu einem Aufstand. Am 26. März übernahm nach Gemeinderatswahlen eine Revolutionsregierung die Macht. Der Rat der Kommune verkündete die allgemeine Volksbewaffnung und ordnete die Verteidigung von Paris sowohl gegen die vor den Toren der Hauptstadt stehenden

deutschen Truppen als auch gegen die franz. Regierungstruppen an. Der Rat der Kommune leitete soziale, politische und wirtschaftliche Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen des Volkes ein. Ende März begann die Regierung Thiers in Versailles mit militärischen Angriffen auf die Stadt, die sich bald zu einer Belagerung entwickelten. Zunächst gelang es der durch den Krieg geschwächten franz. Armee nicht, sich gegen die Kommunarden durchzusetzen. Die bewaffneten Milizen der Kommune wurden erst im Mai 1871, nach tagelangen Barrikadenkämpfen von der franz. Armee besiegt. In der „Blutwoche“ nach dem Einmarsch der Regierungstruppen vom 21.- 28. Mai gab es ca. 20.000 Tote. Es folgten Verhaftungen, Todesurteile, Verbannungen in großem Umfang. **34-36** livre ... sur la bataille de mai [Buch ... über die Maischlacht]: Prosper Olivier Lissagaray: Le huit journées de mai derrière les barricades, Bruxelles 1871.

1221

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Il Libero pensiero 7.3.1872.

Erläuterungen: **5** vostra traduzione del mio libro [Ihre Übersetzung meines Buches]: L. Feuerbach, Trenta lezioni sulla essenza della religione, versione italiana di Stefanoni Luigi, Milano 1872. **46** che l'Italia abbia finalmente riacquistata la sua capitale [daß Italien endlich seine Hauptstadt zurückgewonnen hat]: Vgl. Brief 1208, Z. 21 (Erläuterung). **79-80** a scoprire la verità della natura colla sola scorta della loro ragione [die Wahrheit der Natur allein mit Hilfe ihrer Vernunft zu entdecken]: Vgl. hierzu z. B. Feuerbachs Vorlesungen über die Geschichte der neueren Philosophie (bes. die V. Vorlesung über die italienischen Naturphilosophen), GW 15.

1222

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Auszug in BwN II, S. 233-234.

Erläuterungen: **11-12** Sie wiederzusehen: K. Deubler besuchte L. Feuerbach am 20. Februar 1872. Es war das letzte Treffen.

Randbemerkung: LA LIBRE PENSÉE *Der Brief ist auf bedrucktem Briefpapier geschrieben*

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach. Dedikation Peter Feuerbach, 1986 2. Fasz. 5, D. 54. **Korrektur:** 19 Rechenberg: Reichenberg *Original*

Streichung: 19 El. *korrr.:* Elisa

Erläuterungen: 5 „La Libre Pensée“: Eine 1863 in Brüssel gegründete Freidenker-Vereinigung „für die Emanzipation der Gewissen durch Bildung und die Organisation von zivilen Begräbnissen.“

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, Dedikation P. Feuerbach, D 54. – Der Brief wurde adressiert: An Frau Professor Ludwig Feuerbach und Fräulein Tochter, zu Rechenberg bei Nürnberg.

Erläuterungen: 13-14 Versammlung der Freien Gemeinde: Die Freie Gemeinde Milwaukee wurde 1851 von deutschen freireligiösen Immigranten gegründet; ihr erster Sprecher war Eduard Schröter (zum deutsch-amerikanischen Freidenkertum vgl. Erl. zu Brief 1206, Z. 5). Bald darauf erfolgte der Zusammenschluß mit anderen freidenkerischen Vereinigungen der Stadt zum Verein der Freien, der sich 1855 auflöste. Erst 1867 kam es zur Neugründung der Freien Gemeinde Milwaukee, die fortan zu den größten und einflußreichsten Gemeinden der USA gehörte und als deren letzte Freie Gemeinde bis in die 1960er Jahre bestand. Der Begriff des „Freidenkers“ setzte sich unter den Mitgliedern der deutsch-amerikanischen Freien Gemeinden erst mit Beginn der 1870er Jahre parallel zur Akzeptanz einer materialistisch geprägten Weltanschauung durch. Vgl. B. Goldberg, *Radical German-American Freethinkers and the Socialist Labor Movement*. The Freie Gemeinde in Milwaukee, Wisconsin. In: *German Workers' culture in the United States, 1850 to 1920*, ed. by H. Keil, Washington – London 1988, S. 241-260, K. Rampelmann, *Im Licht der Vernunft. Die Geschichte des deutsch-amerikanischen Freidenker-Almanachs von 1878 bis 1901*, Stuttgart 2003. 31 Karl

Dörflinger: Mit großer Wahrscheinlichkeit handelt es sich um den 1843 im Badischen geborenen Karl Dörflinger (auch Carl oder Charles Herman Doerflinger). Er kam 1849 mit seinen politisch verfolgten Eltern aus Deutschland nach Milwaukee, nahm als Freiwilliger am Amerikanischen Bürgerkrieg teil und wurde später eine bekannte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens der Stadt (u. a. als Verleger des „Freidenkers“ und der „Amerikanischen Turnzeitung“, als Mitgründer und deren erster Direktor des Milwaukee Public Museum und als führendes Mitglied der Freien Gemeinde). Die Hochachtung, die Feuerbach unter den deutsch-amerikanischen Freidenkern genoß, wird auch dadurch verdeutlicht, daß eines der vier Kinder Karl Dörflingers den Namen Erich Feuerbach erhielt. Vgl. Eintrag zu „Doerflinger, Charles Herman“, Deutsches Biographisches Archiv (DBA II), Online-Edition, Dokumentnummer: A120965 (Zugriff am 26.07.2007), B. Goldberg, Radical German-American Freethinkers ..., a. a. O., G. Weiss, Onkel Karl aus Milwaukee: Deutsch-amerikanische Einwandererkultur im Spiegel der Jugendliteratur vor hundert Jahren. In: Die Unterrichtspraxis / Teaching German. A Publication of the American Association of Teachers of German, Vol. 31, No. 1, Philadelphia 1998, S. 26-30, K. Rampelmann, Im Licht der Vernunft ..., a. a. O.

1225

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 327.

Streichung: 38 zu schauen *gestr.*: ist

Erläuterungen: 6 Kapp: Johann Georg Christian Kapp. 7 mein teurer Vater: Christoph Friedrich Löw. 15 seinen Geburtstag: 28. Juli 1804. 16 seinem Fritz und Tante Leonore: Sein Bruder Friedrich und seine Schwester Leonore Feuerbach. 18 der Arzt: Dr. Eduard Baierlacher. 60 Dein[em] Mann: Georg Herwegh.

Briefwechsel von und an Bertha und Leonore Feuerbach

1

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

Erläuterungen: **1** Im Namen der fünfjährigen Leonore von Mutter Bertha Feuerbach geschrieben. **4** Tante Leonore: Leonore Feuerbach, Schwester von Ludwig Feuerbach. **9** Großmama: Wilhelmine Feuerbach, geb. Tröster. **17** Papa: Ludwig Feuerbach. **17-18** Erneste: Erneste Friederice Stadler. **24** Emilie: Emilie Feuerbach. **32-34** Mein Schwesterchen ... gesund: Leonores zweijährige Schwester Mathilde starb am 28. Oktober 1844. **37** T[ante] Elise: Elise Feuerbach.

2

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

Erläuterungen: **9** Lud[wig]: Ludwig Feuerbach. **13** Lorchen: Leonore Feuerbach, Tochter von Ludwig und Bertha Feuerbach. **28** Erneste: Ernestine Stadler. **30** Elise und Anselm: Kinder von Ludwig Feuerbachs Bruder Eduard August und dessen Frau Sidonie. **31** Bertha und Kirschners: Namen nicht nachgewiesen. **35** Elise: Schwester von Ludwig und Leonore Feuerbach. **56** Stromers: Namen nicht nachgewiesen.

3

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, Dedikation P. Feuerbach, D 54.

Erläuterungen: **60:** meines Bruders: Karl Beyer, enger Freund von Ludwig Feuerbach.

3a

Originalhandschrift: Feuerbach Privataarchiv

Korrektur: **30** dieses: dieser *Original* **72** die Fröbelschen ... bekannt *Im Original Zusatz am Rande*

Streichung: **24** Dich ein, *gestr.:* zu **28-29** aber da ich *gestr.:* seit eigentlich Monat[en] **60** immer: über *Korr.* **63** Königin *gestr.:* soll

Erläuterungen: 86 Freudigkeit ... Tugenden: Goethe 89 H. B.:
Heinrich Benecke

4

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 315.

Korrektur: 73 in *Im Original*: gegen

Erläuterungen: 13 Lorchen: Leonore Feuerbach. 17 Ludwig: Ludwig Feuerbach. 28-31 Nun kommt ... möchtest.: B. Feuerbach erhielt 100 fl. von Frau Sattler (Siehe Brief 5, B. Feuerbach an E. Herwegh, 11./17./30. Dezember 1859, Z. 107-110 in diesem Band). 31 Tochter dieser Frau: Frau Schwarzenberg.

5

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 316.

Streichung: 8 was Du *Im Original folgt gestr.:* mir

Erläuterungen: 14 Ludwig: Ludwig Feuerbach. 28 Lorchen: Leonore Feuerbach. 39 Die Tanten: Leonore und Elise Feuerbach. 107 100 f[l]. von Frau Sattler: Vgl. Brief 4, Z. 28-32, B. Feuerbach an E. Herwegh, 11. November 1859 in diesem Band.

6

Randbemerkung: 2. Seite, rechter Rand: Ludwig weiß nicht, daß ich schreibe, er findet Dein Stillschweigen natürlich, und niemand wäre froher über einen Brief als gerade er.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 317.

Korrektur: 41 beschwerlich und *Im Original folgt:* und 66 im *Im Original*: immer

Erläuterungen: 18-19 Ich zeigte ... 100 f[l]. an: Vgl. Brief 5, Z. 107-110, B. Feuerbach an E. Herwegh, 11./17./30. Dezember 1859 in diesem Band. 27 Jette: Henriette Feuerbach. 31-32 der Neapolitaner: Vittorio Imbriani. 32 an die Tanten: Leonore und Elise Feuerbach. 37 Lorchen: Leonore Feuerbach. 63 Ludwig: Ludwig Feuerbach.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 318.

Erläuterungen: **5** Dein Mann: Georg Herwegh. **13** Ludwig: Ludwig Feuerbach. **25** Lorch: Leonore Feuerbach. **36** den Italiener: Vittorio Imbriani. **45** Deiner Kinder: Ada, Horace und Marcel Herwegh. **50/59** zu meinen Schwägerinnen / die Tanten: Leonore und Elise Feuerbach.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 319.

Streichung: **36** eine *korr.*: für

Erläuterungen: **5** Ludwig: Ludwig Feuerbach. **6** Lorch: Leonore Feuerbach. **45** Jette: Henriette Feuerbach.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 320.

Datierung: Die Datierung des Briefes ergibt sich durch eine Randbemerkung von fremder Hand auf der ersten Briefseite.

Erläuterungen: **9** Dein liebes Söhnchen: Marcel Herwegh. **10** Ludwig: Ludwig Feuerbach. **11** Lorch: Leonore Feuerbach. **11** dem Dichter: Georg Herwegh.

Randbemerkung: *Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: R[echen]b[er]g – H[elsing]fors Mittwoch d[en] 31. August 64 Montag d[en] 12. Septem[ber]*

Originalhandschrift: UB Helsinki / Nachlaß W. Bolin

Erläuterungen: **51** russische Freundin: Frau von Jakob von Khanikoff **52** ihren Mann: Jakob von Khanikoff

11

Randbemerkung: *Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: Helsingfors Donnerstag d[en] 3. / Montag d[en] 7. November 64.*

Originalhandschrift: UB Helsinki

12

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: Helsingfors den 31. Januar den 10. April 1865.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Erläuterungen: **17** Ihr Brief: 1043 (GW 21, S. 147-150). **82** bei den Tanten Leonore und Elise Feuerbach. **120** heute zum Schreiben: 1046, Feuerbach an Bolin, 21. Januar 1865 (GW 21, S. 159-160).

13

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: 4 Helsingfors [...] Mai 65.

Originalhandschrift: UB Helsinki

Datierung: Ergibt sich aus der Notiz von Bolin.

Korrektur: **41** Ihrigen machen //: *Im Original folgt:* machen

Streichungen: **23** und *gestr.:* mir

Erläuterungen: **15** meine älteste Schwester Stadler: Louise Stadler

14

Originalhandschrift: UB Helsinki. – Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: Jena 5 / Sonntag den 2. / Montag den [?] Juli 65.

Korrektur: **70** grüßt Sie und Sie werden noch *Im Original:* grüßt Sie und werden Sie noch **45** mein Mann ihm wieder eine kleine Summe zukommen ließ *Im Original:* mein Mann ihm wieder eine kleine Summe ihm zukommen ließ.

Streichungen: **19** Tagen *gestr.:* vor einigen **34** hat *gestr.:* hat

15

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 321.

Datierung: Die Datierung des Briefes ergibt sich durch eine Randbemerkung von fremder Hand auf der ersten Briefseite.

Korrektur: 9 Bayrischen *Im Original:* Bairischen

Erläuterungen: 7 Ludwig: Ludwig Feuerbach. 22 Lorchen: Leonore Feuerbach.

16

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: 6. Helsingfors / Donnerstag den 28. November / Donnerstag den 29. Dezember 1865.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 21 ahnten: ahnenden *Original*

Erläuterungen: 33-34 Ihr Brief: 1064 (GW 21, S. 189-192.) 61 die Verlobung meiner Tochter: Gemeint ist die zweite Verlobung mit Rudolf Hirzel, die im Mai 1866 wieder gelöst wurde. Vgl Brief 1070, GW 21, S. 201; Brief 21.

17

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 38.

Erläuterungen: 3-5 Kriegs-Trompete ... sicher geborgen: Deubler wollte seine mehrfach ausgesprochene Einladung vor dem sich abzeichnenden Preußisch-Österreichischen Krieg (1866) bekräftigen.

18

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 38.
Erläuterungen: 7 auf meine 52 Jahre: K. Deubler wurde am 26. November 1814 geboren.

19

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 39.

Erläuterungen: 4 Zeit meiner Kerkerhaft und Verbannung: Im Mai 1853 wurde K. Deubler als „Hochverräter und Religionsstörer“ verhaftet. Nach anderthalbjähriger Untersuchungshaft wurde er zu zwei Jahren schwerer Kerkerhaft in Brünn verurteilt. Bis zu seiner Begnadigung 1857 durch Kaiser Franz Joseph I. war er noch einige Monate in Omütz interniert. Insgesamt war er vier Jahre eingesperrt.

20

Originalhandschrift: Feuerbach Privataarchiv

Korrektur: Streichung: Erläuterungen:

21

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: 7 Helsingfors Dienstag den 19. Februar 67.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Streichung: 74 mit einem teile: mit mir einer teilt 92 soll: sollte

Erläuterungen: 14-15 Im Mai ... erschütternde Weise: Gemeint ist die Lösung der Verlobung zwischen Leonore Feuerbach und Rudolf Hirzel. Vgl. Brief 16. 25 die Kriegsflagge wurde aufgesteckt: Preußisch-Österreichischer Krieg. 59 des Arztes: Dr. Baierlacher. 81-82 die Vollendung seiner Schrift: Vgl.: Zur Moralphilosophie, GW 16. 82-84 Zufällig las ich ... beizufügen: Vgl. Brief 1118, GW 21, S. 285. 91 eines Freundes: Konrad Deubler.

22

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 39.

Erläuterungen: 4 „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“: SW 3: Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, 3. Aufl., Leipzig 1847 (GW 1, S. 175-515).

23

Randbemerkung: *Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin:* 8. H[elsing]fors Mittwoch den 13. März / Dienstag 9. April 67.

Originalhandschrift: UB Helsinki

Erläuterungen: 30 Ihrer Lebensgefährtin: Thilda Bolin.

24

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 322.

Korrektur: 23 ersten Monaten: *im Ms folgt* Monat 27 Ischl: Ischel Manuskript

Erläuterungen: 5-6 Korrespondenz ... gestockt: Das letzte bekannte Schreiben datiert vom 8. Juli 1865 (vgl. Anhang, Brief 13). 10 Brief vom Juli 1867: Das Schreiben von Emma Herwegh an Feuerbach ist nicht nachweisbar. 16-17 einen Sohn ... in weiter Ferne: Bertha Feuerbach bezieht sich auf Horace Herwegh, der als Ingenieur in Paris tätig war. 27-28 einen Freund und Verehrer: K. Deubler, er sprach seine Einladung zum Besuch nach Goisern mehrmals aus (vgl. Briefe Baierlacher: Eduard Baierlacher Hektor: Enno Wilhelm Hektor 58 zur Stadt: Nürnberg. 66 Ada und Marcel: Ada und Marcel Herwegh

25

Noch nicht bearbeitet (3 Fußnoten im Brief)

1 Abwesenheit von Lorchen *Im Ms folgt gestr.:* mir 2 Wetter: Winter *Korr. im Ms*

Letzte Zeile: *Am Rande:* Sage Deiner Mama das Herzlichste v[on] mir.

26

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 323.

Streichung: 7 Begierig *gestr.*: ich

Erläuterungen: 10 „Neuen Zeit“ ... Artikel: Die neue Zeit, Wochenschrift für Politik, Wissenschaft, Belletristik, Kunst und Literatur, New York, erschienen 1869-1872. Ausgabe nicht nachweisbar. 15 seinem Geburtstag: 28. Juli. 18 seinem Arzt: Dr. med. Eduard Baierlacher.

27

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 324.

Erläuterungen: 7-9 Dein letzter Brief ... Eile geschrieben: Bertha Feuerbach beantwortete einen Brief von Emma Herwegh nur sehr knapp (Vgl. Brief 26). Bei diesem Brief handelt es sich um die ausführliche Antwort. 45 Ada: Ada Herwegh 47-48 „Die höchsten Freuden ruhn auf dunkelm Grunde“ *G. Herwegh, Sonette, XXIII.* 64 die „Neue Zeit“: [Vollständige Angabe Recherche!]

28

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 325.

Erläuterungen: 6 Deines Mannes: Georg Herwegh. 21-22 „Die höchsten Freuden ... Grunde“ *G. Herwegh, Sonette XXIII.* 71 Meine Schwägerinnen: Leonore und Elise Feuerbach. 72 Bruder Fritz: Friedrich Feuerbach. 82-86 Text im Original am Rande.

29

Originalhandschrift: UB Helsinki. – Der Brief enthält auf der ersten Seite links oben die Notiz von Wilhelm Bolin: Helsingfors / Montag den 3. Juli 71 / Donnerstag den 20. Juli 71.

Korrektur: 40 dem: den Manuskript

Erläuterungen: 10 Ihren Verlust: Die Tochter der Eheleute Bolin ist kurz nach der Geburt gestorben. Vgl.: Brief 1212 **10** Mutter: Frau Thilda Bolin, geb. Snellmann

30

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 326.

Streichung: 28 Individuum *gestr.*: dazu

Korrektur: 6 mich *Im Orginal: mir* **21** dem *Im Orginal: den* **63** dem *Im Orginal: den* **71** Kinder *Im Orginal: Kindern*

Erläuterungen: 21 Lüge vom Hungertod: Auf Veranlassung Enno Hektors rief Das Würzburger Blatt, und darauf folgend fast alle anderen sozialistisch geprägten Zeitungen, zu einer Spendensammlung für den „verarmten Philosophen“ auf. Auch wenn die etwas unbeholfene Initiative Hektors beschämend für die Begünstigten war, so sicherte dieser und andere, internationale Spendenaufrufe (vor allem in der Familienzeitschrift „Die Gartenlaube“) Bertha und Lorchen eine bescheidene, aber sorgenfreie Zukunft. **40** Karl Blind in London: 1826-1907, badischer Revolutionär. Nach dem Struve-Putsch im September 1848 wurde er gefangen genommen und in Rastatt inhaftiert. Durch die Mai-Revolution 1849 konnte er befreit werden und nach London emigrieren.

31

Erläuterungen: 8 Mademoiselle: Der Brief ist an die Tochter von L. Feuerbach gerichtet. Es ist der letzte von Vaillant, der Feuerbach noch zu seinen Lebzeiten erreichte. **32-33** avec ma mère [mit meiner Mutter]: Vaillants Mutter war die einzige aus seiner Familie, die mit ihm im Londoner Exil weilte. Vgl. GW 22, Brief 1220, Z. 22-24. **36-37** demander à Lissagaray ... son volume [von Lissagaray seinen Band erbeten]: Gemeint ist das Buch von Prosper Olivier Lissagaray: *Le huit journées de mai derrière les barricades*, Bruxelles 1871. Vgl. GW 22, Erl. zu Brief 1220, Z.36.

32

Originalhandschrift: *Im Original r.o. von fremder Hand:* 3
Erläuterungen: 12 le coup terrible [der schreckliche Schlag]: Ludwig Feuerbach verstarb am 13. September 1872 in Schoppershof bei Nürnberg.

33

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. – Dodel stellte dem Briefauszug voran: „Fräulein Feurbach hatte die Liebenswürdigeit, den wiedergefundenen Kondolenz-Brief mir nachträglich zu freier Verwendung zuzustellen. Hier seien die wichtigsten Stellen aus demselben zum erstenmal publiziert: ...“

Erstveröffentlichung, Auszug: A. Dodel, Konrad Deubler, der monistische Philosoph im Bauernkitten. Sein Entwicklungsgang vom einfältigen Glauben zum klaren Erkennen. Nach authentischen Quellen aus seinen Tagebüchern, seinem Briefwechsel und anderen Schriftstücken dargestellt. Volksausgabe, Stuttgart 1909, S. 170.

Erläuterungen: 7 Besuch im Frühjahr: das letzte Treffen fand am 20. Februar 1872 statt. Vgl.: Brief 1193.

34

Originalhandschrift: *Im Ms r.o. von fremder Hand:* 4.

Korrektur: 25 mourant: mourante *Im Original*

Erläuterungen: 23 Proudhon: Pierre Joseph Proudhon (1809-1865) war einer der ersten Vertreter des Anarchismus. 25 Soin de moi et de l'humanité [Zum Teufel mit mir und der Menschheit]: Anspruch konnte nicht nachgewiesen werden.

35

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 52.

36

Originalhandschrift: *Im Ms r.o. von fremder Hand: 5*

Streichung: 60 et: *Im Ms folgt gestr. que*

Erläuterungen: 44-45: la traduction des Discours de 1849:

Vom 1. Dezember 1848 bis zum 2. März 1849 hatte Feuerbach vor einem gemischtem Publikum in Heidelberg « Vorlesungen über das Wesen der Religion » gehalten, die 1851 als Band VIII seiner «Sämtlichen Werke» bei Wigand erschienen. Den Vorlesungen lag die Abhandlung «Das Wesen der Religion» zugrunde, zuerst 1846 in «Die Epigonen» veröffentlicht. Vgl. GW 6. 62 La Libre Pensée: Belgische Freidenkervereinigung. Vgl. GW 22, Brief 1223.

37

Originalhandschrift: *Im Ms r.o. von fremder Hand: 6.*

Ergänzungen: 8 La Liberté: s. Anm. 36 22 Joseph Roy: 1864 erschien seine französische Übersetzung von «Das Wesen des Christentums» («L'Essence du Christianisme») in Paris.

38

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung, Auszug: C. Beyer: Leben und Geist Ludwig Feuerbach's, Frankfurt a. M. 1973, S. 14.

39

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 328.

Erläuterungen: 9 Onkel Fritz: Friedrich Heinrich Feuerbach. 10 Deines Mannes: Georg Herwegh. 12 des teuren Entschlafenen:

Ludwig Feuerbach. **13** Lorchten: Leonore Feuerbach. **49-50**
Deiner entfernten Tochter: Ada Herwegh.

40

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 329.

Korrektur: **6** vom *Im Original*: den **66** wissen *Im Original*:
wischen

Streichung: **52** in der *gestr.*: Zeit **106** ihn *korr.*: mich **114** Mehr-
Einnahme *gestr.*: Ausga[be]

Erläuterungen: **12** des großen Toten: Ludwig Feuerbach. **16** der
Stadt: Nürnberg. **19** Lorchten: Leonore Feuerbach. **20** Bruder
Fritz: Friedrich Heinrich Feuerbach. **27** Die Tanten: Leonore und
Elise Feuerbach. **30-32** dieser Aufruf ... verknüpft war: Aufruf in
„Die Neue Zeit“, Ludwig Feuerbach zu unterstützen. Siehe: GW
1, S. LVI-LVII; Siehe Brief 26, B. Feuerbach an E. Herwegh, 15.
September 1870 in diesem Band. **77** Sie liest seine Werke ...
Auszüge: Diese Auszüge veröffentlichte sie mit einem Vorwort
von Wilhelm Bolin: Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen
Werken gesammelt von Leonore Feuerbach, Leipzig 1879. **91**
unser Arzt: Eduard Baierlacher. **116** Deines Mannes: Georg
Herwegh. **133** Deine entfernten Kinder: Ada (von B. Feuerbach
Adele genannt) und Horace Herwegh.

41

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 330.

Erläuterungen: **37** teuren Freundes: Ludwig Feuerbach

42

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 331.

Erläuterungen: **11** Bruder Fritz: Friedrich Heinrich Feuerbach.
13 seines geliebten Bruders: Ludwig Feuerbach. **22** seit November
wohnen: Vgl. Brief 40, B. Feuerbach an E. Herwegh, 14.

Januar 1873, in diesem Band. **50** Deine Kinder: Ada und Horace Herwegh. **53** Deinen H[errn] Bruder: Gustav August Herwegh. **66** Lorch: Leonore Feuerbach.

43

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 337. – Auf der ersten Briefseite wurde von fremder Hand der Vermerk 1874 eingefügt.

Streichung: **31** wir *gestr.*: nach

Erläuterungen: **11-12** meinen Schwägerinnen: Leonore und Elise Feuerbach. **20-21** Rücksicht für den Urheber: Theodor von Cramer-Klett; vgl. Brief 40, Z. 83-84. **47** Deines verehrten Mannes: Georg Herwegh.

44

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 332.

Korrekturen: **27** bezeichnend *im Original*: bezeichnet **51** sei *im Original*: seine

Erläuterungen: **15-17** „mir verwirren ... zu fassen.“: E. T. A. Hoffmann, Tagebucheintrag vom 13.2.1804. In: [J. E. Hitzig], Aus Hoffmann's Leben und Nachlass. Herausgegeben von dem Verfasser des Lebens-Abrißes Friedrich Ludwig Zacharias Werners, Erster Theil, Berlin 1823, S. 279. **35** Lorch: Leonore Feuerbach. **36** Vaters: Ludwig Feuerbach. **53-54** Deines Mannes: Georg Herwegh.

45

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 52-53.

Erläuterungen: **12-13** die Briefe ... nach Wien: Grün bestätigt die Übersendung der Feuerbach'schen Briefe durch einen Brief an Deubler aus Wien am 20. Januar 1874. Vgl. Deubler BW, Bd.

46

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW II, S. 53-54.

Textvergleich: 24 Rechenberg: *In Deubler Bw II folgt in Fußnote:* Beim kranken Feuerbach. 40 nachtönen wird: *In Deubler Bw II folgt in Fußnote:* Das ist ein großes Wort allmächtiger Liebe und Verehrung über den Einen, der solchen Zeugnisses würdig war. Der Herausgeber.

Erläuterungen: 45 Johannis-Friedhof: Am 15. September 1872 war L. Feuerbach auf diesem Nürnberger Friedhof begraben worden.

47

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 54-55.

Korrektur: 4 Leonore: Eleonore Deubler BW

Erläuterungen: 16 Diese Büste: Vgl. auch Brief 46 von Konrad Deubler an Leonore Feuerbach vom 19. Januar 1874. –

48

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 333.

Korrektur: 7, 13, 15, 28 Hektor: Hecktor Ms 9 im: in Ms 15 Streiks: Stike Ms 26 diesem: diesen Ms

Erläuterungen: 9-11 daß diese Notiz ... zurückzuhalten:

16 eine Erwiderung im Volksstaat: 30 der Notiz im Frankfurter Journal:

49

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von

Wilhelm Bolin: H[elsing]fors / Freitag d[en] 27. März / 3. April 74.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Streichung: 8 unbekannt ist *gestr.*: zugeschickt

Erläuterungen: 13 Ihre liebe Frau: Thilda Bolin. 23-24 einen mehrmonatlichen Aufenthalt im bairischen Gebirge genommen: Geplant war eine Reise nach Bad Aibling und Rosenheim.

50

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 334.

Korrekturen: 23 bleiben *im Original*: bleibt

Streichung: 13 hervorruft *korrr.*: erzeugt

Erläuterungen: 28 Ludwig: Ludwig Feuerbach. 29 Lorchen: Leonore Feuerbach. 32 Deinen Sohn: Horace Herwegh. 38 Marcel: Marcel Herwegh. 42-43 Dein Mann sagt es ja selbst: „Die höchsten Freuden ruhn auf dunklem Grunde“: Vgl. G. Herwegh, XXIII. Sonette [Sei mir gesegnet, frommes Volk der Alten, ...]. In: G. Herwegh, Gedichte eines Lebendigen. Mit einer Dedikation an den Verstorbenen, Zürich – Winterthur 1841, S. 153; Siehe auch GW 18, Brief 324, S. 212, Z. 4-15.

51

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 335.

52

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 336.

Streichung: 23 wo er mir *korrr.*: ich ihn

53

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 338.

Streichungen: 9 der *gestr.*: in

Korrektur: 58 Wie ... Wintertagen: steht auf dem unteren Rand der dritten Briefseite.

Erläuterungen: 28 Das Relief: Vgl. Brief 52, Z. 54. 33 ein Exemplar Ludwigs Nachlaß: BwN. 38 den Verfasser: Karl Grün. 47 Deines Sohnes: Horace Herwegh. 58 Deinem Mann: Georg Herwegh

54

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 339. – Die Jahreszahl 1875 wurde von fremder Hand auf dem Schreiben ergänzt.

Streichung: 32 energisch gegen *gestr.*: ihn auf

Erläuterungen: 5 Ankunft des Reliefs: Vgl. Brief 52, Z. 54; vgl. Brief 53, Z. 28-33. 13 Hofrätin aus Heidelberg: 31-32 Deinen Sohn in Österreich: 33 Deinen Bruder: Gustav August Siegmund.

55

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 340. – Das Erscheinungsjahr des Briefes wurde von fremder Hand eingefügt.

Erläuterungen: 7-8 des nun schon Vollendeten: Georg Herwegh. 24 Ada: Ada Herwegh lebt in den USA.

56

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 341. – Das Briefdatum auf der ersten Seite des Schreibens wurde von fremder Hand nachgetragen.

57

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Her-

58

Randbemerkung: *Im Original auf der zweiten Seite:* Lorchengrüßt teilnehmungsvollst.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 343.

Korrektur: 8 ihrem: seinen *Original*

Streichung: 23 Sorgen *korr.:* Klagen

Erläuterungen: 10 der Hingegangene: Georg Herwegh 41 Volksstaat: In einem Sonderdruck der Zeitschrift der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAP) erschien, von Emma Herwegh verfaßt: Eine Erinnerung an Georg Herwegh. Separat-Abdruck aus dem „Volksstaat“, Leipzig 1875.

59

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: Heiden, Sonn[a]b[end] d[en] 17. Juli [18]75

Originalhandschrift: UB Helsinki.

60

Originalhandschrift: UB Helsinki. – Notat W. Bolins: Heiden /

Sonnt[ag] d[en] 1. Aug[ust] 75.

[46 Tiefentrüsted ... Feuerbach. Im Nachlaß Bolins nicht eindeutig zugeordnet.]

Korrektur: 23 Zürich: Zürig *Korr. im Original* 43 Tirol: Tyrol *Korr. im Original*.

Streichung: 25 brausenden: und *Gestr. im Original*. 37 Hintermarken: Untermarken *Teilweise gestr. im Original*.

Erläuterungen: 34-35 Ihr Vorhaben einer Verbesserung und würdigen Darstellung: Wilhelm Bolin, Über Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß: ursprünglich für die „Deutsche Rundschau“ verfasst. Helsingfors, Druckerei des „Huvudstadsbladet“, 1877. – Eine Neuauflage der Werke L. Feuerbachs erschien in den Jahren 1903-1911, herausgegeben von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl in Stuttgart; ein unveränderter Nach-

druck , mit drei neuen Bänden (Jugendschriften und Briefe) von Hans-Martin Sass erweitert, Stuttgart 1959-1964. 63-64 einer zweiten Auflage... Vaters Nachlass: Karl Grün, Ludwig Feuerbach, in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung dargestellt. 2 Bände. C. F. Winter, Leipzig 1874.???

61

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 344.

Korrektur: 14 allseitige Ms allseitigen

Streichung: 10 Vergnügen gest.: uns 17 Deinem Leben gest.: Deines Lebens

Erläuterungen:

62

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 345.

Erläuterungen: 37 Deinen Artikel: Emma Herwegh. Eine Erinnerung an Georg Herwegh. Separat-Abdruck aus dem „Volksstaat“, Leipzig 1875; vgl. Brief 58, Z. 41. 42 dem Entflohenen: Georg Herwegh. 59 Pfau: Ludwig Pfau.

63

Randbemerkung: Das Datum des Briefes wurde von fremder Hand ergänzt; Dec. 1875.

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 346.

Streichungen: 29 an *korr.*: für 52 sein wird *gest.*: [...] 53 Briefe wird *korr.*: werden 54 empfindlich *gestr.*: getroffen haben

Erläuterungen: 18 Int[e]ressen: Veraltet für Zinsen. 43 Deinen Sohn Marcel: Marcel Herwegh. 50 verklärten Mannes: Georg Herwegh.

64

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. – Briefauszug.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 55.

Erläuterungen: 5 Ihrer lieben ... Eleonore: Die Frau von Konrad Deubler, Eleonore Deubler geb. ... starb am ...

65

Originalhandschrift: UB Helsinki. – Beilage des Briefs der Mutter an W. Bolin vom 4. 6. 1876. [Wo ist der Brief der Mutter?, woraus ergibt sich das Briefdatum?]

Streichung: 16 beantworten gest. [unleserlich]

Erläuterungen:

66

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: H[elsing]fors / Erh[alten] d[en] 9. Aug[ust] / Beantw[ortet] 17. Sept[em]b[er] 76.

Originalhandschrift: UB Helsinki. – Der Brief ist nur als Fragment erhalten.

67

Originalhandschrift: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv GNM-Akten K. 725 Nr. 30. – Der Text wurde in Reinschrift von fremder Hand, mit Bertha Feuerbach, Witwe unterzeichnet. – Vermerke des Archivs: Ungetrennt in der Kiste zu lassen, worin die Sachen übergeben sind und im Archive aufzubewahren. A[rchiv]-R[at] Dr. Fr. Für d[as] Archiv empfangen, N[ürnberg], am 19.ten Juli 1876. A. Hegler. Gedankt und Revers geschickt. A[rchiv]-R[at] 9.24.7.76 Dr. Fr. Gedankt und Revers geschickt. 0.2.7.7.6. Gedankt und Revers geschickt. A[rchiv]-r[at] Dr. Fr. Gedankt und Revers geschickt 9.24.7.76 A[rchiv]-R[at]

Dr. Fr.

Der Revers liegt im Entwurf bei und trägt folgenden Wortlaut: „*Frau Bertha Feuerbach*. Revers. Das Germanische Nationalmuseum bestätigt hiemit, von Frau Bertha, verw[itwete] Feuerbach in Nürnberg, eine Kiste, enthaltend die hinterlassenen Manuskripte und Briefe ihres verstorbenen Ehegatten, des Herrn Ludwig Feuerbach, zur Aufbewahrung in seinem Archiv erhalten zu haben.

Das Museum erkennt ausdrücklich das Eigentums- und Verfügungsrecht der Frau Bertha verw[itwete] Feuerbach über dieselbe an und erklärt sich bereit, selbe auf jede Forderung hin, sofort unverweigerlich zurückzugeben.

Ausgefertigt, den 25. Juli 1876.“

Der Revers-Entwurf enthält ferner die Aufschrift: Zurückgegeben 1887 und Z.02.4485a [...]

Erläuterungen: 9 Herr Direktor: A

68

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von W. Bolin: Heidelberg / Mittw[och], 19. Juli 76 / Don[ners]t[ag] 20. Juli.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Streichung: 36 Berlin *gestr.*: in dem Berliner Ständehaus

Erläuterungen: 24 zweite Auflage: Eine zweite Auflage des Nachlasses und Briefwechsels von Ludwig Feuerbach, die K. Grün herausgegeben hatte, kam nicht zustande. 25-27 Es erscheinen jetzt ... herausgegeben: Briefwechsel zwischen Ludwig Feuerbach und Christian Kapp, 1832-1842, hrsg. und eingel. von August Kapp, Leipzig 1876. 26 Hofrat Kapp: Johann Georg Christian Kapp. 33 im vorigen Frühjahr gestorben: Christian Kapp starb am 31. 12. 1874. 34 eine Tochter und ein Sohn: Johanna und Max Kapp. 35 der älteste Sohn: August Kapp.

69

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von W. Bolin: H[elsing]fors / Sonn[a]b[en]d, d[en] 12. / Sonnt[ag] 13. Mai 76 [1877].

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur:

49 Moleschott Ms Molleschott

Streichung: 15 bringen *korrr.*: kommen 39 tiefsten *gestr.*: Seelen 67 Wigand *gestr.*: hat

Erläuterungen: 5-8 Endlich sind wir ... fand: W. Bolin, Über Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß. Ursprünglich für die „Deutsche Rundschau“ verfaßt, Helsingfors 1877. 29 die Feder des Dr. Grün verfehlt: Vgl. BwN Bd. 1 und 2. 55-56 von Ihrer Frau: Thilda Bolin.

70

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. – Es handelt sich um einen Briefauszug.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 56.

Erläuterungen: 4 Abbildung: Illustration von Deublers Wohnhaus

71

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von W. Bolin: H[elsing]fors / Mittw[och] d[en] 21. Nov. / Mont[ag] 31. Dez[ember] 77.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 6 mich Ms mir 9 mich Ms mir

Streichungen: 11 Bekannten *gestr.*: er sich 36 mit dem *gestr.*: der Natur

Erläuterungen: 8 des „Correspondenten“: Der Correspondent von und für Deutschland, Nürnberg 1806-1890. 18 Ihres Schriftchens: Vgl. Brief 69, Z. 5-8 und die dazugehörige Erläuterung. 45 Ihre Frau: Thilda Bolin.

72

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 56.

Erläuterungen:

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von W. Bolin: H[elsing]fors / Mittw[och] d[en] 16. [Mittwoch den 15. oder Donnerstag den 16.] / Dienst[ag] d[en] 21. Januar 78.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 35 hat Ms haben 45 Beethoven Ms Bedhofen .

Streichung: 39 Grabe *gestr.*: dem Grabe 66 Häuschens *gestr.*: erricht[tet].

Erläuterungen: 40 Indem, was Sie über Spinoza sagten: Vgl. W. Bolin, Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild, Berlin 1894.

44-45 Hiemit erhalten Sie auch die später an mich gerichteten Briefe: Vgl. Bw.

Randbemerkung: Auf der ersten Seite links oben Notiz von Wilhelm Bolin: H[elsing]fors / Montag, d[en] 4. Nov[ember] 78.

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 36 ich es von *Original*: ich es von von

Streichung: 65 erlauben *gest.*: den nicht

Erläuterungen: 60-61 Ich will nämlich „Aphorismen“ aus meines Vaters Werken herausgeben: Ludwig Feuerbach. Aussprüche aus seinen Werken gesammelt von Leonore Feuerbach, Leipzig 1879. 64 Vgl. Brief 40, Z. 77. 71 Was sagen Sie zu dem Plane?: Wilhelm Bolin verfaßte die Vorrede.

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 56.

Erläuterungen: 9-10 Ein Land ... erobert: Österreich war im 19. Jahrhundert ein Vielvölkerstaat mit zahlreichen unterschiedlichen Ethnien und Sprachen. Die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn bestand seit 1867 und dauerte bis 1918.

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 56-57.

Textvergleich: 7 Aussprüche: *In Deubler Bw folgt in FN:* Dodel-Port, welcher in der „Neuen Welt“ eine biographische Skizze über *Deubler* erscheinen ließ.

Erläuterungen: 3 Ihre Schrift: Gemeint ist das Werk „Ludwig Feuerbach, Aussprüche aus seinen Werken, gesammelt von Leonore Feuerbach, Leipzig 1979“. 5 (aus den Werken F[euerbach]s): Ergänzung stammt von Dodel-Port.

77

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 57.

Textvergleich: 8 nu[r] *Im Original in folgt in FN:* Dodel-Port, welcher in der „Neuen Welt“ eine biographische Skizze über *Deubler* erschienen ließ.

Erläuterungen: 3-4 Glorifikation von Seiten des Züricher Naturforschers: A. Dodel-Port veröffentlichte in der „Neuen Welt“ eine biographische Skizze von K. Deubler Recherche

78

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 6 Herweghs Manuskript: Herwegs 11 Tagen Manuskript: Tage

Streichung:

79

Originalhandschrift: UB Helsinki.

Korrektur: 39 Unglaublich Ms: Unglaublich.

Streichung: 19 teilnahmsvollst *gestr.:* Schmerz 63 Tochter *gestr.:* noch immer

Erläuterungen: 16 den Tanten: Leonore und Elise Feuerbach. 18 der Mutter: Henriette Feuerbach 20 Onkel Fritz: Friedrich Feuerbach. 24 seines Neffen Hingang: Anselm Feuerbach starb am 4.

Januar 1880 in Venedig. **38** Hofrätin: Henriette Feuerbach. **90-91** Buchhändler Meißner ... „Gedanken und Thatsachen: Der Hamburger Verlagsbuchhändler war der Verleger von: F. Feuerbach, Gedanken und Thatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohls, Hamburg 1862.

80

Streichung: 14. den etwas *Streichung im Original*: den etwas
Textvergleich: 21 haben: hat *Im Original* 28 haben: hat *Im Original* 29 bei denen: *Im Original folgt:* bei denen
Korrektur: 52 auch: aus *Korr. im Original* 70-71 ausgezeichnete: ausgegebene *Im Original*

81

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.
Erstveröffentlichung, Auszug: Deubler BW, Bd. 2, S. 57.
Erläuterungen: 4-5 (Ihres „Ateliers“): Einfügung stammt vermutlich von Dodel-Port.

82

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.
Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 57.
Erläuterungen: 10 um Euch noch einmal zu sehen: kam es zum Besuch von Deubler in Aiblingen?

83

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.
Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 58.

84

Originalhandschrift: *Im Original r.o. späterer Zusatz Bertha Fb.*
geb. Löw an Tanten (Elise u. Leonore) aus Bad Aibling (ca. 1881)
Frau Khanikoff.

85

Originalhandschrift: *Im Original r.o. von fremder Hand erg:* 7
Erläuterungen: 10-11 une grave maladie de mon fils [eine schwere Krankheit meines Sohnes]: Der Vater schrieb diesen Brief anstelle seines Sohnes. 25 Ma femme et moi [Meine Frau und ich]: Die Mutter von E. Vaillant stammte aus einer Familie wohlhabender Unternehmer. Die Familie ließ sich 1842 in Paris nieder.

86

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Feuerbach.
Streichung: 11 daß: *Im Ms folgt gestr. unleserliches Wort.* 18 Vater: *Im Ms folgt gestr. die.*
Erläuterungen: 5-7 Dr. Rau ... herauszugeben: Albrecht Raus Schrift Ludwig Feuerbachs Philosophie, die Naturforschung und die philosophische Kritik der Gegenwart erschien bereits 1882, der Autor hatte das Vorwort bereits am ... unterschrieben, Heinrich Beneckes Hinweise konnten demzufolge nicht mehr eingearbeitet werden. 10-11 Für Ersch und Grubers Enzyklopädie: Siehe 17 Feuerbachs letzter Anwesenheit in Berlin: 20 sein Buch: Siehe Erl. zu Z. 5-7.

87

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.
Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 58.
Erläuterungen:

88

Originalhandschrift: Am Rande r.o. späterer handschriftlicher Zusatz: Bertha [...] An Leonore [...] Elise [...] 25-27. Dezember 1882
Korrektur: 27 befiel: *Im Ms folgt gestr. v*

Erläuterungen: 30-31 Kanikoffs haben ... gratuliert: Die Familie war mit Jacob Kahnikoff und dessen Frau, die zeitweise in Erlangen wohnten und auch häufig am Rechenberg zu Gast waren, näher bekannt. Jacob Khanikoff hatte Feuerbachs „Das Wesen des Christentums“ seinerzeit ins Russische übersetzt. **73** er war ein Wohltäter: Der deutsche Unternehmer und Verleger, der in den Siebziger-Jahren als der reichste Mann Bayerns galt, hatte L. Feuerbach zu Lebzeiten mit einer Leibrente unterstützt.

89

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 58-59.

Korrektur: **14** Leonore Ms Eleonore

Erläuterungen: 3 Teuerstes in Ihrer Mutter: Bertha Feuerbach starb am 19. Juni 1883 in Aiblingen. **4** meines Vaters: Vater von Konrad Deubler

90

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

Erläuterungen: 7 le cruel malheur [das schlimme Unglück]: Am 21. Juni 1883 war Bertha Feuerbach, die Ehefrau von L. Feuerbach gestorben.

91

Originalhandschrift: Stadtbibliothek Nürnberg, Autogr. 1050.

Erläuterungen: 3-61 Zum Gedächtnis ... Hektor: **63** Doktor: An wen Leonore Feuerbach eine Abschrift des Gedichtes von Enno Hektor geschickt hat, ist nicht nachweisbar.

92

Originalhandschrift: Der Verbleib ist nicht bekannt. Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.

Erstveröffentlichung: Deubler BW, Bd. 2, S. 232-233, Anmerkung *. – Dodel-Port stellt eine briefliche Mitteilung Konrad

Deublers richtig, die dieser gegenüber Nordmann geäußert hatte. (Siehe Brief vom 4. April 1875). Deubler schrieb, daß Feuerbach den geologische Hammer – der im Ausstellungsraum des Heimatmuseums Bad Gaisern zu sehen ist – einst von Goethe geschenkt bekommen habe.

Erläuterungen: 4 mit Empfehlungsbriefen an Goethe: Nachweis möglich?

93

Originalhandschrift: Feuerbach Privataarchiv

Streichung: 16 bei: zu *Korr.* 17 mir: mich *Korr.*

Erläuterungen: 7 meines verstorbenen Vaters: G. Junghann starb am 15. Mai 1881.

94

Originalhandschrift: Feuerbach Privataarchiv

Streichung: 15 So viel: Wie *Korr.*

Erläuterungen: 7 das fragliche Manuskript: Vgl. Briefe 952, 1185 (950a), 977, 977a, 982. **23-24** mathematischen Schrift meines Vaters: G. Junghann, Studien über die Geometrie der Krystalle. In: Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Palaeontologie, I. Beilage-Band, Stuttgart 1881, S. 327-418. **34** Die an meinen Vater gerichteten Briefe des Autors **Ist der Briefwechsel mit Ludwig Feuerbach gemeint?**

95

Originalmanuskript: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv GNM-Akten K. 725 Nr. 30 . Das Schreiben verblieb im GMN als Legitimation. Vermerk auf Briefkopf: „An Frl. Feuerbach den Briefwechsel gesendet und um Empfangsbestätigung ersucht. N[ürn]b[er]g, 22. 6. 87.“

Streichung: 7 Bewahrung gestr.: des **11** darfst um gestr.: und

Erläuterungen: 4-5 Von Berlin aus ... hinterlassenen Briefwechsels: Wie der Brief Nr. 80 zeigt, kam Westermann der ausgesprochenen Bitte Leonore Feuerbachs nach.

96

Originalhandschrift: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv GNM-Akten K. 725 Nr. 30. – *Späterer handschriftlicher Zusatz im Original r. o.: [...]* 25/68[...]J.N. 1674. – *Späterer Zusatz von fremder Hand im Original unten: [...]* 25/6. [...]

97

Originalhandschrift: Germanisches Nationalmuseum Nürnberg, Archiv GNM-Akten K. 725 Nr. 30. – *Späterer Zusatz von fremder Hand im Original oben: F[...]* 'J2 89 [...] F.Nr.283. – *Späterer Zusatz von fremder Hand in Original unten: [...]* 5/2.89.M.

Erstveröffentlichung: GW 1, Vorwort, 1. Aufl., Berlin 1981, S. XL-XLI.

Textvergleich: 8 An das ... National-Museum *Fehlt in GW 1*

18 Aibling ... 1889 *Fehlt in GW 1*

Erläuterngen: 12-13 das Germ[anische] Museum ... aufzubewahren: Vgl. GW 22, Brief 67, Z. 11-12.

98

(jetzt 3a)

99

Randbemerkung: *Am Rande r. o. späterer handschriftlicher Zusatz von fremder Hand:* An Lorchen, Tochter des Philo[sophen] Ludwig

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß L. Feuerbach, Sign. D 54. Fragment.

Streichung: 21 Professor: *Im Ms folgt unleserl. Wort*

Erläuterungen: 7 „Wilhelm Vatke“: H. Benecke, Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften, Bonn 1883. 7-8 „Evangelischen Hierarchie“: H. Benecke, Die evangelische Hierarchie. Zur Beleuchtung des Antrags Hammerstein – Kleist-Retzow, Halle 1886. 19-21 „Nation“ ... Professor Ziegler: Th. Ziegler, Treitschke's Urtheil über David Friedrich Strauß. In: Die Nation. Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur, VII. Jhrg., No. 16, Berlin 1890, S. 231-235. Zieglers Rezension bezieht sich auf: H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, 4. Thl.: Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III., Leipzig 1889. Ziegler bespricht ausschließlich den mit „Das Junge Deutschland“ überschriebenen 7. Abschnitt des Treitschkeschen Buches. 21-25 Abwehr der Angriffe ... zu

urteilen: Vgl. Ziegler, Treitschke's Urtheil über David Friedrich Strauß. a. a. O., S. 232. Ziegler geht nur kurz auf Feuerbach ein; eigentlicher Gegenstand der Rezension ist D. F. Strauß. **25-28** Übrigens ... versteht: Vgl. H. v. Treitschke, Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert, 4. Thl. ..., a. a. O., S. 487. **29-30** „Das Wesen des Christentums“ sein fünfzigjähriges Jubiläum: L. Feuerbach, Das Wesen des Christenthums, Leipzig 1841. **31-32** englische Übersetzung dieses Buches: L. Feuerbach, The essence of Christianity, translated from the second German edition by Marian Evans, Chapman's Quarterly Series, No. 6, London 1854 (Siehe GW 20, Erl. zu Brief 792, Z. 45, S. 426-428). **32-33** eine französische, italienische und russische: L. Feuerbach, Essence du Christianisme, Traduction de l'allemand avec autorisation de l'auteur par Joseph Roy, Paris 1864 (Siehe GW 21, Brief 1033, S. 124-127 und Brief 1045, S. 155-159) und СУЩНОСТЬ ХРИСТИАНСТВА. СОЧИНЕНИЕ ЛЮД. ФЕЙЕРБАХА ПЕРЕВОДЪ СДЕЛАННЫЙ СО ВТОРОГО ИСПРАВЛЕНАГО ИЗДАНИЯ ФИЛАДЕЛЬФОМЪ ФЕОМАХОВЫМЪ, London 1861 (Siehe GW 21, Erl. zu Brief 969, S. 403-404, Z. 86-87). Eine italienische Übersetzung des Buches lag damals noch nicht vor.

34 die Bolinsche Schrift: W. Bolin, Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen. Mit Benutzung ungedruckten Materials, Stuttgart 1891 (Bolin WuZ). **45** Fräulein Stadler: Emerentia Maria Kunigunde Stadler

100

[Brief und Erläuterungen fehlen]

101

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, Dedikation Peter Feuerbach, D 54.

Textvergleich: **18** mir: *Im Original folgt gestr. dir*

Streichung: **14** eventuell mir gest.: die

Erläuterungen: **12-13** Band des „Briefwechsel und Nachlaß. Leipzig 1854 [recte 1874]“: Siehe auch: Karl Grün (Hrsg.), Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung, Leipzig 1874. **22** E. Freiherr von Marschalk: Emil Freiherr von Marschalk von Ostheim war Altertumsforscher, Historiker und Sammler.

102

Streichung: 57 Londres: *Im Original folgt gestr.:* unleserl. Wort
Erläuterungen: 25 livre de ... Bolin [Buch von ... Bolin]: Gemeint ist das von W. Bolin verfaßte Werk: «Ludwig Feuerbach: sein Wirken und seine Zeitgenossen; mit Benutzung ungedruckten Materials», Stuttgart 1891. [?] 56-57 le congrès d'Hygiène [der Hygienekongreß]: Der « 7. Internationale Kongreß für Hygiene und Demografie » tagte vom 11.-15. August 1891 in London. 57-58 congrès international socialiste de Bruxelles [Internationaler Sozialistischer Kongreß]: « Congrès international ouvrier socialiste », der vom 16. bis (22.) 23. August 1891 tagte. Jährlich stattfindender Kongreß der Sozialisten bis zu seiner Auflösung im Jahre 1892.

103-104

[Briefe und Erläuterungen fehlen]

105

Originalhandschrift: Deutsches Literaturarchiv / Schiller-Nationalmuseum, Marbach a. N.; Z 11681/10; dort irrtümlicherweise unter „Hermann Feuerbach an Unbekannt“ und als „Abschrift“ verzeichnet. – Auf 1. Seite, r. o., von fremder Hand: Abschrift.

Korrektur: 5 dem Ms: den

Erläuterungen: 11 Gegenstand einer Polemik: Der Brief bezieht sich vielleicht auf eine Veröffentlichung von Theodor Turban, Das Wesen des Christentums von Ludwig Feuerbach, Phil. Diss. Leipzig 1895, (Karlsruhe 1894 ?); hier wird freilich Feuerbachs Werk eher referiert; vgl. Ludwig Feuerbach „Das Wesen des Christentums“, Ausgabe in zwei Bänden, hrsg. von W. Schuffenhauer, Berlin 1956, 2. Bd., S. 684.)

106

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BR M 1412.

Korrektur: 19-20 Familienangelegenheiten: Familienverhältnisse

Korr. im Ms.

Streichung: 13 *Emma Herwegh: Im Ms folgt gestr. unleserl. Wort.*

107

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BR M 1413.

(Postkarte, Poststempel Bad Aibling 18. März 09, Monsieur Marcel Hervegh, Paris, Quai d'Orsay 105. France.) .

Erläuterungen: 11-12 Brief meines Vaters : Vgl GW 20, Brief 875, S. 217-218 und Erl. zu Brief 875, S. 480.

108-112

[Briefe und Erläuterungen fehlen]

113

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BR M 1414.

Erläuterungen: 1 Frau Karl Emil Franzos: Name von ihr ermitteln 14 in seinem Besitze befindliche Briefe: NB: veröffentlichte Marcel Herwegh Briefe von und an Karl Emil Franzos und wird darin vielleicht der Name seiner Gattin erwähnt?

114

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Sign. BR M 1415. – Mit Adreßseite: Monsieur Marcel Hervegh. Trouville. Calvados. Villa Stella. Boulevard d'Hauptel. Frankreich.

Erläuterungen: 6 Karte von Frau Franzos: Siehe Anhang, Brief 87. 7 ein Schreiben der ersteren: 15-16 7 Briefe an Ihre Frau Mutter und 2 an Ihren Herrn Vater: Siehe Bolin BW, S. 000-000.

115-117

[Briefe und Erläuterungen fehlen]

Originalhandschrift: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Sign. BR M 1416.

Streichung: 20 Schriften von gest.: E[mma Herwegh]

Erläuterungen:

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

Erläuterungen: 5 Chambre des Députés [Abgeordnetenversammlung] Vordruckter Briefkopf auf Geschäftsbriefpapier. 9 anniversaire [Geburtstag]: É. Vaillant hatte am 26. Januar Geburtstag. 11-12 je vous voyais avec votre père à Rechenberg et à Nürnberg [als ich Sie und Ihren lieben Vater in Rechenberg und in Nürnberg besucht habe]: Siehe auch GW 21, Brief 1027, Z. 28-30, 1089 Z. 13-15 und 1147, Z. 9-11 und Erl. zu Brief 1247, Z. 50: Vaillant war des öfteren zu Besuch bei der Familie Feuerbach am Rechenberg. 21 séparation des Églises et de l'État [Trennung von Kirche und Staat] Die rechtliche Trennung von Kirche und Staat ist in Frankreich seit 1905 gesetzlich vollzogen. Vaillant hatte als Bildungsbeauftragter der Pariser Commune bereits 1871 das Schulsystem in Paris säkularisiert. Vgl. GW 22, Erl. zu Brief 1220 Z. 6-7, S. 3.

Originalhandschrift: UB München, Feuerbach Nachlaß. – Fragment.

Streichung: 8 ein *gestr. unleserl. Wort* 10 Ludwig *korrr.*: Haym.

Erläuterungen: 3-8 „Philosophie“ ... Haym: Vgl. R. Haym, Philosophie. In: Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber mit Kupfern und Charten, 3. Sektion, O – Z, herausgegeben von M. H. E. Meier, 24. Teil, Philosophie – Phokylides, Leipzig 1848, S. 1-231. 9-12 Ludwig Feuerbach ... wären: Vgl. ebenda, S. 207. 18-23 Ich werde die ... hineinzutragen: Vgl. Bolin WuZ, S. 121-125. 47 mein Töchterchen: Hedwig Benecke.

129

Originalhandschrift: UB München, 935 d /1 a; an die Universitätsbibliothek München gerichtete Karte.

Erstveröffentlichung: W. Schuffenhauer, in: Atheismus in der Diskussion. Kontroversen um Ludwig Feuerbach. Hrsg. v. H. Lübke und H.-M. Saß, München 1975. Hier: EV – Die Universitätsbibliothek München informierte im Jahrbuch der Deutschen Bibliotheken. Hrsg. vom Verein Deutscher Bibliothekare. 14. Jahrg. Leipzig 1920, S. 78, kurz über die Schenkung; im Jahrbuch der Ludwig-Maximilians-Universität München für die Jahre 1914 bis 1919, München 1927, S. 210 lautete es lakonisch: „...den Nachlaß Ludwig Feuerbachs überwies seine Tochter Leonore.“

Textvergleich: 10 beif[olgende]: beif. In EV 19 Leonore Feuerbach: *Unterschrift fehlt in EV*

Erläuterungen: 6 Herr Doktor: Direktor der Universitätsbibliothek war zu dieser Zeit Prof. Dr. Georg Wolff.

130

Originalhandschrift: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, Dedikation Peter Feuerbach, D 54.

Erstveröffentlichung: L. Feuerbach, Das Wesen des Christentums. Kritische Ausgabe, mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von K. Quenzel, Leipzig 1904. Diese kritische Ausgabe enthält etwa 30 belegte, z. T. erhebliche Textänderungen gegenüber der zugrunde gelegten dritten Auflage von 1848, darüber hinaus eine Fülle „leiser stilistischer Änderungen“ sowie Formulierungen, die Feuerbach in der zweiten beziehungsweise dritten Auflage getilgt oder verändert hatte. Die Einleitung und Anmerkungen lassen Schopenhauers und Nietzsches Auffassungen als Pendant oder Konsequenz Feuerbachs erscheinen (Vgl. Die Neuausgabe von L. Feuerbachs „Das Wesen des Christentums“, Ausgabe in zwei Bänden, hrsg. von W. Schuffenhauer, Berlin 1956, 2. Bd., S. 706, S. ...; vgl. auch K. Quenzel, L. Feuerbach, ein Totgeschwiegener,

in: Allgemeine deutsche Universitätszeitung, Berlin 1900 und ders., Hegel, Feuerbach und Schopenhauer, in: Allgemeine deutsche Universitätszeitung, Berlin 1900, S. ...)

[[Habe den Verdacht, daß das in der Stadtbibl. München liegende Textstück von Feuerbach, jenes Stück ist, das Leonore auf das Schreiben hin weggegeben hat. Bitte Daten vergleichen!]]

Erläuterungen: 6 Ihre Postkarte: Nicht nachweisbar. 12-13 in kritischer Ausgabe bei Reclam: Veröffentlichung von Quenzel 21-22 ein großzügiges ... geistiges Denkmal des Philosophen: Über die Veröffentlichung (Z. 12-13) hinaus, brachte Quenzel noch mehrer kleine Artikel heraus, siehe Briefwechsel von Zeitgenossen (GW 22)

131

Originalhandschrift: Familienarchiv Feuerbach

Korrektur: 29 correctement: correctemement Ms

I.3. Briefwechsel Verwandte und nahestehende Zeitgenossen

Z 1

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck: H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 60-63.

Die mit Joseph Anselm Feuerbach in dessen Zweitehe verheiratete Henriette Feuerbach reflektiert mit ihrem zweiten Bruder Christian Heydenreich die Erfordernisse eines literarisch gehaltenen Briefwechsels, wobei sie auch Ludwig Feuerbachs Dasein in Bruckberg bei Ansbach beleuchtet.]

Z 2

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 67-68.

Z 3

Quelle: Familienarchiv Feuerbach

Z 4

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Wehler, Kapp BW, S. 45.

Z 5

Quelle: Familienarchiv Feuerbach

Z 6

Quelle: Familienarchiv Feuerbach

Z 7

Quelle: Familienarchiv Feuerbach

Z 8

Quelle: Familienarchiv Feuerbach

Z 9

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Wehler, Kapp BW, S.46.

Friedrich Alexander Kapp, derzeit Auskultator am Oberappellationsgericht in Hamm, Westf., informiert seine Cousine Johanna in Heidelberg über Fortschritte hinsichtlich der Verbesserung der gegenwärtigen Zustände. Er mißt Friedrich Feuerbachs „Die Religion der Zukunft“, Zürich – Winterthur 1844, Nürnberg 1845 (zweites und drittes Heft) und W. Weitlings „Garantien der Harmonie und Freiheit“, Vivis 1842 große Bedeutung bei. Seine Anfrage an Johanna, die er sehr vertraut mit L. Feuerbach weiß, **gilt die auf die sich auf die** Schlußzeilen seiner Schrift „Über das Wesen des Christentums“ in Bezug auf den „Einzigsten und sein Eigentum“ (d. h. seine Auseinandersetzung mit M. Stirner beziehende Schrift in „Wigands Vierteljahresschrift“, Bd. II, S. 193–205. Hier bekennt L. Feuerbach gegenüber dem „Egoisten“ seine Zuwendung zur Gemeinschaftlichkeit und zu den **...** des „Kommunismus“.]

Z 10

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Wehler, Kapp BW, S.47-48.

Z 11

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 99-

Z 12

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 101-105.

Henriettes Zeilen geben Einblick in des jungen Malers Anselm Entwicklung, in die zunehmenden Schwierigkeiten im Verhalten ihres seelisch kranken Ehemannes und andererseits auch, neben einer kurzen Charakteristik Prof. Christian Kapps, in Ludwig Feuerbachs sprichwörtliche Schwierigkeiten, die äußeren Lebensbedingungen für seine Familie und sich zum Positiven zu verändern.]

Z 13

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 105-112.

Z 14

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Wehler, Kapp BW, S.49.

Z 15

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 112-118.

Z 16

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 121-131.

Z 17

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 143-147.

Z 18

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Wehler, Kapp BW, S.57.

Z 19

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 147-151.

Z 20

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. J. Jahn, Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin – Weimar 1964, S. 39-41.

Z 21

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. J. Jahn, Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin – Weimar 1964, S. 55-58.

Z 22

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. J. Jahn, Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin – Weimar 1964, S. 73-78.

Z 23

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. J. Jahn, Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin – Weimar 1964, S. 160-163.

Z 24

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. H., Uhde-Bernays, Henriette Feuerbach ..., Berlin – Wien 1912, S. 211-213.

Z 25

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S.9

Z 26

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. R. Goehler, Die deutsche Schillerstiftung 1859-1909, Berlin 1909, S. 34-35.

Z 27

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 10-12.

Z 28

Quelle: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 314.

Z 29

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 17.

Z 30

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 22-23.

Z 31

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 24-25.

Z 32

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 21

Z 33

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Dodel-Port, Bd. 2, S. 48-49.

Z 34

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 26-27.

Z 35

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Die Akte Ludwig Feuerbach, S. 29.

Z 36

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Dodel-

Port, Bd. 2, S.50.

Z 37

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Dodel-Port, Bd. 2, S.51.

Z 38

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Dodel-Port, Bd. 2, S.51.

Z 39

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Der Beobachter, Stuttgart, 21. September 1872, S. 154-157.

Z 40

Quelle: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BRH 312.

Z 41

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. J. Jahn, Der Briefwechsel zwischen Gottfried Keller und Hermann Hettner, Berlin – Weimar 1964, S. 192-194.

Z 42

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck. Lenel, S. 36, Fußn. 1.

Z 43

Quelle: fehlt

Z 44

Quelle: Die Veröffentlichung erfolgt nach dem Erstdruck.
Dodel-Port, Bd. 2, S. 59-60.

Z 45

[Brief und Quelle fehlen]

Z 46

Quelle: UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, Dedikation
Peter Feuerbach, D 54.

Z 47

Quelle: Dr. Simpel (nach W. Schuffenhauer)

Z 48

Quelle: UB Helsinki.

Z 49

Quelle: UB Helsinki.

Z 50

Quelle: UB Helsinki.

Z 51

Quelle: UB Helsinki.

Z 52

Quelle: UB Helsinki.

Z 53

Quelle: UB Helsinki.

Z 54

Quelle: UB Helsinki.

Z 55

Quelle: UB Helsinki.

Z 56

Quelle: UB Helsinki.

Z 57

Quelle: UB München, Dedikation Peter Feuerbach Fasz. 2, Briefe

Z 58

Originalmanuskript: Dichtermuseum Liestal (Schweiz), Herwegh-Archiv, Sign. BR H 313
Adressseite: Frau *Emma Herwegh*. Baden-Baden, Lichtenthaler Straße Nr. 8, der Post gegenüber. Über 2 Treppen.

I. 5. Korrigenda Bände 1–22

Es werden nur wesentliche Korrekturen vermerkt, gekennzeichnet durch Bandzahl, Seite und Zeile (v. u. = von unten).

GW 1 (Zweite, durchgesehene Auflage, Berlin 2000)

S. XXVII, 30 K. Th. Bayrhammer

S. XV, 17 13. Dezember

S. XLI, 38–XLI, 11 Feuerbach distanzierte sich in einer Pressemitteilung davon, die Denkschrift in der gedruckten Fassung mit unterzeichnet zu haben (L. Feuerbach, Erklärung. 29. August 1848, Neue Deutsche Zeitung, Darmstadt, Nr. 48 vom 25. August 1848. – Die verdienstliche Mitteilung von M. Köppe, Karl Grün, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden, Erster Band, S. 198, wird leider mit der Behauptung verbunden, Heinz und Werner Schuffenhauer hätten in ihrer Sammlung „Pädagogisches Gedankengut bei Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Feuerbach,“ Berlin 1948, S. 535, 583–591, die „Denkschrift“ als Schrift Feuerbachs betrachtet; vgl. auch GW 19, S. XV und S. 487.

XVIII, 31 rechts-, staats- und in

XLIV, 10 (H. Jaques 12 GW 21, Brief 1207

XLVII, 2 W. Bolin

XLVIII, 32–33 GW 21, Brief 1061, GW 22, Brief Bertha Feuerbach an W. Bolin, 30. Juni 1865, Brief 13

XLIX, 15 GW 21, Brief 1132

LV, 24–25 russischer Emigrant seinerzeit

LXII, 25–26 russischer Emigrant, Freund und Förderer der Übersetzung Feuerbachs ins Russische, Jacob von Khanikoff

LXII, 27 Karl [Carl]

LXXXVI, 12–13 Der handschriftliche Nachlaß Ludwig Feuerbachs war zwischen Ende (26.) Januar 1917 und (9.) März 1919 (vgl. GW 22, Briefwechsel I.2., Brief 124 bis Brief 128 [fehlen im Bestand]) durch Feuerbachs Tochter Leonore, die das 80. Lebensjahr überschritten hatte und um die sichere Verwahrung des Feuerbach-Nachlasses bangte, an die Universitätsbibliothek München, übergeben worden.

36 Leonore Feuerbach an die UB München, 9. März 1919, vgl. GW 22, Brief 128.

LXXXIII, 4 Dem in Vorbereitung befindlichen Band ... u. a. beigegeben. Dem in Vorbereitung befindlichen Band 22 werden zum großem Teil bisher unbekannte 131 Briefe von und an Bertha

und Leonore Feuerbach aus dem Zeitraum 1844 bis 1920 sowie über 50 Briefe von engen Verwandten und Freunden beigegeben, die der weiteren Aufhellung der Beziehungen untereinander dienen sollen. Diese Korrespondenzen werden jedoch nur grob nach Standort der Originalhandschrift und wesentlichem Inhalt vorgestellt.

494 FN. 1 der gläubige: ein gläubiger B

GW 2 (3., gegenüber der 2., durchgesehenen, unveränderte Auflage, Berlin 1984)

123,7 gleichgültigen: gleichgültigen

132, 36 Staatsdiener: Staatsdiener

140, 21–22 Samuel Sorber (Sorbieri)

170, 3 Alt-Seidenburg: Altseidenberg

246, 29 Fn. 3 In C § 57 (In A § 85)

259, 35 Fn. 1 In C § 59 (In A § 89)

349, 13 oder den. Geist: oder den Geist

406, 34 Fn. 1 In C § 118 (In A § 118)

GW 3 (3. gegenüber der 2., durchgesehenen, unveränderte Auflage (Berlin 1984)

V, 30 Obertitel: Sammelitel

10, 21–22 praeceptor communis Germaniae [allgemeiner Lehrmeister Deutschlands]

199, 35–36 „Animadv. in l[ib.]X Diog. Laert.“

GW 4 (2. durchgesehene Auflage, Berlin 1989)

VI, 34–37 obwohl die Schrift ... 9. März 1839. Auf dem Einband: die Schrift ist 1838 erschienen, und erregte sogleich Aufsehen. Auf dem Einband

341, 2 Idiosynkrasien

GW 5 (Dritte, durchgesehene Auflage, Berlin 2006)

GW 6 (3. gegenüber der 2. durchgesehenen, unveränderte Auflage, Berlin 1984)

V, 21 Im März 1850 war das Werk nach Feuerbach druckfertig. Ende Dezember dieses Jahres (Feuerbach an O. Wigand, Brief 655 vom 30. Dezember 1850) übergab er es seinem Verleger, wobei er ihn schon einen Monat zuvor wissen ließ, daß er von den 31 gehaltenen Vorlesungen eine gestrichen habe, „weil sie nur hinlänglich Bekanntes enthält“ (An Otto Wigand, 26. November

1850, S. 253). Diese Bemerkung hat zu der Vermutung geführt, ob nicht die im handschriftlichen Nachlaß Feuerbachs vorhandene Studie „Grundsätze der Philosophie. Notwendigkeit einer Veränderung“ auf diese im Druck ausgelassene Vorlesung hindeutet (UB München, Nachlaß Ludwig Feuerbach, 4⁰ Cod. ms.935 d/ 17 a 1), zumal insbesondere ihr „Republikanismus“ auf die Revolutionzeit 1848/49 hinweist (vgl. L. Feuerbach; Entwürfe zu einer Neuen Philosophie. Hrsg. von W. Jaeschke und W. Schuffenhauer. Hamburg 1996 [Philosophische Bibliothek Bd. 447]), insbes. S. LVIII). – Von dem Werk ist im Todesjahr Feuerbachs, was ihm noch zur Kenntnis gelangt war, eine italienische Übersetzung von seinem Verehrer Luigi Stefanoni erschienen: „Trenta lezioni sulla essenza della religione [Dreißig Vorlesungen über das Wesen der Religion].“ Milano 1972].

156, 29 Vgl. L. Feuerbach an Katharina Michel, 4. November 1852 (Brief Nr. 747), GW 19, S. 415.

65 Fn. 1 Crocodilie: Crocodile C

156, 11/12 v. u. Vgl. L. Feuerbach, An Katharina Michel, 4. November 1852, GW 19, S. 415, Z. 4–6

201, 10 ragen: tragen

237, 17 Bibel [Ps. 104, 15]

GW 7 (3., gegenüber der 2. unveränderte Auflage, Berlin 1985)

S. 69, 18 Oski Vgl. Brief von Ferdinand Kampe an Ludwig Feuerbach, 25. Juli 1858, GW 20, S. 194. Kampe bestätigt Feuerbachs Erklärung des „Oski“ mit Verweis auf Jacob Ludwig Karl Grimm, Deutsche Mythologie, Göttingen 1835, 3. Ausg., 1854, I, 127 ff.

S. 191, Z. 3 v. u. wieder: wie der

S. 212, Z. 8 Auf: Bei Vgl. Brief L. Feuerbachs vom 3. November 1859 an F. Ch. Georg Kapp, in dem er sich für den Hinweis bedankt, daß sich das Orakel des Appollon Thyrxus nicht „auf“ sondern „bei“ den Kyaneen befand (vgl. GW 20, S.263).

S. 269, Z. 24 desgriechischen: des griechischen

S. 315, Z. 14/15 im Brief vom 25. Juli 1858 macht Ferdinand Kampe (vgl. weiter oben) Feuerbach darauf aufmerksam, daß es in der Stelle aus Lactanz „Epitome Institutionum Divinarum“, Nr. 70 [66] nicht „immortalitatem“ sondern „immortalem“ lauten müsse („Er, der die Unsterblichkeit [immortalitatem] verlangt, muß also unsterblich [immortalem] sein“) und verweist auf die Laktanz-Ausgabe von O. F. Fritzsche, in: Bibliotheca patrum

ecclesiasticorum latinorum selecta. Vol. XI, P. II, Lipsiae 1844.
// Anfrage: Ist ein Vergleich der „Anmerkungen“ mit der Auflage von Bolin/Jodl, die hinsichtlich der betont philologischen Stellen im Text sehr willkürlich vorgegangen sind, durchgeführt worden. ??//

GW 8 (3., gegenüber der 2. durchgesehenen Auflage, Berlin 1989)

S. 61 Die drei letzten Absätze Zeile 6 bis Schluß fehlen auch in SW B/J

S. 269, Z. 10 Die folgende Passage bezieht sich auf die Verteidigung der philosophischen Habilitationsschrift von G. Ch. A. v. Harleß an der Erlanger Universität. Titel der vorgelegten Arbeit war: Scholasticorum nobiliorum quae fuerunt de malo ejusque origine sententiae ut in censuram vocaret. Dissertationem auctoritate amplissimi philosophorum ordinis pro venia legendi rite impetranda scripsit G. C. Adolphus Harless, phil. Dr., Noribergae 1829 [Welches die Ansichten der berühmteren Scholastiker über das Böse und seinen Ursprung waren, zum Zweck ihrer Prüfung. Philosophische Dissertation zum Erhalt der Lehrbefugnis. Nürnberg 1829].

Harleß hatte 1828, obwohl noch nicht habilitiert, bei Feuerbachs Habilitation als Opponent fungiert, die Opponentenrolle bei Harleß wurde L. Feuerbach übertragen. Es handelte sich also um eine nicht der Sünde, sondern dem „Bösen“ gewidmete Arbeit. Im Nachlaß-Band 1 (GW13, S. 305–321) wurde die Oppositionsrede Feuerbachs nach der handschriftlichen Aufzeichnung Feuerbachs in Paralleldruck (Lateinisch–Deutsch) mitgeteilt.

GW 9 (3., gegenüber der 2. durchgesehene Auflage, Berlin 1990)

S. IX, 15 Ende November 1840: Ende November 1839 13 v. u.
vgl. GW 8,
S.137–148

GW 10 (3., gegenüber der 2. durchgesehenen Auflage, Berlin 1990)

S. XI, 8 v. u. den Münchener: den nach München übersiedelten
S. 189, 4 v. u. Gut; aber dein Thema ...als Prämissen dieser Schrift enthalten. (S. 190) *fehlt SW B/J*

GW 11 (3., gegenüber der 2. durchgesehene Auflage, Berlin 1990)

S. IX, Z. 12 v. u. so: um 1863
 S. 6, Z. 20 gest. 8. Sept. 1851: gest. 7. Sept. 1851
 S. 51, Z. 3 v. u. Met[amorphosen libri XV]: Met[amorphosen, libri XV]
 S. 64, Z. 22 a posteriori : „a posteriori“
 S. 102, Z. 7 ist sie notwendig.“: ist sie notwendig.“ (Vgl. GW 3, Anm. 53, S. 243-244).
 S. 123, Z. 4 Denken erkennt.: Denken erkennt. (Vgl. L. Feuerbach, Zur Kritik des Empirismus. „Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus.“ Von F. Dorguth, Magdeburg 1837. GW 8, S. 162.

GW 12 (2., durchgesehene Auflage, Berlin 1989)

S. IX, Z. 7 Herausgeber.: Herausgeber. Herrn Prof. Dr. Dr. h.c. Gerhard Haney, Jena, gilt herzlicher Dank für fachliche Beratung.

GW 13 (Erstausgabe, Berlin 1999)

GW 14 (Erstausgabe, Berlin 2001)

GW 15

GW 16

GW 17 (Erstausgabe, Berlin 1984)

S. IX, Z. 7 verhaftet; Karls: verhaftet; Karl wurde am 13. Mai auf offener Straße verhaftet und unter Polizeibewachung nach München gebracht; Anselm und Eduard wurden Verhören unterzogen. Karls

S. XV, Z. 4 Pension: Pension, die aus den Verdiensten um die bayerische Gesetzgebung resultierte

S. XVII, Z. 19 IML/ZPA Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU/Zentrales Parteiarchiv, Moskau: RZ Moskau Russisches Zentrum zur Bewahrung und Erforschung von Dokumenten der neusten Geschichte, Moskau

S. 36, Z. 10 Esmag: Es mag

S. 54, Z. 15 preisgegebene: preisgegebne Z. 15 v.u. besseren: bessern

S. 55, Z. 7 verfloßenen: verflossenen Z. 20 abschneidet: abscheidet Z. 17 v. u. innerer: innerer

Z. 16 v. u. derer: deren Z. 11, v. u. zurückgekommen: angekommen Z. 9 v. u. sehr schwierigen: Schwierigen Z. 8, v. u. ungelegene: ungelegne Z. 4, v. u. äußeren: äußern

S. 58 26 a Von Jakob Wilhelm Roux, 13. Oktober 1824 (GW 18, Nr. 467)

S. 87 36 An Eduard Feuerbach [1825] Vgl. GW 10, S. 154.

S.109, Z. 2 Harl: Harleß Z. 4 Harl: Harleß
 S. 114, Z. 13 An Unbekannt: An V. Wissmüller Z. 16 W.:
 W[issmüller]
 S. 119 52 a An Georg Friedrich Daumer [um 1830] (GW 18, Nr.
 469)
 S. 121 53 a An Christian Kapp, 23. März 1831 (GW 18, Nr. 470)
 S. 127 56 a An Christoph August Tiedge, 30.7. 1831
 S. 138, Z. 11/10 v. u. Land- oder Fürstenhäuser: Land- oder
 Gartenhäuser
 S. 148 70 a An das „Morgenblatt für gebildete Stände“, 7.
 November 1832 (GW 18, Nr. 471)
 S. 160, Z. 1 v. u. werden: werde
 S. 186, Z. 10 H(enke): H(enkel)
 S. 232 119 a An Christian Kapp, März 1835 (Nr. 141, S. 264-
 265)
 S. 237, Z. 5 [...]: jeden Z. 23 Angelegenheit: Beziehung
 Z. 25 [...]: Welt Z. 26 [...]: drei Zeilen nicht lesbar
 S. 238 Z. 7 [...]/[...]: drei Zeilen nicht lesbar
 S. 239 123 a An Christian Kapp, 30. April 1835 (GW 18, Nr.
 472)
 123 b Von Christian Karl Glück, 15. Mai 1835 (GW 21, Nr.
 1161)
 S. 249, Z. 7 v. u. Glucksche: Glücksche
 S. 257, Z. 17 [...]: Ich würde mich freuen, recht bald wieder
 Nachricht von Ihnen zu erhalten und bin ich, wenn es Ihnen
 hinsichtlich der hier berührten Angelegenheit um weitere
 Auskunft und Erläuterung zu tun sein sollte, mit vielem Ver-
 gnügen bereit, Ihnen dazu behilflich zu sein. –
 S. 277, Z. 3 [Briefentwurf]: [1. Briefentwurf GW 18,
 Nachträge, S. 442–445] [2. Briefentwurf:]
 S. 284, Z. 1 154: 571 a
 Z. 3 [Herbst 1836]: [November 1847]
 Z. 4 /Heilbronn: Heilsbronn
 S. 285, Z. 9 vegetale: vegetable
 S. 296, Z. 9 erhalten: erteilen
 S. 298, Z. 3 [Oktober 1837] Unsere Datierung „Oktober 1837“
 ist hinreichend dadurch begründet, dass Feuerbach unmittelbar
 nach Kenntnisnahme des Beitrags von Bayer den Wunsch aus-
 drückt, sich „öffentlich über sie auszusprechen! Aber wo?“ –
 BwN I, S. 276 gibt als Datierung „Dienstag 1838“ an; ebenso
 M. Köppe, „Karl Grün, Ausgewählte Schriften in zwei Bänden“,
 a. a. O., I, S. 253-254.

- S. 315 Einschub Brief 176 a, An Arnold Ruge, 20. Juli 1838 (GW 18, Nr. 473, S. 439-440.)
- S. 369, Z. 8 v. u. gründet: gründete
- S. 370, Z. 22 Schwierigkeit: Schwierigkeit und
- Z. 1-2 v. u. Religionsphilosophie: Religionsphilosophien
- S. 392, Z. 10 Ratifikation: Notifikation
- S. 399, Z. 13 UB Helsinki),: UB Helsinki, dessen Vater Forstrat in Montabaur, Hhzth. Nassau unter Herzog Wilhelm von Nassau-Weilburg war.
- S. 402, Z. 9 v. u. Bw I, S 236-240.: Deutsche Rundschau für 1878, Bd. 15, April-Heft (siehe W. Bolin, Ludwig Feuerbach, sein Wirken und seine Zeitgenossen. Stuttgart 1891, S. 310). – Bw I, S. 236-240.
- S. 407 Brief 46 Originalhandschrift: Deutsche Staatsbibliothek Berlin, heute Biblioteka Jagiellonska, Krakow. Erstveröffentlichung: BwN I, S. 214–219 ; Veröffentlichung nach dem Berliner Original: Johannes Hoffmeister, Briefe von und an Hegel, Bd. III.
- S. 427 Erläuterung: 32 Rezension: Vermutlich ist die „Kritik des Anti-Hegels“ (in GW 8) gemeint: gemeint die „Kritik der christlichen Rechts- und Staatslehre“ (Kritik F. J. Stahls, der soeben die Professur in Erlangen bezogen hatte).
- S. 445 Brief 195 Am Schluß des Brieffragments gestrichen: Es soll mich freuen, wenn wir auch in unsrer fernen Entwicklung unsrer Gedanken ...
- S. 456, Z. 15 v. u. Darstellung: Darstellung
- S. 460 Einfügen: Guhrauer, Gottschalk Ernst, Leibnitz' Dissertation De Principio individui, Breslau 1837.
- S. 468 Bayer, Karl (1806–1867), ehem. prot. Theologe, Philosoph und Schriftsteller, Bruder von Conrad Beyer, Ludwig Feuerbachs engster Freund aus der Bruckberger Zeit.
- S. 473 Glück, Christian Friedrich von (1755–1831) Pandektist, in Erlangen zuletztDekan der Juristischen Fakultät.
- S. 483 Umbenit = Umbreit, 1823 o. Prof. in Heidelberg
- S. 467 Zur Information: Vormundschaftsrestakte 871 des Amtsgerichts Neustadt/Aisch Protokoll und Alimentationsvergleich vom 3.4. 1835 Johann Karl Ludwig Boß, geb. 17. März 1835 als unehelicher Sohn von „Ludwig Feuerbach“ und der 24 jährigen Anna Eleonore Boß in Neustadt an der Aisch geboren [Auskunft Nr. 2776, Staatsarchiv Nürnberg vom 2.10.1947] Vgl. Hans-Martin Sass,Ludwig Feuerbach und die Zukunft der Philosophie. In: Ludwig Feuerbach und die Zukunft der Philosophie. Hrsg. von Hans-Jürgen Braun, Hans-Martin Sass, Werner Schuffenhauer,

Francesco Tomasoni, Berlin: Akademie –Verlag Berlin 1990, S. 24, Fn. 13.
S. 490 Heilbronn: Heilsbronn

GW 18 (Erstausgabe, Berlin 1988)

S. IX, Z. 7 v. u. Vorgang: Fortgang
S. 429, Z. 23 duodevicesimo [18.]: duodetricesimo [28.]
S. 430, Z. 5 22. Juli: 28. Juli
S. 504, Z. 18 1931: 1831
S. 578 Bayer, Karl (1806–1867) chem. prot. Theologe, Philosoph und Schriftsteller, Freund L. Feuerbachs seit den Bruckberger Jahren

GW 19 (Erstausgabe, Berlin 1993)

S. 28, Z. 16 Heilbronn: Heilsbronn
S. 186, Z. 5 v. u. Ihnen: ihnen
S. 542, Z. 3 v. u. Feuerbach, A. v.: Feuerbach, Johann Anselm v.
S. 589 Arbeitervereine Deutschlands, Konferenz, gemeinsam mit den demokratischen Vereinen Deutschlands, Frankfurt a. M., 14.-16. Juni 1848

GW 20 (Erstausgabe, Berlin 1996)

S. XV, Z. 12/13 F. Dorguth: C. J. Duboc
S. XVI, Z. 21 Eleonore: Leonore Z. 1 v. u. Nürnberg.: Nürnberg. Werner Schuffenhauer
S. 119, Z. 9 v. u. sie: Sie
S. 310, Z. 4 v. u. Charakterlosigkeitder: Charakterlosigkeit der
S. 333/34, Brief 931 (März/April 1861): (Mitte Februar 1861)/[Briefentwurf] Vgl. GW 21, Nachträge, S. 394–395, Brief 1184 (931) An Eduard Löwenthal, 23. Februar 1861, [Abgesandter Brief]
S. 373 Brief 1185 (950 a) An Gustav Julius Junghann, 31. Juli 1861
S. 400, Z. 10 v. u. Beyers: Beyers (Bayers)
S. 424, Z. 9 in der nicht ganz ... vertrauten Würdigung: in der Würdigung
S. 563/64 Bayer (Beyer), Carl (Karl) (gest. 1867), Bruder des Dichters, Literatur-Historikers und Rückertforschers Conrad Beyer, war enger Freund von L. Feuerbach, in der Jugendzeit oft zu Gast in Bruckberg, hatte sich von 1853 bis Mai 1856 mit seiner Gattin in einem Flügel des Bruckberger Schlosses eingemietet und zog dann nach Witzhave bei Hamburg auf sein Gut; er

wirkte als ehemals protestantischer Theologe in der freikirchlichen Bewegung. L. Feuerbach würdigte am Ende der dreißiger Jahre die Schriften Bayers „Die Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens“ (Nürnberg 1837) und „Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend“ (Erlangen 1839).

GW 21(Erstaussgabe, Berlin 2004)

S. 575 Feuerbach, Peter Anselm (1914–1991)

II. Neu aufgefundene, zu Lebzeiten nicht publizierte Studien und Aufsätze

Morgengruß zweier Freunde. (Verse aus dem Stegreif.) (1828)¹

Nur immer zu! Nur immer zu!
Und kämen wir auch nie zur Ruh'.
Ja ging es auch durch Moor und Sumpf,
Des Geistes Schwert ist doch nie stumpf!
Nur immer frei! Nur immer stark!
Und dräng' der Schmerz ins Lebensmark.
Wenn lächelt uns das Glück auch nie;
Der Geist bleibt uns, das Glück dem Vieh.

Und blasen wir auch zur Retraite,
Du Geist sagst uns doch nie Valet;
Der Krebs passieret auch die Sonn',
Diog'nes wohnt' in einer Tonn'.
Ja, wären wird auch bettelarm,

¹ Im Nachlaß L. Feuerbachs in der UB München (Cod.ms. 935d/49c) fand sich ein ausgerissenes, mit S. 87 und 88 paginiertes Blatt mit dem (unvollständig erhaltenen) Druck der Verse. Dabei waren die Zeilen 1, 2 und 6–8 des ersten, 6–8 des dritten sowie 1, 2 und 6–8 des vierten Verses mit Tinte angestrichen und mit einem „F“ von Feuerbachs Hand versehen worden, womit wohl der eigene Anteil gekennzeichnet werden sollte. Mit Unterstützung von P. Zahn, Berlin (West), z. Z. Universitätsbibliothek München, und G. Thomann, Stadtbibliothek Nürnberg, konnte die Veröffentlichung in dem von V. A. Coremans in den Jahren 1829–32 herausgegebenen Lokalblatt „Der Zuschauer an der Pegnitz“, No. 11, Nürnberg, 7. Dezember 1829, S. 87–88 nachgewiesen werden. Die Verfasserangabe „L. F. – V. F.“ ist vermutlich in „L. F. – F. F.“ zu korrigieren, denn mit großer Wahrscheinlichkeit war L. Feuerbachs Mitautor der jüngere Bruder Friedrich, der zu dieser Zeit in Erlangen studierte und dem, ebenso wie dem Bruder Anselm, die Epigrammatik lag. Die die vormärzliche Morgenruf-Lyrik antizipierenden und mit Feuerbachs wenig später veröffentlichten „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit...“ (1830) gedanklich konformen Verse sind – abgesehen von der Druckfassung der Dissertation „De ratione, una, universali, infinita...“ Erlangen 1828 die bisher früheste bekanntgewordene Veröffentlichung L. Feuerbachs. Entgegen der ausgesprochenen Erwartung des Redakteurs konnten in den genannten Nürnberger Lokalblättern keine weiteren Beiträge der Feuerbachschen „Zweieinigkeit“ ermittelt werden.

Der Geist, die Kraft sitzt nicht im Darm.
Sowenig als der Federhut
Zum Kriege – Helden stempeln tut.

Obschon sich noch in manchem Land
Fast außer Kurs sieht der Verstand,
Und auch so manche große Stadt
Nicht eben mit zu wuchern hat:
uns raube nicht die Furcht vor Streit
In winziger Erbärmlichkeit
Den Sinn für die Unendlichkeit –
Geist der lauern Ewigkeit.

Drum ewig jung und ewig frei!
Der Tod ist nur Philisterei.
Das Nichts ist nach der Spanne Zeit
Der großen Feierstund' Geläut;
Und wer in voller Lebenskraft
Sich eine Weit nicht selber schafft,
Den mag der Sturm der Zeit verweh'n,
Muß er an ihrem Schmerz vergeh'n.¹

L. F. – V. F.

¹ Ganz vortrefflich! Möge diese Zweieinigkeit oft der „Presse“ und des „Zuschauers“ gedenken. Eins wurde weggelassen, es wäre nicht geschehen, wenn die jetzige verzärtelte Welt nicht das sein würde, was sie ist.
Der Herausgeber.

Ein kurzes Wort gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus. (1841)¹

Ein erbaulicher Glaubensartikel aus Berlin in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (12. März, Beilage) schließt mit folgender Stelle aus Stahls „Christlicher Rechts- und Staatslehre“: Nie darf die Religion dem einzelnen Menschen durch Zwang aufgenötigt werden. Niemand darf verfolgt und bestraft werden um seines Glaubens willen, ja es darf gar nicht nachgeforscht werden, ob jemand etwa Unglauben oder Irrlehren hege; das ist Sache des Gewissens und der väterlichen Hilfsleistung des Geistlichen, aber nicht einer äußeren Macht. Der *Grundsatz religiöser Inquisition*, wenn er auch gar nicht mit schweren Strafen verbunden, ist schon an sich verwerflich. Selbst die Verbreitung von Irrlehren

¹ Das Vorrücken konservativer Kräfte in Preußen, wofür die Berufung F. J. Stahls aus Erlangen nach Berlin ein Zeichen war, führten Feuerbach zur Überlegung, abermals gegen den Repräsentanten einer theistisch und konservativ-monarchistisch orientierten Rechts- und Staatsphilosophie vorzugehen, nachdem er bereits 1835 in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ der Berliner Hegelianer in sehr scharfer Weise mit ihr umgegangen war (vgl. GW, Bd. 8, S. 24–43; vgl. An A. Ruge, (24.) Februar 1841, in: GW, Bd. 18, S. 63). Obwohl mit dem Drucklegungsprozeß des „Wesens des Christentums“ beschäftigt, nahm er wenig später einen „Zur Kunde über die Besorgnis vor dem Pietismus in Preußen“ betitelten anonymen Beitrag der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ (Nr. 71 v. 12. März 1841, Beilage, S. 562–563), der sich auf F. J. Stahls „Christliche Rechts- und Staatslehre“ stützte, zum Bezugspunkt einer Polemik gegen den sich seit dem Thronwechsel in Preußen ausbreitenden, sich liberal gebenden, nichtsdestoweniger aber restaurative Bestrebungen fördernden und stützenden, mit religiöser Schwärmerei und königlichem Gottesgnadentum verbundenen Konservatismus. Feuerbach sandte die „kleine, aber stachlige Ephemere“, die zugleich, wie am Schlusse der Abhandlung ablesbar, in einem gewissen Sinne „Konsequenzmacherei“ aufweist, mit Brief vom 19. März 1841, unter dem Vorbehalt der Wahrung der Anonymität, an die Redaktion der „Hallischen Jahrbücher“ (vgl. GW, Bd. 18, S. 71/72). Am 27. März bestätigte A. Ruge die Zusendung, die er sogleich zum Druck befördert habe (a.a.O., S. 75). Sie erschien, anonym, in den „Hallischen Jahrbüchern“, Nr. 92 vom 17. April 1841, S. 367/368. – Der Artikel wurde von Feuerbach nicht in die „Sämtlichen Werke“ aufgenommen. Identifizierung und Autorschaftsnachweis erfolgten gemeinsam mit Edith Voigt, Berlin.

(Ketzerei) darf nur *polizeiliche Einschreitung* nach sich ziehen, nicht aber als Verbrechen betrafft werden; denn wenn gleich der Staat die objektive Gewißheit der christlichen Lehre als Prinzip seiner Einrichtung aufstellen muß, so darf er sie doch nicht zum Prinzip der Beurteilung des Individuums machen, da der *Glaube* nicht wie die Rechtlichkeit in dem *natürlichen* Vermögen des Menschen liegt; daher kann die Verleugnung desselben nicht als eine *Verschuldung* des Individuum in der Welt gelten, wie Verletzung der Rechtsordnung. Der Staat darf ferner die Kirche nur bei dem Gebot solcher Handlungen mit äußerem Zwang unterstützen, welche auch von dem innerlich Ungläubigen ohne Heuchelei geleistet werden können, z. B. Taufe der Kinder, Einsegnung der Ehe, nicht aber Beichte und Abendmahl.“ Diese Stelle ist wahrhaft klassisch, denn in wenigen Worten ist hier das ganze Geisteselend des hypokritischen liberalen Pietismus zusammengefaßt. Sie verdient daher eine besondere Beleuchtung.

„Die Verbreitung von Irrlehren (Ketzerei) darf nur polizeiliche Einschreitungen nach sich ziehen, nicht aber als Verbrechen bestraft werden.“ Das heißt also, in einem christlichen, d. i. nach den Prinzipien des modernen Pietismus eingerichteten Staate ist der Unglaube zwar nicht, wie weiland, ein Kriminalverbrechen, aber ein Polizeivergehen. Der christliche Staat, welcher notwendig keine andere Bestimmung hat, als die *Sanitätspolizei* des christlichen Glaubens zu sein, darf – wenn er aber darf, wenn es erlaubt, wenn es gesetzlich ist: so muß er – natürlich zur Unterstützung der christlichen Rechts – und Staatsphilosophie, die Verbreitung von Irrlehren durch die Polizeigewalt unterdrücken. Aber wie unterdrückt er diese Verbreitung? Dadurch, daß er die Schriften der Ungläubigen konfisziert? Aber ist damit der Zweck erreicht? Ist die Schrift das einzige Mittel, Irrlehren zu verbreiten? Ist nicht das mündliche, persönliche Wort weit wirksamer als das schriftliche? Wer aber Irrlehren durch die Schrift verbreitet, von dem ist vorauszusetzen, daß er sie auch durch den Mund verbreitet. Und selbst wenn ich auch nicht meine Ketzereien ausspreche, kann ich nicht allein durch mein Leben, durch das böse Beispiel, welches ich andern z. B. dadurch gebe, daß ich nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehe, sie an ihrem Glauben irremachen? Wenn also der christliche Staat des modernen Pietismus gegen die Schriften der Ungläubigen polizeilich einschreiten darf, so darf, ja so muß er auch, wenn er anders das Übel mit der Wurzel ausrotten will, gegen die *Personen* der Ungläubigen polizeilich einschreiten. Er darf sie also zwar nicht auf den Scheiterhaufen

oder in ein Kriminalgefängnis bringen, aber er darf sie unbedenklich, ohne die Gebote der christlichen Staats- und Rechtslehre zu überschreiten, zeitlebens in polizeilicher Haft halten, wenn einmal „der väterliche Zuspruch der Geistlichkeit“ bei ihnen, wie zu erwarten war, nichts gefruchtet hat. Aber mit dieser Haft wäre noch keineswegs die Wirksamkeit der Ungläubigen aufgehoben. Sie könnten die Polizeidiener und vermittelt dieser die übrige Welt in ihrem Unglauben anstecken. Es bliebe also dem christlichen Staate kein anderes Mittel zu Verhinderung der Ausbreitung der Irrlehren übrig, als die Ungläubigen zu exportieren. Aber gesetzt: man brächte sie in ein Land, wo gleichfalls die Prinzipien der positiv-christlichen Staats- und Rechtsphilosophie dominierten, was wäre jetzt zu tun? Der christliche Staat müßte nun nolens volens, nachdem ihn die polizeiliche Gewalt in Stiche gelassen, zur peinlichen Halsgerichtsordnung seine Zuflucht nehmen, d. h. durch die Erfahrung überzeugt von der Feigheit, Falschheit und Halbheit des modernen Glaubens, der ihm ein unzulängliches, illusorisches Mittel angeraten, zurückkehren zur *Einfalt* und *Wahrheit* des *alten Glaubens*, welcher das *allein praktische* und *erfolgreiche* Mittel – den Strang und das Feuer zur Unterdrückung der Ketzerei anwandte. O wie aufrichtig, wie wahrhaft und deswegen wie verehrungswürdig war auch dieser Hinsicht der alte Glaube, dem heuchlerischen, ohnmächtigen Glauben der modernen Welt gegenüber! Der alte Glaube verurteilte von Rechts wegen den Ungläubigen – der höchste Richter hatte ihn verdammt – „wer nicht glaubt, ist verdammt“ –, der irdische Richter vollstreckte nur dieses Gottesurteil. Der alte Glaube verfuhr also *rechtlich* gegen den Ungläubigen; der moderne Glaube dagegen verbietet die rechtlichen, aber er erlaubt die *unrechtlichen* Maßregeln, er zieht ihn nicht vor das Forum des Richters, sondern vor das Forum der geheimen Polizei, d. h. der Intrige. Der alte Glaube machte kurzen Prozeß, er schlug den Ketzer mit einem kräftigen Schlage zu Boden; der moderne Glaube aber schikaniert ihn unter dem Scheine, ihm kein Leid zuzufügen, langsam zu Tode.

In der Tat, ist denn der Strang, das Schwert, das Feuer das einzige Mittel, jemand aus dem Leben zu expedieren? Ist nicht auch Entziehung der notwendigen Lebensbedingungen Beraubung des Lebens? Darf aber der christliche Staat Personen, die keine christlichen Gesinnungen manifestieren, zu Ämtern und Würden befördern? Nein! Er handelt unchristlich, er handelt im Widerspruch mit seinem Prinzip, er verläugnet den christlichen Glauben, wenn er unchristlichen Personen eine Wirkungssphäre

einräumt. Wer unchristliche Schriften verbieten darf, verbieten muß, der muß auch, wie eben bewiesen, unchristliche Personen unterdrücken, folglich nur christliche Personen zu Amt und Brot bringen. Aber wie versichert sich denn der christliche Staat der Gesinnungen derjenigen seiner Untertanen, die nicht den unglückseligen Beruf haben, durch Schriften sich auszusprechen? Etwa dadurch, daß er gebietet, regelmäßig in die Kirche und zum heiligen Abendmahl zu gehen? O nein! so plump ist der moderne Pietismus nicht. Man notiert nur unter der Hand die Leute, die nicht in die Kirche gehen, und bringt dann *data occasione* – etwa in einer vertraulichen Unterredung mit einer einflußreichen Person – die Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit solcher Leute zur Sprache. Das ist schon genug. Haben wir also nicht eine religiöse Inquisition? Allerdings keine nominelle, aber faktische, d. h. keine rechtliche, aber *unrechtliche*. Denn *unrechtlich* ist es, wenn ein Staat *faktisch* die Christlichkeit zur Bedingung macht, an die er Amt und Brot knüpft, ohne die Christlichkeit zu einem *förmlichen Gesetz* zu machen. Wie schwachsinnig ist es, wenn Stahl sagt: „... wenn gleich der Staat die objektive Gewißheit der christlichen Lehre als Prinzip seiner Einrichtung aufstellen muß, so darf er sie doch nicht zum Prinzip der Beurteilung des Individuums machen“. Wie schwachsinnig, muß ich nochmals wiederholen! Wie verkehrt geschlossen! Wenn das Christentum das Prinzip der Einrichtung des Staats ist, so ist es auch der einzige Maßstab seiner Handlungen und Beurteilungen. In einem *christlichen* Staate entscheidet allein die Christlichkeit, nicht die sonstige Fähigkeit und Geschicklichkeit, über die Tauglichkeit zu einem Amte. Wenn ein Staat die objektive Gewißheit der Kriegskunst als der wahren Staatskunst zum Prinzip seiner Einrichtung macht, wäre es nicht verkehrt, wenn er andere als kriegerische Eigenschaften zur Bedingung zu Staatswürden machte? Wie albern also: der Staat hat das Christentum zum Prinzip seiner Einrichtungen, aber nicht zum Prinzip seiner Beurteilung! Wenn das Christentum nicht taugt zur Beurteilung, so taugt es noch weniger zur Einrichtung. Wenn der christliche Glaube nicht von Jedem gefordert werden kann, wenn er nicht in dem natürlichen, d. h. *allgemeinen* Vermögen der Menschen begründet, also nur etwas Partikuläres, Subjektives ist, so ist auch die Gewißheit der christlichen Lehre nur eine subjektive, partikuläre, die einem Andern nicht zugemutet werden kann. Aber wie kann der Staat etwas Subjektives zum Prinzip seiner Einrichtungen machen? O ihr wahrheitslosen Heuchler! Wenn ihr den Glauben zu einem

Staatsprinzip macht, so seid auch so ehrlich und mutig, den Glauben zu einem *Staatsgesetz* zu machen, widrigenfalls schmuggelt ihr auf den Schleichwegen der *geheimen* Polizei den Glauben in die Politik ein. Wer in der *objektiven* Gewißheit des Christentums lebt, der lebt in der Überzeugung, daß der christliche Glaube von *jedem*, der christlichen Unterricht genossen, *gefordert werden kann*. Und wenn der christliche Glaube das Prinzip des Staates ist, so hängt die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes ab von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Glaubens. Der Unglaube ist daher ein *Staats-*, ein *Majestätsverbrechen*. Nur ein Staat, der dies ausspricht, der danach handelt und urteilt, nur ein solcher ist auf *rechtliche*, auf eine der Gerechtigkeit konforme Weise ein *christlicher* Staat.

Aber gebietet nicht der Staat Heuchelei, wenn er den Glauben zum Gesetz macht? Was kümmert den Staat so eine subjektive Rücksicht? Wieviele halten die Staatsgesetze äußerlich, ohne sie innerlich zu genehmigen. Wieviele tragen auf dem Leibe die Uniform eines königlichen Dieners, im Herzen aber die Republik! Und wenn der Staat, wie sich mit, Notwendigkeit aus den Prinzipien der christlichen Staats- und Rechtslehre ergibt, die unchristlichen Schriften und Personen zu unterdrücken, folglich nur die christlichen Schriften und Personen zu befördern hat und wirklich befördert: gebietet er nicht dadurch, freilich nicht auf eine direkte und legale, aber ebendeswegen auf eine nur um so schlimmere und verderblichere Weise die religiöse Heuchelei? Wo der Staat dem Glauben flattiert, da schmeichelt der Glaube der Eitelkeit, der Gewinn- und Ehrsucht des Menschen. Man glaubt, um dem Staatsregenten zu *gefallen* oder um zu einträglichen und einflußreichen Ämtern emporzukommen. Wo an den Glauben weltliche politische

Vorteile, an den Unglauben weltliche Nachteile gebunden sind, da ist der Glaube ein *heimliches* Gesetz und die Heuchelei eine offenbare Notwendigkeit, da flüstert der Staat gleichsam seinen Untertanen ins Ohr und Gewissen die Worte: Ich fordere von Euch keinen Glauben, Gott bewahre!, so illiberal bin ich nicht; jeder behalte seinen Glauben, auch der Ungläubige; aber wenn Ihr etwas haben, etwas sein wollt, so müßt Ihr glauben. – Wo aber der allgewaltige Staat auf diese Weise den Glauben insinuiert, da ist die *Freiheit* des *Glaubens und Denkens* eine hohle, illusorische Phrase – eine Phrase, die wohl die Schwachgläubigen, aber nimmermehr uns, Ungläubige, d. h. uns Denker, die wir so viele Illusionen geopfert haben, verblenden kann. Nein! uns täuscht Ihr

nicht, Ihr Heuchler eines liberalen Pietismus. Alles könnt Ihr uns nehmen, um Euch damit zu bereichern. Euch gehören die Schätze des Himmels und, einstweilen zum Vorgeschmack, die Schätze der Erde. Aber nehmen könnt Ihr uns nicht unser wahrheitsliebendes Herz und unsern unbestechlichen Verstand. Mit Euch ist das Glück, mit uns die Nemesis. An der Macht unsers Verstandes scheitert das wesenlose Dunstgebilde Eures erheuchelten Glaubens. Jetzt siegt Ihr freilich mit Hilfe der Polizei, aber einst siegen wir mit Hilfe der Wahrheit.

Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach. Kein Berliner.¹ [1843]

Strauß und Feuerbach! Wer von beiden hat Recht in der neulich angeregten Frage vom Begriffe des Wunders? St[rauß], der auf den Gegenstand noch als Theolog, darum befangen, oder F[euerebach], der ihn als Nicht-Theolog, darum frei betrachtet? St[rauß], der die Dinge ansieht, wie sie in den Augen der spekulativen Theologie erscheinen, oder F[euerebach], der sie sieht wie sie sind?

St[rauß], der es zu keinem entscheidenden Urteil über das Wunder bringt, noch eine besondere, vom Wunsche unterschiedene Macht des Geistes durch das Wunder hindurch ahndet – gleich als wäre nicht der Wunsch eben diese von ihm alls geahndete Macht des Geistes oder Menschen, nicht, z. B. der Wunsch, frei zu sein, der *erste* Aktus der Freiheit – oder F[euerebach], der kurzen Prozess macht und sagt: das Wunder ist die Realisation eines natürlichen oder menschlichen Wunsches auf supranaturalistische Weise? Wer von beiden hat recht? Luther – eine sehr gute Autorität, eine Autorität, die alle protestantischen Dogmatiken samt und sonders unendlich überwiegt, weil die Religion bei ihm eine *unmittelbare Wahrheit* sozusagen *Natur* war –, Luther entscheide!

Luther sagt *zum Beispiel* – denn es ließen sich unzählige ähnliche Stellen bei ihm anführen – über die Erweckung der Toten bei Lucas 7: „Unsers Herrn Jesu Christi Werk sollen wir anders und *höher* ansehen, denn der Menschen Werk, denn um der Ursache willen sind sie auch uns fürgeschrieben, daß wir an denselben Werken erkennen sollen, was er für ein Herr sei, nämlich ein *solcher Herr und Gott, der helfen kann, da sonst niemand vermag zu helfen*, also daß kein Mensch so hoch und tief gefallen sei, dem er nicht aushelfen könne, es sei auch die Not, wie sie wolle.“ „Und was ist *bei unserm Herrn Gott unmöglich*, daß wir’s nicht getrost auf ihn wagen wollten? Er hat ja *aus nichts* Himmel und Erden und *alles geschaffen*. Er macht noch alle Jahr die Bäume voll Kirschen, Spillinge, Äpfel und Birnen, und *bedarf nichts dazu*. Unmöglich ist’s unsereinem, wenn im Winter der Schnee liegt, daß er ein einziges Kirschlein alls dem Schnee bringen sollte. Aber Gott ist der Mann, der *alles kann zurechtbringen*, der

¹ Erstveröffentlichung in: Anekdoten zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik, Bd. II, März 1843.

da lebendig machen kann, was tot ist, und rufen dem, was nicht ist, das es sei, Summe, es sei so tief gefallen, wie es wolle, so ist's unserm Herrn Gott nicht zu tief gefallen, daß er's nicht könnte emporheben und aufrichten. Das ist not, daß wir solche Werke an Gott erkennen und wissen, daß ihm nichts unmöglich ist, auf daß, wenn es übel zugehet, wir lernen auf seine Allmächtigkeit erschrocken sein. Es komme der Türke oder ein ander Unglück, daß wir denken, es sei ein Helfer und Retter da, der eine Hand habe, die allmächtig ist und helfen könne. Und das ist der rechte, und wahrhaftige Glaube.“ „An Gott soll man keck sein und nicht verzagen. Denn was ich und andere Menschen nicht können und vermögen, das kann und vermag er. Kann ich und andere Leute mehr nicht helfen, so kann er mir helfen und mich auch vom Tode erretten, wie der 68. Psalm sagt: *Wir haben einen Gott, der da hilft, und den Herrn der vom Tode errettet.* Daß also unser Herz immer keck und getrost sei und an Gott festhalte. Und das sind Herzen, die Gott recht dienen und ihn lieben, nämlich die unverzagt und erschrocken sind.“ „In Gott und seinem Sohn Jesu Christo sollen wir keck sein. Denn was wir nicht können, das kann er; was wir nicht haben, das hat er. Können wir uns nicht helfen, so kann er helfen und will es sehr gern und wichtig tun, wie man hier siehet.“ (Luthers Werke. Leipzig 1732. [T. XVI,] S. 442-445.)

In diesen wenigen Worten habt ihr eine *Apologie* der ganzen Feuerbachschen Schrift – eine Apologie von den Definitionen der *Vorsehung, Allmacht, Kreation des Wunders, des Glaubens*, wie sie in dieser Schrift gegeben sind. O' schämt euch, ihr Christen, ihr vornehmen und gemeinen, gelehrten und ungelehrten Christen, schämt euch, daß ein *Antichrist* euch das Wesen des Christentums in seiner wahren unverhüllten Gestalt zeigen mußte! Und euch ihr spekulativen Theologen und Philosophen, rate ich: Macht euch frei von den Begriffen und Vorurteilen der bisherigen spekulativen Philosophie, wenn ihr anders zu den Dingen, wie sie sind, d. h. zur *Wahrheit* kommen wollt. Und es gibt keinen andern Weg für euch zur *Wahrheit und Freiheit*, als durch den *Feuerbach*. Der Feuerbach ist das *Purgatorium* der Gegenwart

Kein Berliner.

An Karl Riedel. 26. April 1848

[Feuerbachs politisches Glaubensbekenntnis]¹

¹ Am 4. April 1848 wandten sich Heidelberger Hochschüler vom Frankfurter Vorparlament aus in einem „Offenen Brief an den Philosophen Ludwig Feuerbach“ (vgl. K. Grün, BwN, Bd. 1, S. 371) mit der Aufforderung, für die Frankfurter Nationalversammlung zu kandidieren. Am 21. April berichtet Feuerbach seinem Freunde Emil G. v. Herder, daß ihn der Ansbacher Volksausschuß „zum Entsetzen aller dortigen Stadtphilister“ als ihren Kandidaten nominiert habe. Feuerbachs Nachbemerkung: „Auch die hiesigen und benachbarten Landgemeinden – werden mich wahrscheinlich wählen“, deutet darauf hin, daß diese Nominierung mit seinem Einverständnis erfolgt war (vgl. L. Feuerbach, Bw Recl., S. 212). Am 28. April betonte er seinem Leipziger Verleger gegenüber, den er kurz zuvor in Angelegenheiten seiner „Sämtlichen Werke“ besucht hatte: „Seitdem ich (wieder) in Bayern bin, hat mich fast nichts beschäftigt als die Wahl zum Parlament. Das Landvolk der Umgegend und ein Teil der Ansbacher Bürger ist für mich, die Masse der Bürokraten, Pfaffen und Philister hat alles aufgeboten, mich zu hintertreiben. Übrigens ist Bayern gar nicht der Ort, wo ich gewählt werden darf. Werde ich nicht in Deutschl(and) gewählt, so gehöre ich nicht hin. Meine Zeit ist ohne dem noch nicht gekommen, aber sie kommt.“ (GW, Bd. 19, Brief 580.) Schließlich erhielt er eine von seinem alten Freunde und Studiengenossen Karl Riedel initiierte Aufforderung des vor allem aus der demokratisch orientierten Münchener Studentenschaft gebildeten Bauhof-Clubs, Verein für Volkswohl, in München für das Frankfurter Parlament zu kandidieren. Mit dieser Aufforderung war die Bitte verbunden worden, Feuerbach möge „sein politisches Glaubensbekenntnis ablegen“. Obwohl diese Nominierung ihn hoffnungslos verspätet erreichte, übermittelte er K. Riedel unverzüglich seinen Dank und sein „politisches Glaubensbekenntnis“ unter dem 26. April, wo die Wahlen in Bayern bereits im Gange waren. K. Riedel veröffentlichte das Schreiben des bedeutenden „Repräsentanten deutscher Intelligenz“ unter dem 1. Mai auf der Titelseite der von ihm redigierten Münchener Zeitung „Neueste Nachrichten auf dem Gebiet der Politik“ (Nr. 25 v. 3. Mai 1848, S. 149, Titelseite, und 150). Die Veröffentlichung wurde durch W. L. Kristl in der 38. Folge der Reminiscenz „Bayern 1848. Das Land im deutschen Revolutionsjahr“ auszugsweise bekanntgemacht (vgl. auch J. Winiger, Feuerbachs Weg zum Humanismus. Zur Genesis des anthropologischen Materialismus, München 1979, S. 30, 140, Anm. 48). – Erstmals vollständiger Wiederabdruck bei W. Schuffenhauer, Ludwig Feuerbach im Revolutionsjahr 1848, in: Philosophie-Wissenschaft-Politik (Schriften zur Philosophie und ihrer Geschichte; 35), Berlin 1982, S. 196, Anm. 15. Feuerbach begab sich ohne gewähltes Mandat nach Frankfurt; er wohnte den Verhandlungen

Lieber Riedel!

Dein Brief kam zu spät in meine Hände, als daß ich öffentlich eine Antwort auf Deine Aufforderung hätte erscheinen lassen können. Es bleibt mir also nichts übrig, als privatim Dir und Deinen Freunden für das mir geschenkte, ehrenvolle Vertrauen meinen innigsten Dank auszusprechen. Ich bin zwar Republikaner dem Prinzip nach, ich halte die Republik für die einzige, der Würde des menschlichen Wesens entsprechende Staatsform, aber ich betrachte die konstitutionelle Monarchie als eine zeitliche Notwendigkeit, als die notwendige Vorschule der Republik. Ich erkenne übrigens wie Du „eine Unredlichkeit darin, wenn man durch so allgemeine Kategorien wie Monarchie, Republik und folglich Monarchie *oder* Republik die öffentliche Meinung in Verwirrung bringt“. Ich will für jetzt und die nächste Zukunft nichts weiter als die vollständige Verwirklichung und Feststellung der von allen deutschen Völkern einstimmig in Anspruch genommenen Rechte und Freiheiten; ob diese in einer Monarchie oder Republik stattfindet, ist mir eins. Ich halte mich überall an das Wesen, an die Sache, nicht an die Form, an den Namen. Mit Preßfreiheit usw. bin ich lieber Monarchist als Republikaner ohne Preßfreiheit usw. Es freut mich, daß wir bei einer so wichtigen Angelegenheit nach jahrelanger Entfernung wieder in freundschaftliche Berührung gekommen sind, Vielleicht sehen wir uns

in der Paulskirche bis zur Entscheidung über die Zentralgewalt bei, zunächst (bis zum 7. Juni) als Inhaber eines provisorischen Journalisten-Platzes; laut Mitteilung der „Neuen Rheinischen Zeitung. Organ der Demokratie.“ (Köln, Nr. 9 vom 9. Juni 1848, S. (36), 1. Sp.) gingen mehrere mit Legitimationen ausgestattete Korrespondenten demokratischer Zeitschriften, J. Fröbel, O. Lüning, L. Feuerbach und H. Bode, ihrer Journalisten-Plätze zugunsten von Korrespondenten liberaler und konservativer Zeitungen verlustig. Welche Korrespondenten-Legitimation Feuerbach hatte, ist bisher nicht bekannt; es darf vermutet werden, daß diese Legitimation einen realen Hintergrund hatte, Feuerbach in der Tat über die Ereignisse in Frankfurt a. M. Berichte erstattet hat. Feuerbach weilte bis zu den Septemberereignissen am Ort der Nationalversammlung. Er nahm am Demokraten-Kongreß und an der Beratung zur Aufrichtung einer freien deutschen Akademie teil, deren Petitionsschrift Feuerbach mitunterzeichnete. Gemeinsam mit F. Kapp redigierte er die aufsehenerregende Erklärung Ch. Kapps über „Die Gründe meines Austritts aus der Nationalversammlung. Ein Sendschreiben an meine Wähler“, Darmstadt 1848, 16 S. (vgl. W. Schuffenhauer, a.a.O., S. 200–203).

in Frankfurt wieder. Als Deputierter werde ich wohl nicht hinkommen. Die Macht der Vorurteile, die Macht des Pfaffengeistes ist noch nicht gebrochen, und das Schlimmste: In Bayern kennt man mich nur leiblich, aber nicht geistig, außer Bayern nur geistig, aber nicht leiblich. Aber ich werde hingehen nach Frankfurt als kritischer Zuschauer. Ich verspreche mir nichts weniger als goldene Berge von der dortigen Versammlung. *Die Wahlen sind nicht frei, sondern stehen unter dem Einflusse der Gespensterfurcht, der Ignoranz und anderer finsterner Mächte. Doch wird die Wahrheit im Bunde mit der Notwendigkeit einst glorreich siegen.* In diesem Glauben

Dein

L. Feuerbach

Bruckberg, den 26. April 1848

Döllinger und die Preßfreiheit. (April 1850)¹

¹ Unter dem 7. Mai 1850 berichtet Feuerbach seinem Verleger O. Wigand: „... Ich habe im Laufe diese[s] Winters in den ‚Fränkischen Kurier‘ auf Veranlassung einer Äußerung des geistlichen Lügenhelden Döllinger in unsrer Kammer, worin er Sie als einen Verleger von ‚nur schlüpfrigen, unsittlichen und Umsturzschriften‘ bezeichnete, eine Anzeige von mehreren Ihrer naturwissenschaft(aflichen) und geschichtl(ichen) Werke geschickt und mich über den Denunzianten lustig gemacht, indem ich z. B. die ‚Anatomie‘ von Grant als ein ‚schlüpfriges Buch‘, den Burmeister wegen der Geschichte der Erdrevolutionen als ein staatsgefährliches Buch darstellte. Ich habe kein Exemplar, sonst würde ich Ihnen den Artikel schicken.“ (GW, Bd. 19, Brief Nr. 636.) Die Publikation konnte in „Mittelfränkische Zeitung/Fränkischer Kurier“, Nr. 95, 17. Jahrgang, Nürnberg, 5. April 1850, anonym, Korrespondentenzeichen: (+), ermittelt werden.

Ignaz Döllinger, Geistlicher und Kirchengeschichtler, der das katholische Luther-Bild des 19. Jahrhunderts maßgeblich mit geprägt hat, gehörte zu den 71 bayerischen Abgeordneten in der Frankfurter Nationalversammlung und gehörte der bayerischen Kammer an. – Analog seiner wenig später abgefaßten Abhandlung „Die Naturwissenschaft und die Revolution“ (Besprechung von J. Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel. Für das Volk“ in O. Wigands „Blättern für literarische Unterhaltung“, Leipzig 1850 (vgl. GW, Bd. 10, S. 347–368)) benutzt Feuerbach mit spitzer, dialektisch geschärfter Feder Naturwissenschaften und Historie zur Denunziation der Vermittlung revolutionärer, alles Bestehende in Frage stellender Gesinnungen und zur Entlarvung restaurativer Bestrebungen. Auffällig ist an dieser Entgegnung, die ja zugleich auch eine solidarische Verteidigung des mutigen, fortschrittsorientierten Leipziger Verlegers ist, ganz am Schlusse das Operieren mit dem Gegensatz von Symbolen, wo – provokativ – und bisher einzig in Feuerbachs Veröffentlichungen auf die demokratische, die „rote Republik“ als denkbare Alternative verwiesen wird. „Rote Republik“ war zur Zeit der Revolution oftmals auch pejorativ gemeint, gleichbedeutend mit dem Konzept der demokratischen Republik von F. Hecker. In dem Beitrag „Rote Republik und rote Monarchie“, Neue Deutsche Zeitung. Organ der Demokratie, Darmstadt, Nr. 124 v. 22.11.1848, (vgl. G. Hildebrandt, Opposition in der Paulskirche. Reden, Briefe und Berichte kleinbürgerlich-demokratischer Parlamentarier 1848/49, Berlin 1981, S. 193 f.) wird der Ausdruck von den im Juni 1848 in Paris grausam niedergeschlagenen roten Republikanern hergeleitet. „Die rote Republik hat ihre Farbe gewählt im Gegensatz zu der blauen oder weißen ‚honetten‘ Republik der Bourgeoisie. ... Die rote Republik proklamiert das Recht der Arbeit; sie verlangt, daß ein jeder, der seine Kräfte und Fähigkeiten der Gesellschaft widmet, eine ausreichende Existenz habe; sie will Wohlstand,

Wir müssen unsere Leser noch einmal zurückführen auf die Debatten bezüglich des neuen Preßgesetzes in der bayerischen Kammer. Wie weiland der Bundestag hat der geistliche Herr Döllinger in jenen sein Verdammungsurteil über sämtliche Verlagsartikel mißliebiger Buchhandlungen ausgesprochen. Ein sehr prophetisches Verdammungsurteil, denn Herr Döllinger ist keine Person; er ist ein Prinzip, er ist die reaktivierte Reaktion in Person; er ist das offenbarte Geheimnis der Dinge, die da kommen werden. Also: „Otto Wigand in Leipzig hat *nur unsittliche, schlüpfrige und Umsturzschriften* verlegt.“ W(igand) hat z. B. verlegt: „*Steins Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs*“. Diese Schrift ist zwar gegen den Sozialismus und Kommunismus, aber das tut natürlich in den Augen des Herrn D(öllinger) gar nichts zur Sache. So gut Herr D(öllinger) „für die Preßfreiheit ist“ – seine eignen Worte –, ob er zugleich *gegen* sie ist,¹ so gut ist auch diese Schrift für den Sozialismus. Herr D(öllinger) kann nicht oft und stark genug seine Entrüstung über die heillose Begriffsverwirrung der Presse aussprechen, und doch heißt bei ihm „Ich bin dafür“ soviel als „ich bin dagegen“, „Ich

Bildung und Freiheit für alle! *Die rote Republik ist die demokratische, soziale Republik*, und weil sie das Glück und die Freiheit *aller* will, deshalb wird sie von allen denen geschmäht, welche Glück und Freiheit als ein Privilegium ihrer *Kaste* betrachten...“ – In der Polemik bezieht sich Feuerbach auf folgende Veröffentlichungen: L. Stein, *Der Sozialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs*, Leipzig: O. Wigand, 1842; G. Bancroft, *Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika*, Leipzig: O. Wigand, 1845 (Feuerbach kennt nur den dritten Band, vgl. GW, Bd. 19, Briefe 625, 636.); E. Duller, *Geschichte der Jesuiten. Ein Büchlein fürs deutsche Volk*, Leipzig: G.(!) Wigand, (1840?); C. Grant, *Vergleichende Anatomie*, Leipzig: O. Wigand, 1842; G. Burmeister, *Geschichte der Schöpfung. Eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner*, Leipzig: O. Wigand, 1848; C. v. Linné, *Systema genera, species plantarum*. Ed. H. E. Richter (XIV Fasc.), Schmalc., Lipsiae: O. Wigand, 1835. – Feuerbach hat die Polemik nicht in seine „*Sämtlichen Werke*“ aufgenommen. Ob er Döllingers späteres Engagement gegen den „wachsenden Absolutismus in der Lehre vom Papsttum“ (B. Hubensteiner, *Bayerische Geschichte*, München 1981, S. 434) und die päpstliche Unfehlbarkeit zur Kenntnis genommen hat, erscheint fraglich.

¹ Herr D(öllinger) will allerdings auch Preßfreiheit, aber natürlich nur für sich und seine Partei, nicht für andere, denn nur seine Partei ist die Fülle und Quelle alles Guten im Himmel und auf Erden.

liebe“ soviel als „ich hasse“, „Ich spreche wahr“ soviel als „Ich lüge“. W(igand) hat verlegt die „*Geschichte der vereinigten Staaten von Nordamerika v(on) G. Bancroft*“. Herr D(öllinger) erblickt also schon darin einen Versuch zum Umsturz der Monarchie, wenn man eine Schrift herausgibt, worin auch nur erzählt oder behauptet wird, daß es ein Land in der Welt gibt, wo die Menschen ohne Fürsten leben. Nach der Maxime des Herrn D(öllinger) – und diese Maxime hat jahrelang nicht nur auf unsern katholischen, sondern auch protestantischen Universitäten geherrscht und wird natürlich wieder die herrschende, wenn sie es nicht schon bereits ist – muß man sogar das Dasein seiner Gegenfüßler ignorieren, ja läugnen. Wer in seinem Kopfe *neben* der Monarchie die Republik, *neben* dem Katholizismus den Protestantismus, *neben* dem Mystizismus den Rationalismus hat, der ist schon zur Hälfte dem Teufel verfallen. Man muß also so weit die Virtuosität der Parteilichkeit treiben, daß man keck behauptet: *es gibt gar kein Amerika*. Amerika ist ein bloßes Hirngespinnst der Demokraten, Europa ist das einzige Land und Döllinger der einzige Kopf unter der Sonne. Wigand hat „*das Innere der Gesellschaft Jesu*“ aufgedeckt. Diese Schrift ist jedoch „eine durch die *Dokumente* des Ordens gegebene Darlegung der Erziehung, Bildung, des innern Gangs, der Verwaltung, des Bestandes und der Wirksamkeit der Gesellschaft *in unsern Tagen*“, also eine rein geschichtliche Schrift, aber eben deswegen hat sie das Innere des H(ernn) D(öllinger) aufs tiefste verletzt. Die Juristen haben ja ausdrücklich den Grundsatz: Veritas non liberat ab injurio, auf deutsch: Wahrheit beleidigt (Veritas odium parit). Und bekanntlich ist Herr D(öllinger) ein sehr guter Jurist. Er hat immer und allein recht. Außer Döllinger kein Heil und kein Recht! Döllinger hin, alles hin! nichts als purer Kommunismus und Nihilismus! W(igand) hat „*C. Grants vergleichende Anatomie*“ gedruckt. Nun ja: Herr D(öllinger) hat auch hier wieder recht. Die Anatomie handelt von den *schlüpfriegen* Materien. Schon der heilige Augustin hat der Anatomie seine Verachtung bezeugt, und der heilige Vater Bonifacius der VII. aufs strengste das Zergliedern menschlicher Leichname untersagt.¹ Die Anato-

¹ Mondini de Luzzi war der Mann des Umsturzes, der Anarch ist, der Revolutionär, der zuerst dem Obskurantismus der Majorität seiner Zeit und dem ausdrücklichen Verbote der Kirche zum Trotze ann(o) 1315 zwei Leichen öffnete. Welch ein Glück, daß jetzt die Anatomie eine vollendete Tatsache ist! Mondini de Luzzi würde von unsrer Kammer

mie ist eine *schamlose*, unsittliche Wissenschaft; sie gehört in keinen sittlichen, geschweige „christlichen“ Staat. Die vergleichende Anatomie hat schon längst die Juden emanzipiert und auf gleichen Fuß mit den Christen gestellt; aber der „christliche“ Staat beweist seine christliche Menschenliebe nur im Hasse gegen die Juden. Wigand hat ferner verlegt: *„Burmeisters Geschichte der Schöpfung. eine Darstellung des Entwicklungsganges der Erde und ihrer Bewohner“*. Eine freilich schreckliche Umsturzschrift!, denn sie handelt von nichts anderem als den Revolutionen, den Umwälzungen der Erde. Wer kann aber von den Revolutionen des Erdkörpers hören, ohne von ihnen auf die Notwendigkeit der Revolutionen im Staatskörper zu schließen? Wer kann auf den Gipfeln der Berge die deutlichen Spuren eines ehemaligen Meeresgrundes erblicken, wer also sehen, wie die Natur das Unterste zuoberst kehrt, wie sie in einem ewigen Wechsel begriffen ist, wie selbst der Boden unter unsern Füßen, der Boden, auf dem das ganze Staatsgebäude aufgeführt ist, über Nacht zusammensinken kann, ohne mit einem ironischen Lächeln auf die Beschränktheit jener Staatsmänner herabzublicken, welche einem päpstlichen Stuhl oder königl(ichen) Thron großsprecherisch ewige Dauer verheißen und verbürgen wollen? Fort also mit der Geologie, sie ist eine staatsgefährliche Wissenschaft! Wigand hat endlich *„Linnés sämtliche botanische Werke“* verlegt. Also auch die Blumen auf dem Felde verschont nicht mehr die politische Verfolgungssucht? Auch sie trifft der Fluch unseres Preßstrafgesetzes? Auch sie! Die Botanik führt in ihrem Wappen nicht nur blauweiße Vergißmeinnichts, nicht nur weiße Lilien und weiße Rosen, sondern auch *rote* Lilien und *rote* Rosen. Aber jede rote Blute [Blume] ist eine revolutionäre Demonstration, ist eine augenfällige Aufforderung zur roten Republik, eine offenbare Amtshenbeleidigung gegen einen königlichen Diener.

nicht amnestiert worden sein. Überhaupt würde die jetzt regierende Majorität *das Pulver nicht erfunden* haben oder wenn sie es erfunden hätte, doch in jedem Speiteufel Jugendlichen oder pöpelhaften Mutwillens einen Vulkan erblickt und daher vor Schreck ihr eignes Werk sogleich in der Geburt erstickt haben, wie das Frankfurter Parlament glorreichen Andenkens.

[Friedrich] Feuerbachs „Gedanken und Tatsachen“. [1863.]

„Wie heißen Sie?“, fragte vor unlanger Zeit der Beamte eines öffentlichen Büros einen in Geschäftsangelegenheiten vor ihm stehenden, bescheiden auftretenden Mann mit geistreichem Gesichtsausdrucke. „Ludwig Feuerbach“, war die Antwort. „Wie heißen Sie?“, lautete wiederholt die Frage. „Ludwig Feuerbach.“ Weniger aus der wiederholten Frage – obwohl die Antwort deutlich genug gegeben ward – als aus der Entgegennahme derselben konnte ein unbeteiligter Augen- und Ohrenzeuge des kurzen Vorgangs mit Sicherheit erkennen, daß dem Fragesteller der Name des geistvollen Philosophen bisher ein Ding war, das für ihn nicht existierte. Wir wollen dem guten Manne darüber nicht gerade einen Vorwurf machen: seine Tagesbeschäftigung hat mit Philosophie und Philosophen verzweifelt wenig zu schaffen; immerhin aber glauben wir uns zu der Annahme berechtigt, daß derselbe auch in seinen Kreisen als desfallsiger knownothing [Unwissender] ziemlich vereinzelt stehen dürfte. Weniger allgemeinbekannt dürfte indes der Name eines unserem Philosophen an Geist und Gelehrsamkeit ebenbürtigen Bruders desselben, des Sprachforschers *Friedrich Feuerbach*, sein, von dem – dank seines gar zu zurückgezogenen Lebens – wohl nur wenige unserer Mitbürger wissen, daß er gleichfalls mitten unter ihnen weilt, und der – wie mit seiner leiblichen Erscheinung so auch mit den Produkten seines reichen Geistes gar zu selten vor die Öffentlichkeit tritt. Um so mehr sind wir demselben zu Dank verpflichtet für ein von ihm in der letzten Zeit erschienenenes, zwar kleines, aber in jedem Worte schwer wiegendes Schriftchen, betitelt: „Gedanken und Tatsachen. Ein Beitrag zur Verständigung über die wichtigsten Bedingungen des Menschenwohles. Von Friedrich Feuerbach. Hamburg, Otto Meißner 1862.“ Wenn wir wie wir überzeugt sind – diese „Gedanken und Tatsachen“ von allen „Freisinnigen“ mit dem Gefühle inniger und freudiger Zustimmung aufgenommen werden, so dürften dieselben den „Orthodoxen“ vom Fache durch die Gewalt ihrer Logik manche schwere Stunde bereiten und denselben Nüsse zu knacken vorlegen, die sie anders wohl nicht zu beseitigen vermögen, als durch ein Verschanzen hinter den, freilich manch unbequemen Einwurf rasch beseitigenden Ausspruch heiliger Schrift, daß die „Vernunft des Menschen gefangen genommen“ werden müsse [2. Kor. 10. 5] und daß der „natürliche Mensch“ nichts verstehe vom

Geiste Gottes, er könne es nicht begreifen, denn es müsse „geistlich“ gerichtet sein [1. Kor. 2. 14].

Zur Erbauung des freisinnigen Teiles unserer Leser, zur Anregung des Nachdenkens aller aber, denen samt und sonders wir Unbefangenheit genug zutrauen, daß ihnen auch solche geistige Kost zur Prüfung vorgelegt werden kann, die nicht durchaus mit ihren Anschauungen harmoniert – geben wir in Nachstehendem einige fragmentarische Sätze aus dem genannten geistreichen Werkchen.

Sollte unter Menschenliebe eine persönliche und gemütliche Zuneigung zu allen Menschen zu verstehen sein, so kann man niemand dazu verpflichten; persönliche Zuneigung läßt sich überhaupt nicht gebieten, auch kann sie immer nur auf wenige sich beziehen. – Menschenliebe, vernünftig aufgefaßt, so aufgefaßt, wie man sie allerdings jedem zur Pflicht machen kann, heißt soviel als: Anerkennung der allgemeinen Menschenrechte eines jeden sowie Anerkennung des Anspruchs eines jeden an mich, ihn nach Verhältnis meiner Kräfte und Mittel in allem, was landesgesetzlich erlaubt, zu fördern. Wer immer mit solchem Anspruch der andern an ihn vollkommen einverstanden, von dem Wunsche beseelt, durch seine Kenntnisse der Welt sich nützlich zu machen, etwa ausschließend den Wissenschaften, sei es auch in der tiefsten Zurückgezogenheit, sich widmet, der verdient den Namen eines Menschenfreundes sogut als derjenige, dessen Tätigkeit im großartigsten öffentlichen Wirkungskreise eben jenen Wunsch zum Haupthebel und Hauptbeweggrund all seines Strebens hat. Es kommt vor allem darauf an, daß der einzelne nicht allein für sich, sondern auch für andere denkt und arbeitet; es kommt weniger darauf an, daß er unter den Menschen, als viel mehr, daß er für sie lebt. [„Gedanken und Thatsachen ...“, S. 3.]

Menschenliebe in dem eben ausgesprochenen Sinne gehört unbestreitbar zu den Heilsbedingungen der Menschheit; besteht sie aber in der gegenseitigen Mitwirkung bei dem Streben nach Glück und Wohlsein und besteht dies Glück und Wohlsein vor allem – wie es ebenfalls nicht zu leugnen ist – in der Befriedigung der von Natur uns angeborenen Triebe sowie in der Ausbildung unserer natürlichen Kräfte und Anlagen: aus welcher Ansicht von der menschlichen Natur wird sich die Menschenliebe in unserem Sinne am besten entwickeln? Auf welchem Boden wird sie am besten gedeihen? – Der ihr zuträglichste Boden wird offenbar nicht der Glaube sein, daß die menschliche Natur durch und durch

verderbt und nichtswürdig ist, sondern vielmehr die Ansicht, derzufolge wir dieselbe als die im wesentlichen und allgemeinen anzuerkennende Grundlage und Grundbedingung all unseres Seins, Fühlens, Denkens und Strebens betrachten, sie als eine berechnete, legitime Macht gelten zu lassen. – Der Glaube, daß unsere Natur einer wesentlichen Umwandlung, einer künstlichen Versetzung und Einpfropfung in ein übermenschliches Wesen, eines, sozusagen, völligen Umsturzes und Abfalles von sich selbst bedürftig sei, mag echt-christlich sein, aber natur- und menschenfreundlich ist sie gewiß in geringerem Grade als die diesem Glauben entgegengesetzte, eben ausgesprochene Ansicht. – Die Menschenliebe muß, soll sie eine gesunde, in der Tat heilsame Liebe sein, auf der Überzeugung sich gründen, daß dem Streben der menschlichen Natur nach ihrer Befriedigung, Ausbildung und Reife in allgemeinen und wesentlichen zu willfahren ist sowie daß unser irdisches Leben an und für sich selbst seinen wohlberechtigten Zweck hat. [Ebenda, S. 4.]

Selbst krankhaft, aus krankhaften Gemütszuständen zum Teile wenigstens hervorgegangen und solche jedenfalls begünstigend, ist die Ansicht, daß unser ganzes Wesen durchteufelt, verkehrt und krankhaft sei und, soll es dein Verderben entgehen, so bald als möglich, durch das Bad der Taufe von Grund aus geheilt werden müsse. Die ursprüngliche Krankhaftigkeit unserer Natur auch angenommen: wie bewährt sich denn das Heilmittel, das dafür helfen soll? Wenn wir die Augen aufmachen und uns umsehen nach den sittlichen Wirkungen der Taufe und der ganzen christlichen Heilsordnung: ist denn ein nennenswerter Unterschied hinsichtlich der sittlichen Zustände in der Christenheit und in der nichtchristlichen Welt, unter Juden und Heiden zu bemerken? [Ebenda, S. 4 f]

Man kann weder der katholischen noch protestantischen Kirche den Vorwurf machen, daß sie etwa die gegenseitigen Pflichten der Menschen in Kanzelvorträgen und sonst ihren Gemeinden einzuschärfen versäume, aber diese Einschärfung muß sich notwendig dadurch bedeutend abstumpfen, daß denn doch in beiden der Gottesdienst, der Herrendienst eigentlich der Angelpunkt ist, um den sich alles dreht. Zudem hört man in beiden viel von der Gnade Gottes sprechen, von der alles abhängen soll, und es verlautet in ihnen kein Hilfgebet, das sich nicht an die Gnade des Himmels wende. Das Gemüt aber, das diese Vorstellung von Gottes Gnade einmal in sich aufgenommen hat, überredet sich von selbst gar leicht, daß von ihr jedenfalls mehr, als vom Wert

oder Unwert der Gesinnungen und Handlungen, irdisches Glück und ewige Seligkeit abhängen. Und so kommt es, daß dem Christen die Pflichtenlehre als ein ziemlich unwesentliches Anhängsel des äußeren und inneren Gottesdienstes, mit einem Worte, der Religion erscheinen muß. [Ebenda, S. 7.]

[...] Sprecht von der göttlichen Gnade, in welcher Art Ihr wollt! Ihr könnt es nimmermehr verhindern, daß sie dem menschlichen Gemüte wie ein Glückshafen erscheine, daraus der Schlechteste sogut als der Beste ein glückliches Los zu ziehen hoffen darf. [Ebenda, S. 7 f.]

Nicht Irreligiosität, nicht der Unglauben an die Glaubenssätzen der religiösen Gemeinschaften, in denen die Menschen zufällig geboren sind, nein!, Lieblosigkeit und Unverstand sind die zwei Hauptquellen alles Unheiles auf der Welt; durch sie werden die natürlichen, unvermeidlichen Übel meist erst bis zum Unerträglichen gesteigert; sie sind es, welche dem Unglück den bittersten Geschmack, den tödlich verwundenden Stachel verleihen; sie sind es, durch welche nicht selten die Fehler der Menschen ganz unverbesserlich gemacht, die daraus entstehenden Folgen bis ins Rettungslose verschlimmert werden – Wo ein Unglück eingetreten ist oder wo es um den verhängnisvollen Fehltritt eines Menschen sich handelt, da denkt Liebe, mit Verstand gepaart, nur daran, zu retten, was noch zu retten ist, das Geschehene gut zu machen, den Gefallenen wieder aufzurichten: ein Verfahren, wodurch ein Unglück gar oft sogar in ein Glück sich verwandeln läßt, ein bedeutender Fehltritt der erste Schritt und Anstoß zu entschiedener Besserung werden kann. Lieblosigkeit und Unverstand hingegen beschränken sich in solchem Falle einzig darauf, ihre Wut an den wahren oder vermeintlichen Urheber des Geschehenen auszulassen; darüber werden die etwa noch zu Gebote stehenden rettenden Maßregeln versäumt, und nichts wird dabei bezweckt als der Haß und Fluch der Gemüßhandelten. [Ebenda, S. 12 f.]

Himmel und Hölle werden in der Christenheit bei der Erziehung der Jugend in Bewegung gesetzt und aufgegeben, um sie zum Guten anzutreiben und vom Bösen abzuschrecken. Die himmlischen Seligkeiten aber und die Qualen der Hölle, sofern beide vom Urteile des jüngsten Gerichts, das etwa erst nach vielen *Millionen* Jahren eintreten mag, abhängig sein sollen, können nur eine wenig nachhaltende Wirkung auf sie äußern. Man muß ihr vielmehr einschärfen, daß Tugend und Sittsamkeit die sichersten Gewährschaften für ihr Wohlergehen auf Erden

sind, daß Laster und Verbrechen unmöglich auf die Länge der öffentlichen Rüge, der menschlichen Strafgerechtigkeit entgehen können. Unmöglich, rufen mir alle christlichen Erzieher, Volkslehrer und Seelsorger zu, unmöglich lassen sich die jungen Leute und die ungebildete Volksmasse im Zaume halten ohne Himmel und Hölle. Ich erwidere ihnen, daß man auch in früheren Zeiten gar vieles für schlechterdings unentbehrlich zur Aufrechterhaltung der guten Sitten, der gesellschaftlichen Ruhe und Ordnung gehalten, gar vieles, was sich endlich nicht nur als sehr entbehrlich, sondern sogar als barbarisch, unsinnig, *zweckwidrig* erwiesen hat. – Man hat es noch zu Anfang vorigen Jahrhunderts in manchen Gegenden Deutschlands für eine der wichtigsten Aufgaben und Geschäfte der Gerichtsämter gehalten, Hexen und Hexenmeister auszuspähen und dem Henker zur Bestrafung auszuliefern. „Ohne Verfolgung der Hexen und Hexenmeister würde die ganze Welt dem Teufel in den Rachen fahren“, schrie eine Unzahl von Theologen und Juristen, als hie und da warnende Stimmen gegen die Hexen-Prozedur sich vernehmen ließen.¹ –

¹ *Hierzu in der Schrift folgende Anmerkung:* Im J[ahre] 1717 wurden in Freisingen mehre „Hexenbueben“ grausam hingerichtet. Im J[ahre] 1721 wurde im kurfürstlich bayerischen Landgerichte Moosburg ein gewisser Georg Pröls auf die Aussagen einiger Mädchen und Bettelbuben hin in Verhaft genommen. Von den Mädchen war die älteste 9 Jahre alt, Sie wollten mit eigenen Augen gesehen haben, wie „der krumpe Görgel“ rote Ferkel und Mäuse machte; sie widerriefen aber ihre Aussage, als sie dem Georg Pröls vor Gericht gegenübergestellt wurden. Die Bettelbuben, selbst bereits als Zauberer von dem Gericht in Freisingen verhaftet, wollten denselben auf mehreren nächtlichen Hexentänzen, die Ihre höllische Majestät angeordnet und in höchst-eigener Person eröffnet hatte, gesehen haben. Er wurde 1722 in seinem 28. Lebensjahre, an eine Säule gebunden, erdrosselt; sein Leichnam aber an derselben Stelle auf einem Scheiterhaufen verbrannt und die Asche unter den Galgen verscharrt. Aus einer aktenmäßigen Erzählung von dem Hergange dieses Prozesses und dieser Hinrichtung, welche im J[ahre] 1806 im Drucke erschien, ersieht man mit größtem Erstaunen, mit welchem Ernst und Amtseifer eine kurfürstliche Regierung von Anfang an dieser rein aus der Luft gegriffenen Sache sich annahm und sie bis zu ihrem schauerlichen Ausgang betrieb. Georg Pröls, ein armes Soldatenkind und in frühester Jugend verwaist, diente eine zeitlang als Stallbube bei einem Grafen, wurde aber aus diesem Dienst entlassen, nachdem er ein Bein gebrochen hatte, wovon er zeitlebens einen krummen Fuß behielt; er nährte sich darauf theils vom Kuhhüten, theils vom Betteln. Außer dem Verbrechen der Hexerei,

Ein ähnlich Zetergeschrei erhob sich, als einsichtvolle und menschenfreundliche Rechtsgelehrte auf Abschaffung der Folter drangen. „Wie“, schrie man, „wie ist ohne Folter das Geständnis eines Verbrechers herauszubringen? Ohne sie werden alle Verbrecher sich der Strafe zu entziehen wissen; die Welt wird eine Raubmörderhöhle; sie geht in Trümmer, wenn Ihr die Folterbank zertrümmert.“ – Viele Schullehrer hielten noch zu Anfange gegenwärtigen Jahrhunderts den Ochsenziemer für den nervus rerum [Hauptsache] im Fache der Erziehungswissenschaft. Nur mit der größten Anstrengung war er den Händen dieser Schulmonarchen zu entwinden; Schulzucht und Sittsamkeit der Jugend schienen denselben fortan unmögliche Dinge, wenn er [der Ochsenziemer] nicht mehr, gleich Damokles' Schwert, beständig ob deren Häuptern schwebte.¹ – Man verbrennt keine Hexen mehr; die Akten der Hexenrechtshandel, Folterbank und Ochsenziemer, die in den Augen so vieler ehemals hochwichtigen Gegenstände sind für immer in die Rumpelkammer mittelalterlicher Antiquitäten geworfen. Wem es einfiele, sie wieder zu Ehren zu bringen, der würde nicht einmal eines ernstlichen Widerspruchs gewürdigt werden; seine Wiederbelebungsversuche in dieser Beziehung würden höchstens dem gegenwärtigen Geschlechte ein mitleidiges Lächeln abzugewinnen vermögen. [Ebenda, S. 16-18.]

Zu den Saiten der christlichen Harfe, die in der frommen Literatur am liebsten angespielt werden, die so ziemlich ihren Grundton bilden, gehört auch die Vergänglichkeit des Irdischen und die Anpreisung der ewigen Seligkeit. – Die himmlischen Schätze werden weder von Motten, noch von Dieben bedroht; des Singens und Jubelns im Himmel ist kein Ende; die Schönheit der Engel ist vollkommen und unverwüstlich. Die Leiber der

dessen Eingeständnis nur die unerträglichen Folterqualen ihm abgezwungen hatten, lag nicht die geringste Beschwerde gegen ihn vor. Er starb einen schrecklichen Tod, ein unschuldiges Opfer der zu jener Zeit beinahe noch allgemeinen herrschenden Teufelsfurcht. [A. a. O., S. 99 f.]

¹ *Hierzu in der Schrift folgende Anmerkung:* Übrigens muß bei dieser Gelegenheit daran erinnert werden, daß die Ehrenmänner, welche am kräftigsten zur Aufhebung dieses und ähnlichen Unfuges im Schulwesen wirkten, selbst dem Lehrerstande angehörten; die hervorragendsten unter diesen Reformatoren zu nennen, ist überflüssig, denn ihre Namen sind jedem gebildeten Deutschen bekannt und teuer. [A. a. O., S. 100.]

himmlischen Bewohner blühen in *ewiger* Gesundheit; ihre Häupter sind mit Kronen geschmückt, deren Perlenglanz in Ewigkeit nicht ermatten wird; beflügelt sind sie weniger an den Raum gebunden als auf Erden und prangen in ewig schneeweißen Gewanden. – Das Jenseits, wie es der Christ in seinem Innersten ersehnt, ist keineswegs eines *wesentlich* anderen Stoffes als das Diesseits: es ist nichts mehr und nichts weniger als das abgeklärte, von allem unangenehmen Beigeschmack freie, ohne alle Störung und Unterbrechung in Ewigkeit genossene Diesseits. [Ebenda, S. 34.]

Es ist wahr, der Christ hat selige Augenblicke, wenn er in seinem Verkehr mit Gott-Vater, Gott-Sohn oder der Mutter-Gottes oder den Heiligen sich der Gnade dieser himmlischen Wesen versichert fühlt; aber diese seligen Augenblicke sind eben nur *Augenblicke*; außerdem ist er bald mit sich selbst unzufrieden, indem er fürchtet, dem Himmel durch dieses oder jenes zu mißfallen oder mißfallen zu haben, bald ist er über den Himmel ungehalten, weil er auf die Bitten, mit denen er ihn bestürmt hat, gar keine Rücksicht nimmt, eine Unzufriedenheit, die sich manchmal wohl gar zu förmlicher Empörung steigert und bei leidenschaftlichen Menschen oft komisch genug sich äußert. – Ein Italiener, der mit seinen Heiligen sich überworfen hat, verwünscht sie einen um den andern – indem er jeden, mit einem beigefügten kräftigen Fluche, heim Namen nennt – in seine Mütze hinein, wirft diese auf den Boden und trampelt auf ihr herum, bis er seinen Zorn an diesem harmlosen Gegenstande ganz ausgelassen hat. Ein gebildeter Mann, der Italien bereist hat, versicherte mir, daß er Augenzeuge mehr als eines Auftrittes der Art gewesen sei. – Bekannt ist auch, was für greuliche Schimpfnamen das Volk in Neapel dem h[ei]l[igen] Januarius mit stampfenden Füßen und geballten Fäusten entgegen brüllt, wenn er ihm zu lange zögert, sein geronnenes Blut, das alljährlich an seinem Festtage zu öffentlicher Schau ausgestellt wird, in Fluß zu versetzen. – Im Verhältnis der Gläubigen zu den himmlischen Gegenständen ihrer Verehrung ist also auch nicht lauter Sonnenschein; es geht eben auch her, wie in so manchem irdischen Haushalte, wo zärtliche und stürmische Szenen miteinander abwechseln. Ja, man sagt vielleicht nicht zuviel, wenn man behauptet, daß die eigentlichen und ungestümsten Himmelsstürmer nicht unter den Ungläubigen, sondern gerade unter den Gläubigen und Frommen zu suchen sind. [Ebenda, S. 41 f.]

Gesunde Ansichten der Dinge überhaupt, zuverlässige Gesin-

nung, feste Grundsätze im Verhältnisse des Volkes zur Regierung können sich nur ausbilden, wo man bei der Anschauung der Welt keine überirdischen Wesen und Absichten herbeizieht und einmengt, wo man alles nur vom natürlichen und menschlichen Gesichtspunkt aus zu betrachten gewohnt ist, wo das irdische Menschenwohl als Hauptaugenmerk vorwaltet. – Angenommen, eine Landesregierung sei gestürzt und eine andere Gewalt habe des Staatraders sich bemächtigt. Was habe ich als Christ zu tun? Nichts besseres, als die Anhänglichkeit an die frühere Ordnung der Dinge in mir zu unterdrücken, jedes Gelüsten nach Zurückführung derselben im Keime zu ertöten und der neuaufgegangenen Sonne in tiefster Ergebenheit zu huldigen und zu gehorsamen. Wenn ich so handele, kann niemand, vom christlichen Gesichtspunkt aus, mir die Eigenschaft eines guten Bürgers absprechen; denn, indem ich der Obrigkeit, *gleichviel welcher*, huldige und gehorsame, tue ich, was ich als Christ pflichtmäßig zu tun habe. Das Christentum schärft ja die Lehre ein: Jedermann unterwerfe sich der obrigkeitlichen Gewalt; denn es gilt keine Gewalt, außer von Gott; und die, welche besteht, ist von Gott angeordnet. Röm. 13, V. 1. – Seht da den treuen, ehrenfesten Bundesgenossen, welchen die Obrigkeiten im Gottesglauben, insbesondere im christlichen, haben! So lange sie bestehen, so ist er *mit* ihnen; sind sie gestürzt, so kehrt er ihnen den Rücken. Vae victis [Wehe den Besiegten]! Christlicher Grundsatz ist es: Die Untertanen sind zum Gehorsam gegen die Obrigkeit verpflichtet, *solange als sie besteht*, „*solange als Gott sie duldet*“. – Anders denkt, wer die Dinge nicht durch die himmelblau gefärbte Brille der Theologie, sondern mit seinen einfachen, natürlichen, menschlichen Augen ansieht. Ihm gilt der Grundsatz: Eine Regierung, die einmal durch unzweideutige Tatsachen bewiesen hat, daß sie von ihrem hohen Berufe erfüllt ist und diesem nachzukommen redlich sich beeifert, darf auf *unwandelbare* Treue des Volkes Anspruch machen; der *Pflichtverband* zwischen dem Volke und einer solchen Landesregierung ist ein unauflösliches Band. [Ebenda, S. 66 f.]

Wie jede Wissenschaft, die auf das menschliche Leben sich bezieht, so muß auch die Staatswissenschaft und -weisheit auf die Kenntnis, Anerkennung und Beachtung des ganzen Menschen, des menschlichen Wesens in der Fülle seiner geistigen, gemüthlichen, leiblichen Kräfte, Anlagen und Bedürfnisse gegründet sein, insofern also auch den einmal vorhandenen religiösen Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragen; aber was das religiöse, weder

an Raum und Zeit, noch an die Gesetze der Denklehre, noch an die Ergebnisse der Erfahrung sich sonderlich bindende Gemüt erheischt, zu seinem obersten und vorherrschenden Endziele zu machen, das heißt offenbar den natürlichen Standpunkt des tatsächlichen, irdischen, gegenwärtigen Menschenlebens, von dem aus die Staatsgewalt die bürgerlichen Verhältnisse zu überschauen und zu leiten hat, in das Gebiet des Gefühles und der Einbildung hinüber verschieben und verrücken. Wo das der Fall ist, da wird das Volk zu einer dem geistlichen Krummstabe blindlings folgenden Herde, da wird der Staatsdiener zum Kirchendiener, der Minister zum Ministranten, da regiert nicht der Fürst, sondern sein Beichtvater, da gibt es keine wichtigere Angelegenheit, als den Glauben in der von der Kirche abgesteckten Grenze unverrückt zu erhalten, zugleich aber Herrschaft und Macht der Kirche ins Unendliche zu erweitern. – Ein klassisches Beispiel von dem Aberwitz, zu welchem eine für Gottes Ehre, Himmel und Heilige schwärmende Regierung herabsinken kann, liefert Portugals Geschichte unter Johann V., der im Jahre 1706 auf den Thron gelangte. – Merkwürdige Züge, welche Portugals damaligen Zustand kennzeichnen, enthält die Schrift [H. A.] Oppermanns: *Pombal¹ und die Jesuiten*. [Hannover 1845.] Einer von diesen Zügen mag hier mitgeteilt sein. Nachdem Oppermann geschildert hat, wie es damals mit der portugiesischen Seemacht bestellt war, fährt er fort: „Noch trauriger war der Zustand der Landarmee. Nach dem Abgange des Marschalls Schomberg, dem Portugal in dem letzten Kriege mit Spanien seine Rettung verdankte, ward der *heilige Antonius²* zum General der Armee ernannt. Se. Majestät der König ließ es sich nie nehmen, diesem tapfern Heiligen in höchst eigener Person die Marschallsgage in einem eigenhändig gearbeiteten rotseidenen Beutel zu bringen. Die Summe dieser Gage ist nicht bekannt, daß sie aber von den Pfaffen gut verwendet wurde, läßt sich nicht bezweifeln.“ [Ebenda, S. 69 f.]

Nach dem für das österreichische Heer unglücklichen Ausgang

¹ *Marquis von Pombal (1699-1782) 1756-77 Regierungschef in Portugal, vertrieb als Anhänger eines aufgeklärten Absolutismus im Zusammenhang mit bedeutenden Reformen 1759 die Jesuiten aus Portugal und ,seinen Kolonien und unterstellte die Inquisition königlicher Aufsicht.*

² Gemeint: Antonius von Padua (1195-1231), Franziskanermönch aus Lissabon, Schutzheiliger von Padua und Portugal.

der Schlacht bei Magenta¹ hielt bei Gelegenheit des Bibelfestes in einer bedeutenden Stadt Süddeutschlands ein als sehr frommer Christ bekannter Mann eine Ansprache an die Versammlung, in welcher er unter anderem äußerte, man sei mit Unrecht über Napoleon so entrüstet, er habe keine Schuld an dem gegenwärtigen Kriegsschrecken; *er* sei nur eine Strafrute in der Hand des Herrn, welcher die Menschen züchtige für ihren unchristlichen Sinn, insbesondere für ihre Teilnahmslosigkeit an der Bibelverbreitung. – Ich frage: Ist Napoleon, dieser christlichen Anschauung gemäß, als göttliches Strafwerkzeug zu betrachten, wo bleibt dann die Zurechnungsfähigkeit, die Verantwortlichkeit für seine Handlungen vor dem Richterstuhle des gegenwärtigen Jahrhunderts, vor dem Richterstuhle der Weltgeschichte? Wie sieht es dann aus mit der Wahrheit des Schillerschen Ausspruchs: *Die Weltgeschichte ist das Weltgericht*?² Sind die großen Herren nur als Werkzeuge Gottes an zusehen, so steht ja der Weltgeschichte durchaus keine richtende Stimme über deren Handlungsweise zu; sie dürfte dem zufolge nur erzählen und *berichten*, aber nicht urteilen und *richten*, sie hörte folglich auf, die Lehrerin der Menschheit zu sein. Ein Mensch, als göttliches Werkzeug betrachtet, ist, als solches, ein Gegenstand, dem natürlicherweise in den Augen der Menschen etwas von der Heiligkeit der Hand, die ihn als Werkzeug braucht, sich mitteilt. Dieser Heiligenschein aber entzieht ihn dem Bereiche der menschlichen Beurteilung; ja noch mehr! seine Persönlichkeit verliert alle *geschichtliche* Bedeutung, seine inneren Triebfedern, seine Entwicklungsgeschichte sind etwas höchst Gleichgültiges, verlieren für uns allen Sinn und Geschmack; denn nur als freihandelnde Wesen gedacht, können die Menschen eine geschichtliche Bedeutung haben. – Ich frage ferner: Sind dergleichen Ansprachen an das Volk geeignet, demselben die erwünschte Stimmung in bedenklichen Zeitumständen mitzuteilen? Muß es nicht, statt mit Selbstvertrauen, vielmehr mit einer abergläubischen Furcht vor der göttlichen Zuchtrute, die man beständig vorhält, erfüllt werden? Ist eine solche Furcht die erforderliche Volksstimmung, um nötigenfalls die unrechtmäßigen, eroberungssüchtigen An-

¹ Im italienischen Krieg von 1859 Sardinien-Piemonts und dem Frankreich Napoleons III. gegen Österreich erlitt Österreich am 4. Juni bei Magenta eine erste, den Kriegsausgang mitbe stimmende verlustreiche Niederlage.

² Friedrich Schiller; Resignation (1784), V 85.

sprüche und Angriffe seitens der angeblichen Zuchtrute Gottes auf die Selbständigkeit unseres Vaterlandes mit Mut und Kraft abzuwehren? – Das Christentum weiß nichts von einem irdischen Vaterlande. Aus dem Munde eines Christen darf man also keine Ansprache an das Volk *erwarten*, die dazu diene, eine echt vaterländische Gesinnung in ihm hervorzurufen und zu pflegen. Der Christ hat den Kopf nur voll von Gottes Ehre und von seinem himmlischen Vaterlande. [Ebenda, 5. 83 bis 85.]

Verzeichnisse

Literaturverzeichnis

Das Verzeichnis erfaßt die in den Vorbemerkungen, dem Text, den Randbemerkungen und Bearbeiterfußnoten genannten bzw. erwähnten Schriften, soweit erschließbar, in alphabetischer Folge. Mehrere Veröffentlichungen eines Autors werden nach dem Erscheinungsdatum geordnet. Nachweisbar von Feuerbach benutzte Ausgaben, auf die sich Band- und Seitenangaben beziehen, werden mit Stern (*) gekennzeichnet; vgl. auch die Redaktionellen Bemerkungen.

Bailleul, J. Ch., Examen critique de l'ouvrage posthume de Mme la Baronne de Staël ayant pour titre: Mémoires et considérations de la révolution française, T. 1, 2, Paris 1819.

Benecke, H., Wilhelm Vatke in seinem Leben und seinen Schriften, Bonn 1883.

– Die evangelische Hierarchie. Zur Beleuchtung des Antrags Hammerstein – Kleist-Retzow, Halle 1886.

Beyer, K., Leben und Geist Ludwig Feuerbach's. Festrede am 11. November 1872 auf Veranlassung des Freien Deutschen Hochstifts für Wissenschaft. Künste und allgemeine Bildung in Goethes Vaterhause in Frankfurt a. M. gehalten, Leipzig 1873.

Bolin, W., Undersökning af läran om viljans frihet, med särskildt afseende a Kants behandling af problemet, Helsingfors 1868.

– Europas statslif och filosofins politiska läror. Den nyare historiens hufvudepoker betraktade ur filosofisk synpunkt, Helsingfors 1870–1871.

– Über Ludwig Feuerbachs Briefwechsel und Nachlaß, Helsingfors 1877.

– Ludwig Feuerbach. Sein Wirken und seine Zeitgenossen. Mit Benutzung ungedruckten Materials, Stuttgart 1891 (Sigle: Bolin WuZ).

– Spinoza. Ein Kultur- und Lebensbild, Berlin 1894.

La Démocratie. Liberté, égalité, fraternité, hrsg von Ch.-L. Chassin,

Paris – Bordeaux 1864/68–1871.

- Dodel-Port, A. (Hrsg.), Konrad Deubler. Tagebücher, Biographie und Briefwechsel des oberösterreichischen Bauernphilosophen, Leipzig 1886 (Sigle: Deubler BW).
- 2. Thl.: Aus Konrad Deublers Briefwechsel (1848–1884).
 - Douglass, F., Sklaverei und Freiheit. Autobiographie, aus dem Engl. übertragen von O. Assing, Hamburg 1860.
 - Engelmann, J., Leberecht Uhlich. In: Magdeburger biographisches Lexikon. 19. und 20. Jahrhundert, biographisches Lexikon für die Landeshauptstadt Magdeburg und die Landkreise Bördekreis, Jerichower Land, Ohrekreis und Schönebeck; hrsg. von Guido Heinrich, Gunter Schandera, Magdeburg 2002.
 - Feuerbach, J. A. v., Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen, Nürnberg 1833.
 - Feuerbach, K. W., Grundriß zu analytischen Untersuchungen der dreieckigen Pyramide, Nürnberg 1827.
 - Feuerbach, L., Gedanken über Tod und Unsterblichkeit, aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satirischer Xenien herausgegeben von einem seiner Freunde, Nürnberg 1830 [anonym] (GW 1, S. 175–515).
 - Pierre Bayle, nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessantesten Momenten dargestellt und gewürdigt, Ansbach 1838 (GW 4).
 - Das Wesen des Christenthums, Leipzig 1841 (SW 7; GW 5).
 - Sämmtliche Werke, 10 Bde., Leipzig 1846–1866 (Sigle: SW).
 - SW 8: Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen, 1851 (GW 6).
 - The Essence of Christianity, trans from the second German edition by M. Evans, Chapman's Quarterly Series, No. 6, London 1854.
 - СУЩНОСТЬ ХРИСПАНСТВА СОЧИНЕНИЕ ЛЮД ФЕЙЕРБАХА ПЕРЕВОДЪ СДЕЛАННЫЙ СО ВТОРОГО ИСПРАВЛЕНАГО ИЗДАНИЯ ФИЛАДЕЛЬФОМЪ ФЕОМАХОВЫМЪ, London 1861.
 - Essence du Christianisme, Traduction de l'allemand avec autorisation de l'auteur par Joseph Roy, Paris 1864.
 - Grün, K. (Hrsg.), Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlass sowie in seiner philosophischen Charakterentwicklung, 2 Bde., Leipzig – Heidelberg 1874 (Sigle: BwN).
 - 1. Bd.: 1820–1850.
 - 2. Bd.: 1850–1872.
 - Gesammelte Werke, hrsg. von W. Schuffenhauer (seit 1993: hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch W. Schuffenhauer), Berlin 1967 ff. (Sigle: GW).
 - GW 1: Frühe Schriften, Kritiken und Reflexionen (1828–1834), bearb. von W. Schuffenhauer und W. Harich, Berlin 1981, 2000.
 - GW 5: Das Wesen des Christentums, bearb. von W. Schuffenhauer

- und W. Harich, Berlin 1974, 1984, 2006.
- – GW 6: Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen, bearb. von W. Harich, Berlin 1967, 1981, 1984.
 - – Zur Moralphilosophie in GW 16
 - – GW 20: Briefwechsel IV (1853–1861), bearb. von W. Schuffenhauer, E. Voigt (†) und M. Köppe, Berlin 1996.
 - – GW 21: Briefwechsel V (1862–1868), bearb. von M. Köppe, W. Schuffenhauer, Berlin 2004.
- Frederick Douglass' paper, Rochester, N. Y. 1851–1855 [früher u. d. T.: The North star].
- Garibaldi, G., Clelia. Il governo del monaco (Roma nel secolo XIX), Romanzo storico politico, Milano 1870.
- Hartmann, E. v., Über die dialektische Methode. Historisch-kritische Untersuchungen, Berlin 1868.
- Philosophie des Unbewussten. Versuch einer Weltanschauung, Berlin 1869.
- Junghann, G., Tetraedrometrie, 2 Thle., Gotha 1862–1863.
- – Thl. 1: Die Goniometrie dreier Dimensionen, 1862.
- Khanikoff, N. de, Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie Centrale, Paris 1861 (Recueil de voyages et de mémoires publ. p. la société de géographie. T. 7, P. 2).
- Mémoire sur l'éthnographie de la Perse, Paris 1866 (Recueil de voyages et de mémoires publ. p. la société de géographie. [T. 8]).
- Lissagaray, P. O., Les huit journées de mai derrière les barricades, Bruxelles 1871.
- Die Neue Zeit, hrsg. von M. F. Wendt, New York 1869–1872.
- Manninen, J./Gimpl, G., Prometheus im Abseits? Andreas Wilhelm Bolin und sein Kampf um die Aufklärung. In: Kuka oli Wilhelm Bolin?. Ausstellungskatalog, hrsg. von Kristiina Hildén, Helsinki 1991.
- Neue Freie Presse, Jg. 1-Jg. 76, Wien 1864–1939.
- The North star, Ed. F. Douglass, Rochester, N. Y. 1847–1851 [später u. d. T.: Frederick Douglass' paper].
- Pius IX., Die Päpstliche Encyclica vom 8ten Dezember 1864 und das Verzeichniß der achtzig von dem heiligen Stuhle verurtheilten Irrthümer der Neuzeit: nebst erläuternden Bemerkungen, 3., verm. Aufl., Regensburg 1865.
- Quinet, E., La Révolution, T. 1, 2, Paris 1865.
- Rogear, L.-A., Le plébiscite impérial, 4. éd., Paris 1870.
- Runeberg, J. L., Kungarne på Salamis. Tragedi i fem akter, Örebro 1863.
- Die Könige von Salamis. Trauerspiel in fünf Aufzügen, Helsingfors 1869.
- Schiller, F., Das Mädchen aus der Fremde. In: Musenalmanach für das Jahr 1797, hrsg. von Friedrich Schiller, Tübingen 1797.
- Spencer, H., A System of Synthetic Philosophy, 10 Bde., London 1860–1896.

- Staël-Holstein, A. L. G. de, *Considérations sur les principaux événements de la Révolution française*. Ouvrage posthume, publié par M. le duc de Broglie et M. le baron de Staël, Paris 1818.
- Treitschke, H. v., *Deutsche Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert*, Thle. 1-5, Leipzig 1879–1894.
- 4. Thl.: Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III., 1889.
- Der Volksfreund*. Organ des Centralvereins für naturgemäße Lebens- und Heilsweise, Leipzig 1869–1871.
- Zeichen der Zeit*. Eine Monatsschrift für Religion, Philosophie u. Gesellschaft in ihrer Zusammengehörigkeit, Red. Chronik, Chicago – Berlin 1869-1885.
- Ziegler, Th., Treitschke's Urtheil über David Friedrich Strauß. In: *Die Nation*. Wochenschrift für Politik, Volkswirthschaft und Litteratur, VII. Jhrg., No. 16, Berlin 1890, S. 231-235.

Namenverzeichnis

Das Verzeichnis erfaßt die in den Vorbemerkungen, im Text, Textvergleich und in den Fußnoten zum Text erwähnten Personen und mythologischen Namen in alphabetischer Reihenfolge. Abweichende Schreibweisen werden durch runde Klammern gekennzeichnet. Soweit ermittelbar, werden bei Personen Lebensdaten und eine kurze Annotation beigegeben. A. T. = Altes Testament, N. T. = Neues Testament, prot. = protestantisch, evangelisch, Myth. = Mythologie

Alexander II. (1818-1881),
<1855-1881> Zar; hob 1861
die Leibeigenschaft auf,
wurde Opfer eines Attentats.
Apollo, in der röm. Myth. Gott
des Lichts, der Mantik und
der Künste.
Aristoteles (384-322 v. u. Z.)
Philosoph, Polyhistor und
Naturforscher; Begründer
der Peripatetischen Schule.
Aschinger, Franz, österreich.
Privatier.
Assing, David Assur (1787-
1842) Mediziner, Vater von
Otilie Davida A.
Assing, Otilie Davida (1819-
1884) Schriftstellerin; Abo-
litionistin.
Assing, Rosa Maria, geb.
Varnhagen (1783-1840)
Mutter von Otilie Davida A.

Bäuerle, Gustav (geb. 1846)
Lehrer in Stuttgart.
Baierlacher, Eduard (1825-
1889) Feuerbachs Hausarzt;
Direktor der Naturhistorischen
Gesellschaft zu Nürnberg.
Bailly, Jean Sylvain (1736-
1793) französ. Naturwissen-
schaftler und Politiker.
Bayle, Pierre (1647-1706)
fran-zös. Philosoph.
Beethoven, Ludwig van (1770-
1827) Komponist.
Benecke, Hedwig, Tochter von
Heinrich B.
Benecke, Heinrich (geb. 1829)
Journalist.
Benecke, Marie, Ehefrau von
Heinrich B.

- Bernays, Michael (1834-1847)
Philologe und Literaturhistoriker.
- Beyer, Karl (Carl) (gest. 1867)
Bruder von Konrad B.,
Freund L. Feuerbachs aus
der Bruckberger Zeit.
- Beyer, Konrad (Conrad)
(1834-1906) Literaturhistoriker,
Schriftsteller und
Dichter; Rückertforscher.
- Bismarck, Otto Eduard Leopold von (1815-1898) Staatsmann;
Gründer und erster
Kanzler des Deutschen Reiches.
- Blind, Karl (1826-1907)
Revolutionär
- Boccaccio, Giovanni (1313-1375) italien. Dichter und
Humanist.
- Börner, W. (1882-1951)
Philosoph und Pädagoge;
Leiter der Ethischen Gemeinde in
Wien 1921-1938.
- Bolin, Andreas Wilhelm
(1835-1924) finn. Philosoph;
Anhänger und Editor L. Feuerbachs.
- Bolin, Carl Eduard (gest. 1864)
Vater von Andreas Wilhelm B.
- Bolin, Ernestine, geb. Römler,
Mutter von Andreas Wilhelm B.
- Bolin, Thilda, geb. Snellmann.
Ehefrau von Andreas Wilhelm B.
- Brockhaus, Heinrich (1804-1874)
Inhaber und Leiter der
Firma F. A. Brockhaus in
Leipzig zunächst gemeinsam
mit seinem Bruder Friedrich B.
und seit 1850 allein.
- Bruno, Giordano (Jordan, Jordano)
(1548-1600) italien. Philosoph;
Panthelist.
- Buffet, Louis Joseph (1818-1898)
französ. Staatsmann,
1875-1876 Premierminister.
- Chassin, Charles Louis (1831-1901)
französ. Historiker;
Herausgeber der Wochenzeitung
„La Démocratie“.
- Chronik (Chronigk), Isaak Löw
(1825-um 1885) jüd. Journalist
und Schriftsteller;
Herausgeber der Zeitschrift
„Zeichen der Zeit“.
- Clelia („Perle von Trastevere“),
Titelgestalt eines Werkes von
G. Garibaldi.
- Cohen, Eduard (1838-1910)
Maler in Frankfurt a. M.
- Cramer-Klett, Theodor von
(1817-1884) Fabrikant,
übernahm 1847 die Maschinenfabrik
Klett in Nürnberg.
- Daru, Napoléon (1807-1890)
französ. Politiker; 1870
Außenminister.
- Denis, Hector (1843-1908)
belg. Ökonom und Philosoph;
Prof. für Ethik und Polit. Wissenschaften
an der Universität Brüssel.
- Deubler, Eleonora O., geb. Gamsjäger
(1831-1875) Ehefrau von
Konrad D..
- Deubler, Konrad (1814-1884)
österreich. Bauer und Gastwirt;
seit 1862 mit L. Feuerbach bekannt
und befreundet.
- Dobeneck, Rebekka Magdalena
(Helene) Freifrau von
siehe Feuerbach Nr. 7.

Dodel-Port, Arnold (1843-1908) schweizer. Botaniker. Dörfliker

1. Karl, Vater von 3.
 2. Theresa, Mutter von 3.
 3. Karl (Charles) Hermann (1843-1911) dt.-amerikan. Verleger („Der Freidenker“, „Amerikanische Turnzeitung“), Publizist und Reformpädagoge.
 4. Duty, Tochter von 3.
 5. Erich Feuerbach, Sohn von 3.
 6. Franklin Paine, Sohn von 3.
 7. Themis, Tochter von 3.
- Douglass, Frederick (ursprüngl. Frederick Augustus Washington Bailey) (1817/18-1895) als Sklave geboren, später Abolitionist und Schriftsteller.
- Dühring, Karl Eugen (1833-1921) Philosoph und Nationalökonom.

Elßenwenger, Alois, Goiserner Gemeindevorsteher.

Ersch, Johann Samuel (1766-1828) Philosoph, Geograph und Bibliothekar; seit 1816 Mitherausgeber die „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“.

Etienne, Michael (1827-1879) österreich. Journalist; Mitbegründer und Redakteur der „Neuen Freien Presse“.

Evans, Mary Ann (Marian) (Pseud. George Eliot) (1819-1880) engl. Schriftstellerin, übersetzte u. a. „Das Wesen des Christentums“ ins Engl.

Feuerbach

1. Wilhelmine, geb. Tröster (1774-1852) Mutter von 5.
2. Joseph Anselm (1798-1851) Archäologe und klassischer Philologe, Bruder von 5., seit 1835 in 2. Ehe verheiratet mit 9.
3. Karl Wilhelm (1800-1834) Mathematiker; Bruder von 5.
4. Johanna Julie Bertha, geb. Löw (Loewe) (1803-1883) verh. mit 5 seit 1837, Mutter von 13 und 16.
5. Ludwig Andreas (1804-1872) Philosoph.
6. Friedrich Heinrich (Fritz) (1806-1880) Philologe und Philosoph, Bruder von 5.
7. Rebekka Magdalena (Helene) (1808-1888) Schwester von 5., verh. mit Freiherrn von Dobeneck.
8. Leonore (Lore) (1809-1885) Schwester von 5.
9. Henriette („Jette“), geb. Heidenreich (1812-1892) 2. Ehefrau von 2.
10. Elise (Elisa) (1813-1883) Schwester von 5..
11. Emilie (1827-1873) Tochter von 2.
12. Anselm (1829-1880) Maler, Sohn von 2.
13. Leonore (Lorchen) (1839-1923) Tochter von 4. und 5..
14. Elise (1840-1874) Tochter von L. Feuerbachs Bruder Eduard August F., verheiratet mit F. Heigl.
15. Anselm Ludwig (1842-1916) prakt. und Militärarzt, Sohn von L. Feuerbachs Bruder Eduard August F..
16. Mathilde (1842-1844) Tochter von 4. und 5.

17. Julie, Ehefrau von 15., pflegte Leonore F. bis zu ihrem Tode.
 18. Anselm, Amtsrichter in Lindau, Sohn von 15. und 17., Vater von 20.
 19. Ottilie, Tochter von 15 und 17..?
 20. Peter Anselm (1914-1992) Urenkel von Eduard August F.
- Franzos, Ottilie, geb. Benedikt, seit 1877 Ehefrau von Karl Emil F.
- Freiligrath, Hermann Ferdinand (1810-1876) Dichter und Übersetzer.
- Friedländer, Max (1829-1872) österreich. Journalist; Mitbegründer und Redakteur der „Neuen Freien Presse“.
- Garibaldi, Giuseppe (1807-1882) italien. Freiheitskämpfer.
- Gerstenberg, Heinrich, Gymnasialdirektor in Hamburg; Hoffmann von Fallersleben-Herausgeber und -Biograph.
- Goethe, Johann Wolfgang von (1749-1832) Dichter, Schriftsteller, Staatsmann und Naturforscher.
- Grosse, Julius Waldemar (1828-1902) Schriftsteller; Generalsekretär der Dt. Schillerstiftung in Weimar.
- Grua, Marie, Agentin der „Neuen Zeit“ in Berlin.
- Gruber, Johann Gottfried (1774-1851) Literaturhistoriker und Schriftsteller; seit 1816 Mitherausgeber die „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften und Künste“.
- Grün, Karl Theodor Ferdinand (1817-1887) Philosoph und Publizist, Junghegelianer; Abgeordneter der preussischen Nationalversammlung, Herausgeber des Briefwechsels und Nachlasses von L. Feuerbach.
- Gutzkow, Karl Ferdinand (1811-1878) Schriftsteller und Journalist; 1861-1864 erster Generalsekretär der Dt. Schillerstiftung in Weimar.
- Hammerstein, Wilhelm Freiherr von (1838-1904) Politiker; 1881-1895 Chefredakteur der „Kreuzzeitung“.
- Hartmann, Karl Robert Eduard von (1842-1906) Philosoph.
- Haym, Rudolf (1821-1901) Literaturhistoriker, Schriftsteller, Lehrer und Journalist; Mitbegründer der nationalliberalen Partei.
- Hegler, A., Mitarbeiter des Germanischen Nationalmuseums Nürnberg.
- Heidenreich (Heydenreich), Christian (1800-1865) Bruder von Friedrich Wilhelm H. und Henriette Feuerbach, Richter.
- Heidenreich (Heydenreich), Friedrich Wilhelm (1798-1857); Arzt und naturwissenschaftl. Schriftsteller, Bruder von Christian H. und Henriette Feuerbach, Freund von L. Feuerbach.
- Heidenreich (Heydenreich), Henriette siehe Feuerbach Nr. 9.

Heidenreich (Heydenreich),
Sophie, geb. Nelin, Ehefrau
von Friedrich Wilhelm H.

Heigl, Elise siehe Feuerbach
Nr. 14.

Heigl, Ferdinand, Stadtrat und
Rechtsanwalt in Regens-
burg; Ehemann von Elise H.
Hektor, Enno Wilhelm (1820-
1974) Schriftsteller; Mitar-
beiter/Bibliothekar des Ger-
manischen Museums in
Nürnberg.

Herwegh, Ada (1849-1921)
Tochter von Emma und
Georg H.

Herwegh, Emma, geb. Sieg-
mund (1817-1904) Ehefrau
von Georg H.

Herwegh, Georg Friedrich
Rudolf Theodor Andreas
(1817-1875) revolutionärer
Dichter des Vormärz und der
beginnenden Arbeiter-
bewegung.

Herwegh, Horace (Horaz)
(1843-1901) Ingenieur; Sohn
von Emma und Georg H.

Herwegh, Marcel (1858-1937)
Schriftsteller und Violinist;
Sohn von Emma und Georg
H..

Hettner, Hermann Theodor
(1821-1882) Literatur- und
Kunsthistoriker.

Hirzel, Rudolf, Publizist;
1865/1866 mit Leonore Feu-
erbach verlobt.

Imbriani, Vittorio (1840-1886)
italien. Dichter und Kritiker.

Jaques, Heinrich (1831-1894)
österreich. Jurist.

Jodl, Friedrich (1849-1914)

Philosoph; Professor in Prag,
seit 1896 in Wien,
Mitherausgeber der Werke
L. Feuerbachs.

Jodl, Margarethe, geb. Förster
(1859-1937) Schriftstellerin,
Ehefrau von Friedrich J.;
Gründete den ersten Wiener
Frauenclub.

Junghann, Gustav Julius (1808-
1881) Gymnasiallehrer für
Mathematik und Physik.

Junghann (junior), G.

Kant, Immanuel (1724-1804)
Philosoph.

Kapp

1. Friedrich Christian Georg
(1792-1866) Pädagoge, 1824-
1852 Gymnasialdirektor in
Hamm/Westf., Cousin von
2., Vater von 4. und 5.

2. Johann Georg Christian
(1798-1874) 1822 Professor
für Philosophie in Erlangen,
seit 1839 in Heidelberg;
Cousin von 1., Vater von 6.,
7. und 8., mit L. Feuerbach
seit dessen Privatdozentur in
Erlangen befreundet.

3. Emilie, geb. Schuster (gest.
1857) Ehefrau von 2., Mut-
ter von 6., 7. und 8.

4. Friedrich Alexander (1824-
1884) Publizist; 1850
Auswanderung in die USA,
Sohn von 1., Bruder von 5.

5. Ida, Tochter von 1., Schwe-
ster von 4., später verh. mit
Gustav Heinrich Eduard
Zimmermann.

6. Johanna (1824/25-1883)
Tochter von 2. und 3.,
Schwester von 7. und 8.

7. August, Sohn von 2. und 3.,
Bruder von 6. und 8.

8. Max (1837-1909) Sohn von 2. und 3., Bruder von 6. und 7.
- Keller, Gottfried (1819-1890) schweizer. Schriftsteller.; lernte während seines Studiums 1848-1850 in Heidelberg L. Feuerbach kennen.
- Khanikoff, Jakob von (Pseud.: Fedorowski) (geb. 1837) russ. Adliger, Emigrant.
- Khanikoff, Lidie von, Tochter von Jacob von K.
- Khanikoff, Lollo von, Tochter von Jacob von K.
- Khanikoff, Nikolaj Wladimirowitsch (1819-1878) russ. Orientalist und Mathematiker.
- Khanikoff, Olga von, Tochter von Jacob von K.
- Khanikoff, Frau von Jakob von K.
- Kirschners
- Kleist-Retzow, Hans Hugo von (1814-1892) Politiker; Mitbegründer der „Kreuzzeitung“.
- Klings, Frau, Freundin von Bertha Feuerbach.
- Koch (junior), Franz, Hotelbesitzer in Ischl.
- Kompert, Leopold (1822-1886) jüd./böhm. Schriftsteller und Journalist.
- Kummer, Robert (1810-1889) Maler.
- Kundmüller, Hans (1837-1893) Porträtmaler.
- Laffei, Uhrmacher.
- Lanfrey, Pierre (1828-1877) französ. Historiker und Politiker.
- Levita, Carl, Jurist, Cousin von H. Jaques.
- Lissagaray, Prosper Olivier (1838-1901) französ. Journalist und Schriftsteller.
- Löw, Christoph Friedrich Heinrich (1778-1821) zunächst Inspektor, ab 1807 Eigentümer der Porzellanfabrik in Bruckberg, Schwiegervater von L. Feuerbach.
- Ludwig XII. (1462-1515), <1498-1515> König von Frankreich.
- Ludwig Philipp (Louis Philippe) („der Bürgerkönig“) (1773-1850), <1830-1848> König der Franzosen.
- Lübbe, Hermann.
- Luther, Martin (1483-1546) Theologe und Reformator.
- Macchiavelli (Machiavelli), Niccolo (1469-1527) ital. Staatsmann, Philosoph und Geschichtsschreiber.
- Markus, Herr, in Hamburg.
- Markus, dessen Sohn.
- Marschalk von Ostheim, Emil Freiherr (1841-1903) Altertumsforscher, Historiker und Sammler.
- Mayer, Frau Carl, Bekannte von E. Herwegh.
- Meier, Frl., Bekannte von Bertha und Leonore Feuerbach.
- Meißner, Otto Karl (1819-1902) Verlagsbuchhändler in Hamburg.
- Moleschott, Jakob (1822-1893) niederländ. Physiologe.
- Müller, F. A. siehe Hartmann, Karl Robert Eduard von.
- Napoléon I. Bonaparte (1769-1821) französ. Staatsmann

- und Feldherr, <1804-1814>
Kaiser der Franzosen.
- Napoléon III. Bonarparte
(1808-1873), <1849-1852>
französ. Präsident, <1852-
1870> Kaiser der Franzosen,
Neffe von Napoleon I. B.
- Ollivier, Olivier Émile (1825-
1913) französ. Politiker und
Staatsmann.
- Petrarca, Francesco (Franz)
(1304-1374) italien. Dichter
und Geschichtsschreiber;
Humanist.
- Pfau, Ludwig (1821-1894)
Schriftsteller, Dichter und
Übersetzer.
- Piehl & Fehling, Lübecker
Firma.
- Pilz, Astronom in Hallstadt.
- Pius IX. (Giovanni Maria
Mastai-Ferretti) (1792-
1878), <1846-1878> Papst.
- Plato(n) (427-347 v. u. Z.)
griech. Philosoph; Be-
gründer der Akademie.
- Prévost-Paradol, Lucien-
Anatol (1829-1870) französ.
Journalist und Essayist.
- Quenzel, Karl (1875-1945) Li-
teratur- und Kunsthistoriker.
- Quinet, Edgar (1803-1875)
französ. Schriftsteller und
Historiker.
- Rachel, Georg W., Sekretär des
Bundes der Freidenker, New
York.
- Rau, Albrecht (1843-1920)
Naturwissenschaftler, Lehrer
und Schriftsteller.
- Reichling, Baron.
- Reimarus, Hermann Samuel
(1694-1768) Philosoph,
Theologe und Orientalist.
- Rein, Thiodolf (1838-1919),
Professor an der Universität
Helsinki.
- Rey, Aristide. Freund von
Marie-Édouard Vaillant.
- Rodenberg (eigtl. Levy),
Julius (1831-1914) Journal-
ist und Schriftsteller.
- Roy, Joseph., übersetzte „Das
Wesen des Christentums“
und Auszüge aus religion-
sphilosophischen Schriften L.
Feuerbachs, Freund von
Marie-Édouard Vaillant.
- Runeberg, Johan Ludwig
(1804-1877) finn. Nation-
aldichter.
- Saß, Hans-Martin (geb. 1935).
- Sattler, Frau
- Schiller, (Johann Christoph)
Friedrich von (1759-1805)
Dichter und Historiker.
- Schlegel, Professor.
- Schleicher, Herr
- Schmidt, August Ludwig
Immanuel, Leiter des Victo-
ria-Instituts in Falkenberg
(Mark).
- Schmidt, Emerentia (Emerenz)
Maria Kunigunde, geb.
Stadler (geb. 1831), Ehefrau
von August Ludwig Im-
manuel Sch.
- Scholl, Karl (Carl) freire-
ligiöser Prediger; Sprecher
der freireligiösen Bewegung
in Nürnberg, hielt die Trau-
errede für L. Feuerbach.
- Schreitmüller, Johann.
- Schröter, Eduard Georg (1811-
1888) dt.-amerikan. prot.
Theologe; Mitbegründer der

- Freien Gemeinde in den USA.
- Schünemann-Pott, Friedrich (1826-1891) dt.-amerikan. prot. Theologe; Mitbegründer der freireligiösen Bewegung in den USA.
- Schuffenhauer, Werner (geb. 1930).
- Schwarzenberg, Tochter von Frau Sattler, Freundin Emma Herweghs.
- Schweigert, Ludwig (geb. 1832) Offizier aus Wien; 1860 Beteiligung an Garibaldis Freischaren; 1862-1865 Sekretär des Deutschen Nationalvereins in Coburg.
- Siegel, Frau Hauptmann, Bekannte von B. Feuerbach.
- Snellmann, Johan Vilhelm (1838-1881) finn. Philosoph, Journalist und Politiker.
- Solden, Herr, Buch- und Musikalienhändler in Nürnberg.
- Sophokles (um 496-406 v. u. Z.) griech. Tragödiendichter und Politiker.
- Speidel, Ludwig (1830-1906) Feuilletonist und Theaterkritiker.
- Spencer, Herbert (1820-1903) engl. Philosoph und Soziologe.
- Spinoza, Baruch (Benedict) de (1632-1677) niederländ. Philosoph; Pantheist.
- Stadler, Caroline Theresie Christiane Louise, geb. Löw (1801-1865) Frau von Johann Adam St.; älteste Schwester von Bertha Feuerbach.
- Stadler, Emerenz siehe Schmidt, Emerentia (Emerenz) Maria Kunigunde.
- Stadler, Erneste Friederice (geb. 1827) Tochter von Caroline Theresie Christiane Louise St.
- Staël-Holstein, Anne Louise Germaine de (1766-1817) französ.-schweizer. Schriftstellerin.
- Stargardt, Joseph A. (1822-1885) Autographenhändler in Berlin.
- Stefanoni, Luigi (1842-1905) Direktor „Il Libro Pensiero“.
- Steinbrecher, H.
- Steinbrecher, Joseph („Sepp“). Färbermeister, Freund von K. Deubler.
- Strauß, David Friedrich (1808-1874) prot. Theologe, Philosoph und Schriftsteller.
- Streit, Fedor (1820-1904) Jurist; 1859-1865 Geschäftsführer des Deutschen Nationalvereins.
- Thiers, Adolphe (1797-1877) französ. Politiker und Historiker, <1871-1873> erster Präsident der Dritten Republik.
- Treitschke, Heinrich von (1834-1896) Historiker und Publizist.
- Uhlich, Leberecht (1799-1872) Theologe; Mitbegründer des Vereins der Prot. Freunde und der Freireligiösen Bewegung.
- Vaillant, Marie-Édouard (1840-1915) französ. Politiker.

Vaillant, Mutter von Marie-Édouard V.

Vischer, Friedrich Theodor (1807-1887) Ästhetiker, Literaturwissenschaftler und Politiker.

Voigt, Karl, Verlagsbuchhändler in Weimar.

Weger, August (1823-1892) Stahlstecher und Lithograf.

Wendt, Mathilde F. Hrsg. der Zeitung „Die neue Zeit“ in New York.

Westermann, Cousin von Leonore Feuerbach.

Wigand, Otto Friedrich (1795-1870) Verlagsbuchhändler in Leipzig.

Wolff, Georg Arnold Heinrich (1859-1943) Bibliothekar und Germanist, Direktor der UB München.

Wüstenfeld, Emilie Maria, geb. Capelle (1817-1874) Frauenrechtlerin und Philantropin.

Zang, August (1807-1888) Unternehmer und Verleger; gründete die Wiener Tageszeitung „Die Presse“.

Ziegler, Karl Reinhart Ludwig Theobald (1846-1918) Prof. für Philosophie und Pädagogik in Straßburg.

Anhang zum Band 22

Gesamtkorrespondenzverzeichnis Briefwechselbände I bis VI (GW 17 bis GW 22)

Die Ludwig Feuerbach-Korrespondenz der Jahre 1817-1861 sind in diesem Verzeichnis nach Korrespondenten unter Angabe des Datums und der Korrespondenz-Nummer (= Nr.) geordnet. Die Korrespondenzen sind unter dem jeweiligen Korrespondenten in chronologischer Folge geordnet; Briefe von Feuerbach sind durch kursiven Druck hervorgehoben.

Altenstein, Karl Sigmund Franz, Freiherr von Stein

zum 13.10.1833, Nr. 87

„Archives historiques de la France et des pays etrangers“, Direktion

nach dem 5. 1. 1847, Nr. 549

Arnould, V.

18. 2. 1852, Nr. 711

Assing, Ottilie

15. 5. 1871, Nr. 1173

6. 9. 1871, Nr. 1176

Bäuerle, Gustav

15. 4. 1867, Nr. 1114

31. 5. 1867, Nr. 1116

13. 10. 1867, Nr. 1128

21. 10. 1867, Nr. 1131

14. 2. 1869, Nr. 1149

7. 3. 1869, Nr. 1150

Bauer, Bruno

10. 3. 1842, Nr. 294

Bayer, Karl

Oktober 1837, Nr. 165

Benecke, Heinrich

11. 11. 1856, Nr. 821
 28. 11. 1856, Nr. 822
nach 1857, Nr. 1200 (850 a)
 26. 2. 1858, Nr. 854
 15. 5. 1858, Nr. 859
 24. 11. 1858, Nr. 869
 17. 12. 1858, Nr. 871
 3. 4. 1859, Nr. 882
 26. 9. 1859, Nr. 894
 24. 6. 1860, Nr. 903
 26. 7. 1860, Nr. 904
 4. 10. 1860, Nr. 907
 19. 9. 1882, Nr. 74 (A)
 27. 4. 1890, Nr. 82 (A)
 ca. März 1911, Nr. 90 (A)
 Beyer, Conrad
 2. 2. 1856, Nr. 1 (A)
 26. 9. 1867, Nr. 1125
 vor dem 11. 11. 1872, Nr. 29
 (A)
 Bleyer, B.
 9. 12. 1862, Nr. 995
 Blind, Karl
 25. 12. 1864, Nr. 1038
 22. 3. 1865, Nr. 1047
 Bolin, Wilhelm
 11. 9. 1857, Nr. 844
 25. 9. 1857, Nr. 845
16. 10. 1857, Nr. 846
 24. 10. 1857, Nr. 848
16. 11. 1837, Nr. 849
 30. 11. 1857, Nr. 850
9. 2. 1858, Nr. 852
 15. 2. 1858, Nr. 853
26. 3. 1858, Nr. 856
 8. 4. 1858, Nr. 857
 18. 5. 1858, Nr. 860
4. 6. 1858, Nr. 862
 18. 8. 1858, Nr. 866
30. 11. 1858, Nr. 870
 17. 12. 1858, Nr. 872
 30. 3. 1859, Nr. 881

13. 6. 1859, Nr. 889
 9. 9. 1859, Nr. 893
 10. 6. 1860, Nr. 902
 4. 10. 1860, Nr. 908
 20. 10. 1860, Nr. 912
 10. 11. 1860, Nr. 916
 30. 5. 1861, Nr. 938
 9. 6. 1861, Nr. 941
 9. 7. 1861, Nr. 946
 16. 7. 1861, Nr. 950
 19. 8. 1861, Nr. 954
 24. 9. 1861, Nr. 959
 26. 9. 1861, Nr. 960
 26. 10. 1861, Nr. 964
 15. 2. 1862, Nr. 972
 4. 4. 1862, Nr. 975
 16. 8. 1862, Nr. 984
 15. 10. 1862, Nr. 988
 5. 11. 1862, Nr. 992
 24. 3. 1863, Nr. 1004
 19. 5. 1863, Nr. 1007
 12. 6. 1863, Nr. 1008
 Ende Januar 1864, Nr. 1018
 4. 2. 1864, Nr. 1019
 27. 3. 1864, Nr. 1020
 21. 5. 1864, Nr. 1022
 3. 7. 1864, Nr. 1024
 12. 9. 1864, Nr. 1030
 25. 9. 1864, Nr. 1032
 7. 11. 1864, Nr. 1035
 30. 12. 1864, Nr. 1039
 21. 1. 1865, Nr. 1042
 10. 4. 1865, Nr. 1048
 30. 4. 1865, Nr. 11 (A)
 15. 6. 1865, Nr. 1050
 30. 6. 1865, Nr. 12 (A)
 3. 7. 1865, Nr. 1051
 23. 7. 1865, Nr. 1055
 29. 9. 1865, Nr. 1060
 19. 11. 1865, Nr. 14 (A)
 vor dem 4. 3./4. 3. 1866, Nr. 1085
 22. 3. 1866, Nr. 1088

30. 4. 1866, Nr. 1091
 18. 5. 1866, Nr. 1093
 17. 12. 1866, Nr. 1106
 8./9. 2. 1867, Nr. 18 (A)
 2. 3. 1867, Nr. 20 (A)
 5. 3. 1867, Nr. 1112
 8. 4. 1867, Nr. 1113
 20. 6. 1867, Nr. 1118
 1. 7. 1867, Nr. 1119
 11. 7. 1867, Nr. 1121
 6. 8. 1867 Nr. 1122
 29. 8. 1867, Nr. 1123
 30. 9./1. 10. 1867, Nr. 1126
 18. 10. 1867, Nr. 1130
 19. 3. 1868, Nr. 1136
 30. 5. 1868, Nr. 1139
 17. 9. 1868, Nr. 1142
 Ende Januar/12. 2. 1869, Nr. 1148
 22. 3. 1869, Nr. 1151
 20. 8. 1869, Nr. 1154
 April 1870, Nr. 1163
 26. 5./3. 6. 1870, Nr. 1166
 23. 9. 1870, Nr. 1169
 15. 5. 1871, Nr. 1174
 vor dem 27./27. 6. 1871, Nr. 25 (A)
 21. 3. 1874, Nr. 40 (A)
 16. 7. 1875, Nr. 50 (A)
 30. 7. 1875, Nr. 51 (A)
 4. 6. 1876, Nr. 56 (A)
 7. 6. 1876, Nr. 57 (A)
 18. 7. 1876, Nr. 59 (A)
 1./4./6. 5. 1877, Nr. 60 (A)
 15. 11. 1877, Nr. 62 (A)
 4. 1./nach dem 4. 1. 1878, Nr. 64 (A)
 20./29. 10. 1878, Nr. 65 (A)
 25. 6. 1880, Nr. 69 (A)
 3./7. 7. 1880, Nr. 70 (A)

Brockhaus, Eduard

29. 11. 1850, Nr. 652

30. 12. 1850, Nr. 654

Verlagshaus F. A. Brockhaus

26. 11. 1851, Nr. 685
 Brockhaus, Heinrich
 29. 11. 1850, Nr. 652
19. 8. 1851i, Nr. 678
 4. 9. 1851, Nr. 680
21. 11. 1851, Nr. 684
11. 6. 1852, Nr. 731
 Brokmeyer, Henry C.
 30. 10. 1866, Nr. 1102
 Büchner, Ludwig
28. 7. 1865, Nr. 1057
 Chronik
 11. 11. 1869, Nr. 1158
 Concordia-Verlagsanstalt
 16. 11. 1897, Nr. 85 (A)
 30. 11. 1897, Nr. 86 (A)
 Cotta, Bernhard von
22. 6. 1849, Nr. 621
 Cotta, Johann Friedrich, Frhr. von Cottendorf
11. 9. 1831, Nr. 57
 Daub, Karl
September 1824, Nr. 35
29. 1. 1825, Nr. 27
 Daumer, Georg Friedrich
 12. 2. 1828, Nr. 42
um 1830, Nr. 469 (52a)
 1833, Nr. 71
18. 12. 1833, Nr. 1188 (89 a)
 Ende 1833/Anfang 1834, Nr. 92
 Januar 1834, Nr. 93
 April 1834, Nr. 98
 24. 6. 1834, Nr. 106
 Mitte Januar 1842, Nr. 282
 Januar 1843, Nr. 347
 Dedekind, Eduard
 28. 4. 1851, Nr. 669
 7. 11. 1858, Nr. 867
 26. 5. 1859, Nr. 888
 14. 8. 1860, Nr. 905
 Deubler, Konrad
 23. 10. 1862, Nr. 990
3. 11. 1862, Nr. 991

11. 12. 1863, Nr. 1015
19. 12. 1863, Nr. 1016
 15. 2. 1865, Nr. 1043
21. 3. 1865, Nr. 1046
 6. 7. 1865, Nr. 1053
13. 7. 1865, Nr. 1054
 1865, Nr. 15 (A)
10. 7. 1866, Nr. 1095
 4. 10. 1866, Nr. 1099
 1866, Nr. 16 (A)
 1866, Nr. 17 (A)
6. 7. 1867, Nr. 1120
19. 9. 1867, Nr. 1124
 17. 10. 1867, Nr. 1129
 27. 12. 1867, Nr. 1133
 1867, Nr. 19 (A)
9. 1. 1868, Nr. 1135
21. 8. 1869, Nr. 1155
 17. 1. 1870, Nr. 1161
28. 2. 1870, Nr. 1162
26. 3./1./6. 4. 1871, Nr. 1172
 20. 9. 1872, Nr. 27 (A)
 19. 10. 1872, Nr. 28 (A)
 11. 1. 1874, Nr. 36 (A)
 19. 1. 1874, Nr. 37 (A)
 13. 2. 1874, Nr. 38 (A)
 27. 12. 1875, Nr. 55 (A)
 Juni 1877, Nr. 61 (A)
 1877, Nr. 63 (A)
 2. 1. 1879, Nr. 66 (A)
 1. 1. 1880, Nr. 67 (A)
 17. 1. 1880, Nr. 68 (A)
 24. 6. 1881, Nr. 71 (A)
 4. 12. 1881, Nr. 72 (A)
 19. 12. 1881, Nr. 73 (A)
 10. 10. 1882, Nr. 75 (A)
 3. 11. 1883, Nr. 76 (A)
 Deutsche Schillerstiftung
 12. 10. 1862, Nr. 987
 9. 12. 1865, Nr. 1076
21. 12. 1865, Nr. 1078
 16. 11. 1868, Nr. 1143

22. 11. 1868, Nr. 1145
 20. 10. 1871, Nr. 1177
 29. 10. 1871, Nr. 1178
 Dietzgen, Joseph
 24. 6. 1855, Nr. 809
 Dittmar, Louise
 25. 8. 1848, Nr. 598
 11. 10. 1848, Nr. 605
 Dörflinger, Karl
 22. 9. 1872, Nr. 1186
 Dodel-Port, Arnold
 11. 1. 1885, Nr. 78 (A)
 Dollfus, Charles
 14. 10. 1860, Nr. 910
 Dorguth, Friedrich Ludwig Andreas
 27. 7. 1838, Nr. 177
 September 1838, Nr. 180
 26. 10. 1838, Nr. 181
 November 1838, Nr. 182
 Dorguth, Friedrich
 28. 10. 1846, Nr. 536
 Droßbach, Maximilian
 15. 6. 1849, Nr. 620
 5. 7. 1850, Nr. 641
 17. 7. 1850, Nr. 643
 4. 7. 1853, Nr. 777
 Duboc, Julius
 21. 3. 1853, Nr. 762
 20. 4. 1853, Nr. 767
 vor dem 18. 5. 1853, Nr. 769
 20. 5. 1853, Nr. 770
 25. 5. 1853, Nr. 771
 23. 6./5. 7. 1853, Nr. 776
 12. 7. 1853, Nr. 778
 22. 7. 1853, Nr. 779
 Ende Juli 1853, Nr. 780
 16. 2. 1859, Nr. 876
 7. 11. 1860, Nr. 915
 27. 11. 1860, Nr. 919
 25. 12. 1860, Nr. 922
 29. 3. 1861, Nr. 930
 6. 4. 1861, Nr. 932

8. 1. 1862, Nr. 968
26. 1. 1862, Nr. 970
1. 7. 1862, Nr. 979
10. 7. 1862, Nr. 980
24. 11. 1862, Nr. 993
13. 12. 1862, Nr. 996
22. 12. 1862, Nr. 997
21. 10. 1866, Nr. 1100
Ende Oktober/Anfang November 1866, Nr. 1103
Engelhardt, Johann Georg Veit
22. 9. 1836, Nr. 151
2. 10. 1836, Nr. 152
Enke, Ferdinand,
29. 3. 1844, Nr. 474 (403a)
Ewerbeck, August Hermann
5. 11. 1854, Nr. 797
Feuerbach, Anselm
21. 6. 1832, Nr. 63
29. 6. 1832, Nr. 65
2. 6. 1833, Nr. 76
Herbst 1836, Nr. 153
24. 3. 1841, Nr. 242
2. 12. 1842, Nr. 339
1. 5. 1843, Nr. 358
28. 5. 1843, Nr. 365
6. 6. 1843, Nr. 369
14. 7. 1843, Nr. 374
19. 7. 1844, Nr. 430
10. 8. 1844, Nr. 432
26. 12. 1844, Nr. 466
26. 7. 1845, Nr. 495
11./15. 1. 1847, Nr. 550

Feuerbach, Bertha
19./21. 7. 1841, Nr. 253
22. 7. 1846, Nr. 527
3. 4. 1848, Nr. 576
24. 5. 1848, Nr. 581
6. 6. 1848, Nr. 584
30. 6. 1848, Nr. 590
14. 7. 1848, Nr. 592

14. 8. 1848, Nr. 595
 2. 9. 1848, Nr. 599
 5. 10. 1848, Nr. 603
 23. 10. 1848, Nr. 607
 26. 10. 1848, Nr. 608
 26./27. 11. 1848, Nr. 610
 10. 12. 1848, Nr. 611
 12. 2. 1849, Nr. 614
 4. 3. 1849, Nr. 615
 24. 1. 1872, Nr. 1184
 11. 11. 1859, Nr. 1191
 11./17./30. 12. 1859, Nr. 1192
 10. 6. 1860, Nr. 1193
 19. 8. 1861, Nr. 1194
 1. 7. 1862, Nr. 1195
 29. 8. 1863, Nr. 1196
 27. 8. 1864, Nr. 1197
 20./23. 10. 1864, Nr. 1198
 13./14./21. 1. 1865, Nr. 1199
 30. 4. 1865, Nr. 1200
 30. 6. 1865, Nr. 1201
 8. 7. 1865, Nr. 1202
 19. 11. 1865, Nr. 1203
 8./9. 2. 1867, Nr. 1204
 2. 3. 1867, Nr. 1205
 23. 1. 1868, Nr. 1206
 15. 9. 1870, Nr. 1207
 16. 2. 1871, Nr. 1208
 5. 6. 1871, Nr. 1209
 27. 6. 1871, Nr. 1210
 25. 2. 1872, Nr. 1211
 28. 9. 1872, Nr. 1212
 etwa 1873, Nr. 1213
 Feuerbach, Eduard
 1825, Nr. 36
 Dezember 1827, Nr. 41
 26. 4. 1832, Nr. 61
 22. 6. 1832, Nr. 64
 23. 9. 1832, Nr. 67
 28. 9. 1832, Nr. 69
 31. 10. 1832, Nr. 70
 15. 5. 1833, Nr. 74

26. 6. 1833, Nr. 79
 vor dem 18. Juli 1833, Nr. 80
 Juli 1833, Nr. 81
 4. 8. 1833, Nr. 82
 1836, Nr. 144
 6. 5. 1836, Nr. 147
 Sommer 1836, Nr. 149
 Anfang 1837, Nr. 155
 17. 7. 1837, Nr. 160
 Juli 1837, Nr. 162
 Sommer 1937, Nr. 164
 27. 10. 1837, Nr. 167
 3. 8. 1842, Nr. 314
 18. 8. 1842, Nr. 315
 Feuerbach, Elise
 21. Januar 1843, Nr. 349
 Mai 1843, Nr. 362
 Mai 1843, Nr. 364
 10. 9. 1843, Nr. 377
 Ende Juni/Anfang Juli 1844, Nr. 421
 Mitte Juli 1844, Nr. 429
 28. 11. 1844, Nr. 458
 9. 12. 1844, Nr. 462
 13. 12. 1844, Nr. 464
 23. 12. 1844, Nr. 465
 20. 2. 1845, Nr. 480
 6. 6. 1848, Nr. 585
 11. 5. 1849, Nr. 619
 28. 3. 1851, Nr. 666
 17. 9. 1852, Nr. 742
 27. 12. 1855, Nr. 815
 28. 12. 1856, Nr. 826
 Ende Mai 1857, Nr. 835
 9. 1. 1859, Nr. 874
 18. 10. 1859, Nr. 895
 Feuerbach, Friedrich
 3. 2. 1825, Nr. 28
 11. 1. 1831, Nr. 53
 1831, Nr. 54
 21. 7. 1831, Nr. 55
 12. 3. 1832, Nr. 60
 nach dem 29. 5. 1833, Nr. 75

vor dem 7. 6. 1833, Nr. 77
August 1833, Nr. 83
14. 3. 1834, Nr. 96
Herbst 1836, Nr. 154
Anfang 1842, Nr. 279
September 1842; Nr. 318
9. 11. 1842, Nr. 331
3. 4. 1843, Nr. 357
10. 12. 1843, Nr. 387
15. 1. 1844, Nr. 390
22. 1. 1844, Nr. 392
3. 2. 1844, Nr. 393
Februar 1844, Nr. 396
19. 3. 1844, Nr. 401
29. 3. 1844, Nr. 403
9. 4. 1844, Nr. 404
12. 4. 1844, Nr. 405
Anfang Mai 1844, Nr. 411
10. 5. 1844, Nr. 412
1. 6. 1844, Nr. 417
20. 6. 1844, Nr. 419
28. 6. 1844, Nr. 420
5. 7. 1844, Nr. 422
9. 7. 1844, Nr. 424
August 1844, Nr. 434
September 1844, Nr. 437
11. 9. 1844, Nr. 438
September 1844, Nr. 439
Oktober 1844, Nr. 440
Herbst 1844, Nr. 442
31. 10. 1844, Nr. 449
7. 11. 1844, Nr. 452
15. 11. 1844, Nr. 453
19. 11. 1844, Nr. 455
November 1844, Nr. 459
2. 12. 1844, Nr. 460
8. 12. 1844, Nr. 461
13. 12. 1844, Nr. 463
Februar 1845, Nr. 478
25. 2./2. 3. 1845, Nr. 482
26. 5. 1845, Nr. 492
21. 4. 1846, Nr. 518

Mai 1846, Nr. 519
Herbst 1846, Nr. 534
Dezember 1846, Nr. 541
5. 1. 1847, Nr. 548
15. 3. 1847, Nr. 556
Anfang April 1847, Nr. 557
nach dem 31. 5. 1847, Nr. 562
November 1847, Nr. 571
November 1847, Nr. 571 a (154)
September 1848, Nr. 601
22. 10. 1848, Nr. 606
30. 8. 1849, Nr. 623
Dezember 1849, Nr. 626
15. 2. 1850, Nr. 631
29. 4. 1850, Nr. 635
Mai 1850, Nr. 638
Oktober 1850, Nr. 647
1851, Nr. 656
10. 2. 1851, Nr. 660
10. 3. 1851, Nr. 664
16. 10. 1852, Nr. 1197 (745 a)
27. 11. 1853, Nr. 785
8. 6. 1857, Nr. 836
 Feuerbach, Helene, verheh. von Dobeneck
5. 7. 1823, Nr. 15
August 1829, Nr. 51
Anfang 1833, Nr. 72
 Feuerbach, Henriette
11./15. 1. 1847, Nr. 550
21. 3. 1852, Nr. 1196 (721 a)
8. 4. 1861, Nr. 933
 Feuerbach, Karl
6. 6. 1825, Nr. 35
2. 11. 1826, Nr. 40
 Feuerbach, Leonore / Eleonore
Mitte Juli 1844, Nr. 429
6. 6. 1848, Nr. 585
11. 5. 1848, Nr. 619
27. 9. 1849, Nr. 624
2. 9. 1850, Nr. 644
Sommer 1852, Nr. 735
1853, Nr. 759

1853, Nr. 760
27. 12. 1855, Nr. 815
28. 12. 1856, Nr. 826
Ende Mai 1857, Nr. 835
23. 6. 1857, Nr. 837
25. 6. 1857, Nr. 838
5. 7. 1857, Nr. 839
16./17. 7. 1857, Nr. 840
24. 8. 1857, Nr. 842
3. 9. 1857, Nr. 843
9. 1. 1859, Nr. 874
18. 10. 1859, Nr. 895
1./2. 11. 1859, Nr. 897
15. 9. 1864, Nr. 1031
1870, Nr. 1168

Feuerbach, Paul Johann Anselm von

16. 6. 1823, Nr. 14
Herbst 1823, Nr. 18
8. 1. 1824, Nr. 19
21. 4. 1824, Nr. 20
24. 5. 1824, Nr. 21
6. 7. 1824, Nr. 22
Mitte Juli 1824, Nr. 23
15. 8. 1824, Nr. 24
22. 3. 1825, Nr. 31
10. 4. 1825, Nr. 33
20. 4. 1825, Nr. 34
26. 12. 1825, Nr. 38

Feuerbach, Wilhelmine

9. 3. 1817, Nr. 1
9. 2. 1818, Nr. 2
7. 8. 1818, Nr. 3
28. 10. 1818, Nr. 4
14. 11. 1818, Nr. 5
Januar 1819, Nr. 6
30. 4. 1820, Nr. 7
22. 10. 1820, Nr. 8
März 1821, Nr. 9
13. 5. 1821, Nr. 10
3. 6. 1821, Nr. 11
Anfang August 1821, Nr. 12

31. 5. 1823, Nr. 13
 16. 7. 1823, Nr. 16
September 1823, Nr. 17
 2. 10. 1824, Nr. 26
 19. 2. 1825, Nr. 30
 3. 8. 1825, Nr. 37
 11. 9. 1839, Nr. 197
 25. 10. 1844, Nr. 445
 28. 10. 1844, Nr. 446
 29. 10. 1844, Nr. 447
 30. 10. 1844, Nr. 448
 1. 11. 1844, Nr. 450
 6. 6. 1848, Nr. 585
 Franzos
 12. 7. 1904, Nr. 87 (A)
 Frauenstädt, Julius
 2. 2. 1839, Nr. 183
 10. 8. 1839, Nr. 195
 Ein Freund
 24. 6. 1851, Nr. 675
 Friedländer, Georg
 2. 8. 1865, Nr. 1059
 Friedrich
 23. 8. 1844, Nr. 1193 (434 a)
 23. 8. 1844, Nr. 1088
 Fröbel, Julius
 11. 9. 1843, Nr. 379
 16. 12. 1843, Nr. 388
November 1847, Nr. 754 (569 a)
 Gans, Eduard
 11. 10. 1833, Nr. 86
 4. 1. 1834, Nr. 94
 Geiger, O.
 28. 12. 1846, Nr. 546
 Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
 19. 6. 1876, Nr. 58 (A)
 23. 6. 1887, Nr. 80 (A)
 4. 2. 1889, Nr. 81 (A)
 Ghillany, Friedrich Wilhelm
 29. 10. 1842, Nr. 328
 Glück, Christian Karl
 15. 5. 1835, Nr. 1190 (123 b)

Goldberg, August
 vor dem 28. 7. 1856, Nr. 819
 Grün, Karl
 11. 7. 1846, Nr. 526
 16. 12. 1871, Nr. 1181
 Haag, Konrad
 12. 7. 1861, Nr. 949
 3. 9. 1861, Nr. 958
 5. 10. 1861, Nr. 961
 Harl, Johann Paul
 Anfang Dezember 1828, Nr. 47
 Heidelberger Arbeiterbildungsverein
 16. 3. 1849, Nr. 616
 Heidelberger Studenten
 4. 4. 1848, Nr. 577
 Heidenreich, Friedrich Wilhelm
 7. 4. 1841, Nr. 244
 28. 3. 1843, Nr. 355
 6. 5. 1843, Nr. 359
 10. 6. 1848, Nr. 588
 7. 4. 1852, Nr. 724
 15. 5. 1852, Nr. 728
 25. 5. 1852, Nr. 729
 24. 6. 1852, Nr. 732
 Heinsius, A.
 2. 12. 1868, Nr. 1146

 Hegel, Georg Wilhelm Friedrich
 22. 11. 1828, Nr. 46
 Henning, Leopold von
 8. 5. 1834, Nr. 101
 20. 5. 1834, Nr. 104
 Dezember 1834, Nr. 110
 24. 1. 1835, Nr. 114
 Anfang April 1835, Nr. 121
 17. 4. 1835, Nr. 122
 1835, Nr. 134
 5. 11. 1837, Nr. 169
 Herbst, Ferdinand
 13. 6. 1823, Nr. 205 (13a)
 Herder, Emil Ernst Gottfried von
 26. 10. 1846, Nr. 535

30. 11. 1846, Nr. 540
21. 4. 1848, Nr. 578
7. 6. 1851, Nr. 674
15. 2. 1852, Nr. 721
5. 5. 1852, Nr. 727
19. 9. 1852, Nr. 743
1. 6. 1853, Nr. 772
13. 1. 1854, Nr. 789
25. 1. 1854, Nr. 791
15. 5. 1854, Nr. 793
21. 5. 1854, Nr. 794
30. 5./2. 6. 1854, Nr. 795
16. 6. 1854, Nr. 796
3. 1. 1855, Nr. 801
10. 1. 1855, Nr. 802
20. 2. 1855, Nr. 804
Herwegh, Emma
25. 11. 1845, Nr. 508
11. 7. 1848, Nr. 591
19. 1. 1855, Nr. 803
2. 2. 1859, Nr. 875
24. 2. 1859, Nr. 878
27. 2. 1859, Nr. 879
13. 5. 1859, Nr. 884
17. 5. 1859, Nr. 885
20. 5. 1859, Nr. 886
25. 5. 1859, Nr. 887
17. 6. 1859, Nr. 890
1. 7. 1859, Nr. 891
29. 7./1. 8. 1859, Nr. 892
9. 10. 1860, Nr. 909
7. 1. 1861, Nr. 924
29. 5. 1861, Nr. 937
1. 6. 1861, Nr. 939
7. 6. 1861, Nr. 940
24. 6. 1861, Nr. 942
26. 6. 1861, Nr. 943
8. 7. 1861, Nr. 945
11. 7. 1861, Nr. 947
21. 8. 1861, Nr. 955
11. 11. 1859, Nr. 2 (A)
11./17./30. 12. 1859, Nr. 3 (A)

10. 6. 1860, Nr. 4 (A)
19. 8. 1861, Nr. 5 (A)
26. 1. 1862, Nr. 971
1. 7. 1862, Nr. 6 (A)
22. 7. 1862, Nr. 983
19. 1. 1863, Nr. 999
23. 2. 1863, Nr. 1000
29. 8. 1863, Nr. 7 (A)
7. 8. 1864, Nr. 1026
27. 8. 1864, Nr. 8 (A)
10. 8. 1864, Nr. 1027
20./23. 10. 1864, Nr. 9 (A)
13./14./21. 1. 1865, Nr. 10 (A)
4. 7. 1865, Nr. 1052
8. 7. 1865, Nr. 13 (A)
26. 7. 1865, Nr. 1056
31. 7. 1865, Nr. 1058
17. 10. 1865, Nr. 1061
20. 10. 1865, Nr. 1062
22. 10. 1865, Nr. 1063
2. 11. 1865, Nr. 1065
13. 11. 1865, Nr. 1068
17. 11. 1865, Nr. 1071
21. 11. 1865, Nr. 1072
1. 12. 1865, Nr. 1074
4. 12. 1865, Nr. 1075
5. 3. 1866, Nr. 1086
26. 8. 1866, Nr. 1097
23. 1. 1868, Nr. 21 (A)
15. 9. 1870, Nr. 22 (A)
16. 2. 1871, Nr. 23 (A)
5. 6. 1871, Nr. 24 (A)
25. 2./3. 3. 1872, Nr. 26 (A)
28. 9. 1872, Nr. 1187
etwa 1873, Nr. 30 (A)
14. 1. 1873, Nr. 31 (A)
27. 4. 1873, Nr. 32 (A)
16. 5. 1873, Nr. 33 (A)
10. 10. 1873, Nr. 34 (A)
4./7. 1. 1874, Nr. 35 (A)
9. 3. 1874, Nr. 39 (A)
10./12./16. 5. 1874, Nr. 41 (A)

- 12. 6. 1874, Nr. 42 (A)
- 3. 10. 1874, Nr. 43 (A)
- 11. 1. 1875, Nr. 44 (A)
- 14. 3. 1875, Nr. 45 (A)
- 8. 4. 1875, Nr. 46 (A)
- 9. 5. 1875, Nr. 47 (A)
- Anfang Mai/27. 5. 1875, Nr. 48 (A)
- 21. 6. 1875, Nr. 49 (A)
- 11. 9. 1875, Nr. 52 (A)
- 1. 11. 1875, Nr. 53 (A)
- 21. 12. 1875, Nr. 54 (A)
- Herwegh, Georg
 - 3. 9. 1842, Nr. 319
 - 23./27. 9. 1842, Nr. 324*
 - 25. 11. 1845, Nr. 509*
 - 2. 7. 1846, Nr. 524*
 - 3. 12. 1851, Nr. 687
 - 22. 2. 1859, Nr. 877*
 - 12. 8. 1861, Nr. 953
 - 21. 7. 1862, Nr. 981*
- Herwegh, Marcel
 - 16. 7. 1904, Nr. 88 (A)
 - 15. 3. 1909, Nr. 89 (A)
- Herz, Jakob
 - 27. 2. 1855, Nr. 805
 - 27. 11. 1855, Nr. 1198 (814 a)*
- Hitzig, Julius Eduard
 - 3. 4. 1825, Nr. 32*
- Jegel, Ludwig
 - 11. 9. 1862, Nr. 986*
- Jung, Georg
 - 12. 1. 1842, Nr. 281
- Junghann, Gustav Julius
 - 10. 8. 1861, Nr. 952
 - 31. 5. 1862, Nr. 977
 - 22. 7. 1862, Nr. 982
 - 16. 8. 1862, Nr. 985
- Kampe, Ferdinand
 - 21. 6. 1850, Nr. 640*
 - 10. 9. 1852, Nr. 741
 - 14. 10. 1852, Nr. 745

31. 8. 1853, Nr. 782
 29. 11. 1853, Nr. 786
 25. 7. 1855, Nr. 812
 30. 6. 1856, Nr. 817
 1. 1. 1857, Nr. 829
 25. 7. 1857, Nr. 841
 25. 7. 1858, Nr. 865
 15. 1. 1861, Nr. 926
 25. 12. 1861, Nr. 967
 28. 2. 1862, Nr. 973
 24. 4. 1862, Nr. 976
 Kamptz, Karl Albrecht Christoph Heinrich von
 10. 4. 1826, Nr. 39
 Kapp, Christian
 23. 3. 1831, Nr. 470 (53a)
 22. 5. 1832, Nr. 62
 17. 8. 1832, Nr. 66
 27. 9. 1832, Nr. 68
 10. 6. 1833, Nr. 78
 23. 3. 1834, Nr. 97
 8. 4. 1834, Nr. 100
 16. 5. 1834, Nr. 102
 1./23. 8. 1834, Nr. 107
 1. 9. 1834, Nr. 109
 13./14./17. 1. 1835, Nr. 113
 3./18., 2./3. 3. 1835, Nr. 116
 17./18. 4. 1835, Nr. 123
 30. 4. 1835, Nr. 472 (123a)
 27. 6. 1835, Nr. 125
 März 1836, Nr. 141
 6. 5. 1836, Nr. 148
 1./3. 11. 1837, Nr. 168
 9. 3. 1839, Nr. 187
 25. 10. 1839, Nr. 198
 Ende Oktober/2./14. 11. 1839, Nr. 199
 16./17. 12. 1839, Nr. 204
 3. 2. 1840, Nr. 207
 25.-27. 2. 1840, Nr. 209
 5. 4. 1840, Nr. 210
 7. 4. 1840, Nr. 211
 22./23. 6. 1840, Nr. 213
 Ende Juni 1840, Nr. 214

24. 7. 1840, Nr. 216
 28. 8. 1840, Nr. 217
 30. 8. 1840, Nr. 218
 7. 9. 1840, Nr. 220
 Ende Oktober 1840, Nr. 222
 6. 11. 1840, Nr. 223
 15./20. 11. 1840, Nr. 224
 22./23./25. 11. 1840, Nr. 225
 Dezember 1840, Nr. 226
 15./16. 12. 1840, Nr. 227
 5./10./12. 1. 1841, Nr. 229
 12. 2. 1841, Nr. 235
 vor dem 13. 3. 1841, Nr. 240
 1. 6. 1841, Nr. 248
 Juni 1841, Nr. 250
 15. 6. 1841, Nr. 251
 9./10. 8. 1841, Nr. 255
 15./19./20. 8. 1841, Nr. 256
 22./28./29. 8./3. 9. 1841, Nr. 258
 18./19./21. 9. 1841, Nr. 260
 9. 10. 1841, Nr. 261
 13. 11. 1841, Nr. 266
 17.12.1841, Nr. 274
 3. 2. 1842, Nr. 285
 18. 2. 1842, Nr. 288
 22. 2. 1842, Nr. 289
 5. 4. 1842, Nr. 296
 11. 4. 1842, Nr. 297
 22. 4. 1842, Nr. 300
 3. 5. 1842, Nr. 304
 12. 7. 1842, Nr. 310
 2. 8. 1842, Nr. 313
 19./23. 8. 1842, Nr. 316
 24. 11. 1842, Nr. 336
 27. 11. 1842, Nr. 337
 9. 12. 1842, Nr. 340
 18. 12. 1842, Nr. 343
 30. 12. 1843, Nr. 346
 28. 2. 1843, Nr. 353
 Juni 1843, Nr. 367
 10. 9. 1843, Nr. 378
 14. 11. 1843, Nr. 386

5. 2. 1844, Nr. 394
 26. 3. 1844, Nr. 402
 30. 4. 1844, Nr. 409
 18. 5. 1844, Nr. 414
 19. 11. 1844, Nr. 456
 11. 3. 1845, Nr. 483
 29. 3. 1845, Nr. 485
 Juni 1845, Nr. 494
 1./2. 8. 1845, Nr. 500
 25. 7. 1846, Nr. 528
 2. 8. 1848, Nr. 593
 Kapp, Emilie
 20. 8. 1841, Nr. 257
 25. 10. 1841, Nr. 263
 21. 4. 1842, Nr. 299
 14. 5. 1843, Nr. 306
 9./11. /13. 9, 1842, Nr. 320
 18. 9. 1842, Nr. 321
 23. 9. 1842, Nr. 323
 9. 1. 1843, Nr. 348
 22. 1. 1843, Nr. 351
 30. 1. 1843, Nr. 352
 30. 5. 1843, Nr. 366
 30. 7. 1843, Nr. 375
 1. 10. 1843, Nr. 380
 13. 10. 1843, Nr. 382
 2. 11. 1844, Nr. 451
 29. 3. 1845, Nr. 486
 25./28. 4. 1845, Nr. 488
 11. 5. 1845, Nr. 489
 22. 5. 1845, Nr. 491
 29. 7. 1845, Nr. 496
 26. 12. 1845, Nr. 512
 3. 2. 1846, Nr. 514
 Kapp (Familie)
 1. 10. 1842, Nr. 326
 8. 11. 1842, Nr. 329
 23. 11. 1842, Nr. 335
 Kapp, Friedrich
 15. 10. 1844, Nr. 444
 3. 3. 1850, Nr. 632
 28. 1. 1851, Nr. 658

14. 3. 1851, Nr. 665
 30. 5. 1851, Nr. 673
 22. 2. 1852, Nr. 713
 10. 12. 1852, Nr. 751
 27./28. 1. 1853, Nr. 756
 31. 3./1. 4. 1853, Nr. 764
 15. 10. 1853, Nr. 784
 6. 5. 1855, Nr. 806
 Herbst 1856, Nr. 820
 10. 12. 1856, Nr. 824
 15. 11. 1858, Nr. 868
 31. 12. 1858, Nr. 873
 15. 3. 1859, Nr. 880
 20. 10. 1859, Nr. 896
 10. 4. 1863, Nr. 1005
 11./19. 5. 1863, Nr. 1006
 11. 12. 1863, Nr. 1014
 10. 12. 1864, Nr. 1036
 17. 12. 1864, Nr. 1037
 5. 1. 1865, Nr. 1040
 10. 1. 1866, Nr. 1080
 18. 1. 1866, Nr. 1081
 1./2. 3. 1866, Nr. 1084
 9. 7. 1866, Nr. 1094
 10. 8. 1866, Nr. 1096
 2. 12. 1866, Nr. 1105
 29. 12. 1866, Nr. 1108
 15. 2. 1867, Nr. 1111
 4. 1. 1868, Nr. 1134
 11. 4. 1868, Nr. 1138
Kapp, Friedrich Christian Georg
 24. Oktober 1857, Nr. 847
 8. 4. 1859, Nr. 883
 3. 11. 1859, Nr. 898
 8. 7. 1861, Nr. 944
Kapp, Johanna
 9./14. 9. 1841, Nr. 259
 21. 4. 1842, Nr. 299
 23. 7. 1844, Nr. 431
 22. 5. 1845, Nr. 491
Khanikoff, Jakob von
 31. 12. 1862, Nr. 998

10. 3. 1863, Nr. 1002
 1. 10. 1863, Nr. 1010
 4./5. 8. 1864, Nr. 1025
 28. 4. 1870, Nr. 1165
 Khanikoff, Nikolai Wladimirowitsch
 3. 7. 1863, Nr. 1009
 6. 8. 1869, Nr. 1152
 Knapp, Ludwig
 31. 3. 1857, Nr. 833
 Kohl, Wilhelm
 6. 2. 1825, Nr. 29
 Dezember 1833, Nr. 89
 Kolatschek, Adolf
 18. 12. 1849, Nr. 627
 5. 3. 1850, Nr. 633
 1. 12. 1850, Nr. 653
 Kolb, Georg Friedrich
 28. 12. 1856, Nr. 828

 Kompert, Leopold
 9. 12. 1871, Nr. 1180
 Krafft, Karl
 15. 12. 1842, Nr. 341
 20. 12. 1842, Nr. 344
 Kriege, Hermann
 18./19. 4. 1845, Nr. 487
 Ende Juli 1845, Nr. 498
 27. 11. 1845, Nr. 510
 15.-17.2. 1847, Nr. 555
 Kuranda, Ignaz
 25. 9. 1842, Nr. 325
 La Libre Pensée, Brüssel
 12. 7. 1872, Nr. 1185
 Lassalle, Ferdinand
 21. 10. 1863, Nr. 1011
 28. 10./3. 12. 1863, Nr. 1013
 Lochner, Georg Wolfgang Karl
 25. 7. 1831, Nr. 56
 8. 12. 1833, Nr. 88
 20. 5. 1834, Nr. 105
 Löw, Bertha
 6./8. 4. 1834, Nr. 99

11./13. 1. 1835, Nr. 112
 3. 2. 1835, Nr. 115
 6. 2. 1835, Nr. 117
 12. 2. 1835, Nr. 118
 16./17. 2. 1835, Nr. 119
 Juni 1835, Nr. 124
 August 1835, Nr. 127
 Herbst 1835, Nr. 128
 Herbst 1835, Nr. 129
 9.-11. 11. 1835, Nr. 130
 17./18. 11. 1835, Nr. 131
 November 1835, Nr. 132
 Dezember 1835, Nr. 133
 Februar 1836, Nr. 135
 1836, Nr. 136
 1836, Nr. 137
 1836, Nr. 138
 1836, Nr. 139
 Frühjahr 1836, Nr. 142
 Frühjahr 1836, Nr. 143
 1836, Nr. 145
 Löwenthal, Eduard
 März/April 1861, Nr. 931
 2. 5. 1861, Nr. 934
 8. 5. 1861, Nr. 935
 23. 2. 1861, Nr. 1207 (927 a)
 Loos, Alexander
 21. 3. 1852, Nr. 722
 Ludwig I., König von Bayern
 5. 8. 1828, Nr. 43
 24. 10. 1829, Nr. 52
 15. 9. 1833, Nr. 84
 23. 7. 1836, Nr. 150
 Lüning, Otto
 27. 10. 1860 Nr. 913
 31.10./1. 11 1860, Nr. 914
 11. 11. 1860, Nr. 917
 28. 11. 1860, Nr. 920
 5. 12. 1860, Nr. 921
 20. 5. 1861 Nr. 936
 4. 8. 1861, Nr. 951
 22. 10. 1861, Nr. 963

- 19. 1. 1862, Nr. 969
- 6. 3. 1862, Nr. 974
- 18. 6. 1862, Nr. 978
- 4. 3. 1863, Nr. 1001
- 16. 3. 1863, Nr. 1003*
- 3. 1. 1864, Nr. 1017
- 15. 12. 1865, Nr. 1077
- Markus
 - Sommer 1871, Nr. 1175*
- Marx, Karl
 - 3. 10. 1843, Nr. 381
 - 6.-25. 10. 1843, Nr. 383 (Erster Briefentwurf)
 - 6.-25. 10. 1843, Nr. 383 (Zweiter Briefentwurf)
 - 25. 10. 1843, Nr. 383 (Abgesandter Brief)
 - 11. 8. 1844, Nr. 433
- Mehmel, Gottlieb Ernst August
 - 15. 11. 1828, Nr. 45*
 - Mai 1834, Nr. 103*
 - 14. 4. 1837, Nr. 156*
 - 16. 5. 1837, Nr. 157
 - Juli 1837, Nr. 161*
- Meißner, Otto ,
 - 2. 1. 1854, Nr. 788
 - 17. 1. 1854, Nr. 790*
 - 3. 7. 1858, Nr. 864
- Merz, Julius
 - 18. 9. 1838, Nr. 1191 (180 a)*
- Meyer, Julius
 - 1. 8. 1845, Nr. 499*
- Michel, Katharina
 - 4. 11. 1852, Nr. 747*
 - 9. 5. 1856, Nr. 816*
 - 28. 12. 1856, Nr. 827*
- Moleschott, Jakob
 - 30. 3. 1850, Nr. 634
 - 10. 5. 1850, Nr. 637*
 - 12. 10. 1850, Nr. 645*
 - 11. 11. 1850, Nr. 650
 - Juni 1852, Nr. 730
 - 12. 7. 1852, Nr. 733
 - 13 /16. 7. 1852, Nr. 734*
 - 17. 8. 1852, Nr. 738*

15. 11. 1852, Nr. 748
 20. 11. 1852, Nr. 749
 1. 2. 1853, Nr. 758
 19. 6. 1853, Nr. 774
 23. 6. 1853, Nr. 775
 23. 8. 1853, Nr. 781
 9. 10. 1853, Nr. 783
 22. 12. 1853, Nr. 787
 19. 3. 1854, Nr. 792
 20. 11. 1854, Nr. 798
 5. 12. 1854, Nr. 799
 29. 12. 1854, Nr. 800
 11. 7. 1856, Nr. 818
 27. 5. 1858, Nr. 861
 13. 6. 1858, Nr. 863
 8. 1. 1861, Nr. 925
 13. 3. 1861, Nr. 929
 27. 1. 1867, Nr. 1109
 11./12. 9. 1868, Nr. 1141
 2./31.12. 1868, Nr. 1147
 „Morgenblatt für gebildete Stände“
 7. 11. 1832, Nr. 471 (70a)
 12./15. 1833, Nr. 73
 Müller, Ildephons
 11. 10. 1867, Nr. 1127
 Münch, Friedrich
 30. 3. 1860, Nr. 900
 Murschalk, E. Freiherr von
 1. 1. 1891, Nr. 83 (A)
 Neuhaus, Reinhard
 7. 11. 1855, Nr. 814
 Noack, Ludwig
 23. 6. 1846, Nr. 522
 Oppenheim, Dagobert
 12. 1. 1842, Nr. 281
 Passover, A.
 26. 2. 1865, Nr. 1045
 Philosophische Fakultät der Universität in Erlangen
 3. 7. 1828, Nr. 468 (42a)
 Pfau, Ludwig
 10. 11. 1866, Nr. 1104
 23. 12. 1866, Nr. 1107

11. 6. 1867, Nr. 1117
 Pfautz, Karl Theodor
 22. 4. 1849, Nr. 618
 15. 7. 1850, Nr. 642
 Pfeufer, Karl von
 4. 9. 1845, Nr. 503
 Präsidium des Erziehungsrates, Bern
 26. 5. 1834, Nr. 1189 (105 a)
 Prutz, Robert Eduard
 29. 12. 1841, Nr. 278
 7. 1. 1842, Nr. 280
 Quenzel, Karl
 26. 6. 1920, Nr. 92 (A)
 Rachel, Georg W.
 12. 9. 1870, Nr. 1168
 Rau, Albrecht
 11. 11. 1860, Nr. 918
 31. 12. 1860/2. 1. 1861, Nr. 923
 20. 1. 1861, Nr. 927
 28. 2. 1861, Nr. 928
 21. 10. 1861, Nr. 962
 Ribbentrop, Adolphe de
 7. 11. 1845, Nr. 507
 Riedel, Karl
 26. 4. 1848, Nr. 579
 Rigaudière, E. La
 10. 11. 1869, Nr. 1157
 Roth, J.
 vor dem 28. 7. 1856, Nr. 819
 Roux, Jakob Wilhelm
 13. 10. 1824, Nr. 467 (26a)
 Roux, Johann Adam Karl
 24. 12. 1833, Nr. 90
 5. 8. 1835, Nr. 126
 2. 3. 1836, Nr. 140
 April 1836, Nr. 146
 Mai 1837, Nr. 158
 26. 6. 1837, Nr. 159
 14. 12. 1837, Nr. 172
 16. 1. 1838, Nr. 174
 Roy, Joseph
 13. 8. 1864, Nr. 1029

8. 1. 1865, Nr. 1041
 Rüstow, Wilhelm
 30. 8. 1861, Nr. 956
 Ruge, Arnold
 14. 10. 1837, Nr. 166
 23. 11. 1837, Nr. 170
 5. 12. 1837, Nr. 171
 15. 12. 1837, Nr. 173
 12. 2. 1838, Nr. 175
 27. 2. 1838, Nr. 176
 20. 7. 1838, Nr. 473 (176a)
 27. 7. 1838, Nr. 178
 31. 7. 1838, Nr. 179
 13. 2. 1839, Nr. 184
 15. 2. 1839, Nr. 185
 25. 2. 1839, Nr. 186
 2. 4. 1839, Nr. 188
 4. 4. 1839, Nr. 189
 13. 4. 1839, Nr. 190
 8./14. 5. 1839, Nr. 191
 31. 5. 1839, Nr., 192
 4. 11. 1839, Nr. 200
 12. 11. 1839, Nr. 201
Ende November 1839, Nr. 202
 4. 12. 1839, Nr. 203
 14. 2. 1840, Nr. 208
 7. 4. 1840, Nr. 212
 17. 7. 1840, Nr. 215
 1. 9. 1840, Nr. 219
 14. 10. 1840, Nr. 221
 11. 2. 1841, Nr. 234
 24. 2. 1841, Nr. 237
 27. 2. 1841, Nr. 239
 19. 3. 1841, Nr. 241
 27. 3. 1841, Nr. 243
 10. 10. 1841, Nr. 262
 26. 10. 1841, Nr. 264
 3. 11. 1841, Nr. 265
 13./15. 11. 1841, Nr. 267
 24. 11. 1841, Nr. 269
 14. 12. 1841, Nr. 271
 15. 12. 841, Nr. 272

20. 12. 1841, Nr. 275
 25. 12. 1841, Nr. 276
 23. 1. 1842, Nr. 284
 11. 1. 1842, Nr. 1191 (280 a)
 13. 2. 1842, Nr. 287
 24. 2. 1842, Nr. 290
 2. 3. 1842, Nr. 291
 8. 3. 1842, Nr. 292
 8. 3. 1842, Nr. 293
 14. 4. 1842, Nr. 298
 1. 5. 1842, Nr. 302
 23. 5. 1842, Nr. 307
 28./29. 5. 1842, Nr. 309
 15. 7. 1842, Nr. 311
 29. 7. 1842, Nr. 312
 31. 8. 1842, Nr. 317
 8. 11. 1842, Nr. 330
 10. 3. 1843, Nr. 354
 31. 3. 1843, Nr. 356
 16. 5. 1843, Nr. 361
 24. 5. 1843, Nr. 363
 2. 6. 1843, Nr. 368
 20. 6. 1843, Nr. 371
 Juni 1843, Nr. 372
 19. 8. 1843, Nr. 376
 25. 10. 1843, Nr. 384
 11. 11. 1843, Nr. 385
 5. 2. 1844, Nr. 395
 Mitte April 1844, Nr. 407
 15. 5. 1844, Nr. 413
 nach dem 8. 3. 1857, Nr. 832
 10. 4. 1857, Nr. 834
 Schachtel, J.
 vor dem 28. 7. 1856, Nr. 819
 Schaden, Emil August von
 7. 6. 1848, Nr. 586
 Scharlow
 21. 5. 1851, Nr. 672
 Schelling Friedrich Wilhelm Joseph von
 18. 12. 1828, Nr. 48
 Schibich, Joseph
 15. 8. 1851, Nr. 677

21. 8. 1851, Nr. 679
 21. 10. 1851, Nr. 681
 11. 12. 1851, Nr. 689
 27. 1. 1852, Nr. 702
 23. 12. 1852, Nr. 753
 6. 3. 1853, Nr. 761
 22. 3. 1853, Nr. 763
 11. 7. 1861, Nr. 948
 Schreitmüller, Johann
 30. 9. 1864, Nr. 1033
 1. 6. 1865, Nr. 1049

 Schuckmann Friedrich von
 24. 7. 1824, Nr. 206 (22a)
 Schulze, Johannes
 26. 3. 1835, Nr. 120
 Schweigert, Ludwig
 31. 8. 1861, Nr. 957
 Senat der Universität Erlangen
 8. 10. 1828, Nr. 44
 13. 2. 1829, Nr. 50
Begleitschreiben zu Brief Nr. 84
 11. 1. 1834, Nr. 95
Begleitschreiben zu Brief Nr. 150
 Seutter, Albrecht Ludwig
 10. 7. 1844, Nr. 426
 Sievers, Eduard Wilhelm
 28. 2. 1852, Nr. 716
März 1852, Nr. 717
 Speidel, Ludwig
 8. 6. 1870, Nr. 1167
 Stefanoni, Luigi
 1870, Nr. 1170
 1870, Nr. 1171
 20. 11. 1871, Nr. 1179
Ende 1871, Nr. 1183
 Stein, Johann Adam
 1831/32, Nr. 59
 Steinicken, Christian
 13. 11. 1863, Nr. 1012
 Strodtmann, Adolf
 19. 10. 1862, Nr. 989

1. 12. 1862, Nr. 994
Thiersch, Friedrich
Dezember 1834, Nr. 111
Tiedge, Christoph August
16. 11. 1831, Nr. 58
Sommer/Herbst 1833, Nr. 85
25. 8. 1834, Nr. 108
Tilliard, Leon de
12. 1. 1858, Nr. 851
Trübner, Nikolaus
31. 10. 1861, Nr. 965
4. 12. 1861, Nr. 966
Ulsch, Johann Erdmann
28. 7. 1860, Nr. 1201 (904 a)
10. 8. 1860, Nr. 1202 (904 b)
20. 8. 1860, Nr. 1203 (905 a)
23. 8. 1860, Nr. 1204 (905 b)
13. 9. 1860, Nr. 1205 (905 c)
21. 9. 1860, Nr. 1206 (906 a)
Unbekannt
1828, Nr. 49
Sommer 1837, Nr. 163
14. 7. 1839, Nr. 194
5. 5. 1866, Nr. 1092
8. 9. 1866, Nr. 1098
7. 8. 1869, Nr. 1153
26. 11. 1884, Nr. 77 (A)
2. 11. 1895, Nr. 84 (A)
Vaillant, Edouard
6. 5. 1864, Nr. 1021
16. 6. 1864, Nr. 1023
12. 8. 1864, Nr. 1028
2. 10. 1864, Nr. 1033
17. 2. 1865, Nr. 1044
31. 1. 1866, Nr. 1082
27. 10. 1866, Nr. 1101
15. 5. 1867, Nr. 1115
22. 12. 1867, Nr. 1132
22. 3. 1868, Nr. 1137
25. 12. 1869, Nr. 1159
25. 4. 1870, Nr. 1164
31.12. 1871, Nr. 1182

Verleger, an einen
1833/34, Nr. 91

Vogt, Karl

27. 3. 1860, Nr. 899

3. 4. 1860, Nr. 901

19. 9. 1860, Nr. 906

19. 10. 1860, Nr. 911

Wagner, Richard

3. 12. 1851, Nr. 688

Weber, Johann Jakob

9. 6. 1853, Nr. 773

Weigelt, Georg Christian

13. 11. 1849, Nr. 1195 (625 a)

Weilshauser, Gustav

18. 7. 1868, Nr. 1140

Westermann

17. 6. 1887, Nr. 79 (A)

Wigand, Hugo

2. 11. 1865, Nr. 1066

7. 11. 1865, Nr. 1067

15. 11. 1865, Nr. 1069

21./22. 11. 1865, Nr. 1073

8. 1. 1866, Nr. 1079

24. 2. 1866, Nr. 1083

5. 3. 1866, Nr. 1087

31. 3. 1866, Nr. 1090

31. 1. 1867, Nr. 1110

Wigand, Otto

12. 7. 1839, Nr. 193

13. 8. 1839, Nr. 196

5. 1. 1841, Nr. 228

8. 1. 1841, Nr. 230

16. 1. 1841, Nr. 231

21. 1. 1841, Nr. 232

5. 2. 1841, Nr. 233

19. 2. 1841, Nr. 236

24. 2. 1841, Nr. 238

20. 4. 1841, Nr. 245

5. 5. 1841, Nr. 246

20. 5. 1841, Nr. 247

1. 6. 1841, Nr. 249

16. 6. 1841, Nr. 252
3. 8. 1841, Nr. 254
23/25. 11. 1841, Nr. 268
Ende November 1841, Nr. 270
16. 12. 1841, Nr. 273
27. 12. 1841, Nr. 277
18. 1. 1842, Nr. 283
8. 2. 1842, Nr. 286
25. 3. 1842, Nr. 295
26. 4. 1842, Nr. 301
2. 5. 1842, Nr. 303
9. 5. 1842, Nr. 305
28. 5. 1842, Nr. 308
19. 9. 1842, Nr. 322
23. 10. 1842, Nr. 327
11. 11. 1842, Nr. 332
15. 11. 1842, Nr. 333
20. 11. 1842, Nr. 334
30. 11. 1842, Nr. 338
18. 12. 1842, Nr. 342
29. 12. 1842, Nr. 345
22. 1. 1843, Nr. 350
9. 5. 1843, Nr. 360
8. 6. 1843, Nr. 370
30. 6. 1843, Nr. 373
2. 1. 1844, Nr. 389
Januar 1844, Nr. 391
20.2. 1844, Nr. 397
5. 3. 1844, Nr. 398
11. 3. 1844, Nr. 399
15. 3. 1844, Nr. 400
13. 4. 1844, Nr. 406
26. 4. 1844, Nr. 408
30. 4. 1844, Nr. 410
19. 5. 1844, Nr. 415
22. 5. 1844, Nr. 416
15. 6. 1844, Nr. 418
5. 7. 1844, Nr. 423
9. 7. 1844, Nr. 425
12. 7. 1844, Nr. 427
14. 7. 1844, Nr. 428
28. 8. 1844, Nr. 435

2. 9. 1844, Nr. 436
4. 10. 1844, Nr. 441
12. 10. 1844, Nr. 443
15. 11. 1844, Nr. 454
22. 11. 1844, Nr. 457
7. 1. 1845, Nr. 475
27. 1. 1845, Nr. 476
7. 2. 1845, Nr. 477
14. 2. 1845, Nr. 479
25. 2. 1845, Nr. 481
14. 3. 1845, Nr. 484
12. 5. 1845, Nr. 490
7. 6. 1845, Nr. 493
29. 7. 1845, Nr. 497
22. 8. 1845, Nr. 501
29. 8. 1845, Nr. 502
16. 9. 1845, Nr. 504
19. 9. 1845, Nr. 505
21. 9. 1845, Nr. 506
23. 12. 1845, Nr. 511
18. 1. 1846, Nr. 513
10. 2. 1846, Nr. 515
27. 2. 1846, Nr. 516
5. 4. 1846, Nr. 517
9. 6. 1846, Nr. 520
17. 6. 1846, Nr. 521
30. 6. 1846, Nr. 523
2. 7. 1846, Nr. 525
8. 8. 1846, Nr. 529
16. 8. 1846, Nr. 530
5. 9. 1846, Nr. 531
30. 9. 1846, Nr. 532
9. 10. 1846, Nr. 533
6. 11. 1846, Nr. 537
20. 11. 1846, Nr. 538
24. 11. 1846, Nr. 539
8. 12. 1846, Nr. 542
17. 12. 1846, Nr. 543
22. 12. 1846, Nr. 544
27. 12. 1846, Nr. 545
2. 1. 1847, Nr. 547
20. 1. 1847, Nr. 551

22. 1. 1847, Nr. 552
 26. 1. 1847, Nr. 553
 1. 2. 1847, Nr. 554
 16. 4. 1847, Nr. 558
 11. 5. 1847, Nr. 559
 14. 5. 1847, Nr. 560
 28. 5. 1847, Nr. 561
 18. 6. 1847, Nr. 563
 30. 7. 1847, Nr. 564
 18. 8. 1847, Nr. 565
 28. 9. 1847, Nr. 566
 19. 10. 1847, Nr. 567
 29. 10. 1847, Nr. 568
 5. 11. 1847, Nr. 569
 8./16. 11. 1847, Nr. 570
 24. 12. 1847, Nr. 572
 25. 1. 1848, Nr. 573
 1. 2. 1848, Nr. 574
 3. 3. 1848, Nr. 575
 28. 4. 1848, Nr. 580
 30. 5. 1848, Nr. 582
 5. 6. 1848, Nr. 583
 7. 6. 1848, Nr. 587
 22. 6. 1848, Nr. 589
 8. 8. 1848, Nr. 594
 16. 8. 1848, Nr. 596
 24. 8. 1848, Nr. 597
 3. 9. 1848, Nr. 600
 28. 9. 1848, Nr. 602
 7. 10. 1848, Nr. 604
 31. 10. 1848, Nr. 609
 23. 12. 1848, Nr. 612
 28. 12. 1848, Nr. 613
 20. 4. 1849, Nr. 617
 3. 8. 1849, Nr. 622
 13. 11. 1849, Nr. 625
 21. 12. 1849, Nr. 628
 1. 2. 1850, Nr. 629
 14. 2. 1850, Nr. 630
 7. 5. 1850, Nr. 636
 28. 5. 1850, Nr. 639
 18. 10. 1850, Nr. 646

1./4. 11. 1850, Nr. 648
10. 11. 1850, Nr. 649
26. 11. 1850, Nr. 651
30. 12. 1850, Nr. 655
16. 1. 1851, Nr. 657
7. 2. 1851, Nr. 659
10. 2. 1851, Nr. 661
18. 2. 1851, Nr. 662
6. 3. 1851, Nr. 663
28. 3. 1851, Nr. 667
7. 4. 1851, Nr. 668
4. 5. 1851, Nr. 670
18. 5. 1851, Nr. 671
25. 6. 1851, Nr. 676
31. 10. 1851, Nr. 682
4. 11. 1851, Nr. 683
2. 12. 1851, Nr. 686
16. 12. 1851, Nr. 690
23. 12. 1851, Nr. 691
27. 12. 1851, Nr. 692
6. 1. 1852, Nr. 693
9. 1. 1852, Nr. 694
12. 1. 1852, Nr. 695
16. 1. 1852, Nr. 696
17. 1. 1852, Nr. 697
20. 1. 1852, Nr. 698
23. 1. 1852, Nr. 699
23./24. 1. 1852, Nr. 700
26. 1. 1852, Nr. 701
27. 01. 1852, Nr. 703
28. 1. 1852, Nr. 704
30. 1. 1852, Nr. 705
31. 1. 1852, Nr. 706
1. 2. 1852, Nr. 707
11. 2. 1852, Nr. 708
12. 2. 1852, Nr. 709
15. 2. 1852, Nr. 710
19. 2. 1852, Nr. 712
27. 2. 1852, Nr. 714
27. 2. 1852, Nr. 715
5. 3. 1852, Nr. 718
5. 3. 1852, Nr. 719

12. 3. 1852, Nr. 720
Anfang April 1852, Nr. 723
 10. 4. 1852, Nr. 725
 17. 4. 1852, Nr. 726
 3. 8. 1852, Nr. 736
 14. 8. 1852, Nr. 737
 25./28. 8. 1852, Nr. 739
 10. 9. 1852, Nr. 740
 5. 10. 1852, Nr. 744
 2. 11. 1852, Nr. 746
 26. 11. 1852, Nr. 750
 19. 12. 1852, Nr. 752
 19. 1. 1853, Nr. 755
 31. 1. 1853, Nr. 757
 5. 4. 1853, Nr. 765
 10./11. 4. 1853, Nr. 766
 4. 5. 1853, Nr. 768
 8. 5. 1855, Nr. 807
 11. 5. 1855, Nr. 808
 6. 7. 1855, Nr. 810
 19. 7. 1855, Nr. 811
 30. 7. 1855, Nr. 813
 6. 12. 1856, Nr. 823
 12. 12. 1856, Nr. 825
 28. 2. 1857, Nr. 830
 4. 3. 1857, Nr. 831
 13. 3. 1858, Nr. 855
 19. 5. 1845, Nr. 1194 (490 a)
 27. 10. 1865, Nr. 1064
 15. 11. 1865, Nr. 1070
 30. 3. 1866, Nr. 1089
 17. 11. 1868, Nr. 1144
 Wendt, Mathilde F.
 3. 10. 1869, Nr. 1156
 12. 1. 1870, Nr. 1160
 Wolff, Georg
 9. 3. 1919, Nr. 91 (A)
 Wuzer, Heinrich
 10. 5. 1858, Nr. 858
 Zimmermann, Ida
 4. 5. 1857, Nr. 1199 (834 a)

Zu Lebzeiten erschienene Schriften
und Beiträge Ludwig Feuerbachs¹

SW	Ludwig Feuerbach: Sämtliche Werke, 10 Bde., Leipzig: Otto Wigand 1846-1866.
BwN	Karl Grün: Ludwig Feuerbach in seinem Briefwechsel und Nachlaß sowie in seiner Philosophischen Charakterentwicklung, 2 Bde., Leipzig – Heidelberg: C. F. Wintersche Verlagshandlung 1874.
SW B/J	Ludwig Feuerbachs sämtliche Werke. Neu hrsg. von Wilhelm Bolin und Friedrich Jodl, 10 Bde., Stuttgart: Fr. Frommann 1903-1911.
GW	Ludwig Feuerbach. Gesammelte Werke. Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Werner Schuffenhauer, Berlin: Akademie Verlag 1967 ff.
Neue Daten	Werner Schuffenhauer: Neue Daten zum Corpus der Schriften Ludwig Feuerbachs. In: Hans-Jürg Braun/Hans-Martin Sass/Werner Schuffenhauer/Francesco Tomasoni, (Hrsg.): Ludwig Feuerbach und die Philosophie der Zukunft, Berlin 1990, S. 763-785.

De ratione una, universali, infinita. Dissertatio inauguralis

¹ Bearb. unter Benutzung von: Ludwig Feuerbach, Briefwechsel, hrsg. v. W. Schuffenhauer, Leipzig: Ph. Reclam jun. 1963, S. 359-365, Ludwig Feuerbach, Gesammelte Werke, hrsg. v. Werner Schuffenhauer, Berlin: Akademie Verlag 1967 ff., Vorbemerkungen zu den Bänden 1-12, sowie H.-M. Sass, SW B/J, Bd. 11, Bibliographie, S.341-346, und Cl. Cesa, Introduzione a Feuerbach, (I Filosofi, 28), Editori Laterza 1978, S. 176-182 (Die von Cl. Cesa vermutete gemeinsame bzw. zeitgleiche Auffindung einiger bis dahin unbekannter Publikationen Feuerbachs durch W. Schuffenhauer/W.Harich und A. Zanardo, in „Annali Feltrinelli 1970“, S. 346, erklärt sich aus unserer Kooperation mit A. Zanardo, dem W. Schuffenhauers Manuskript vorlag.)

philosophica Auctore Ludovico Andreas Feuerbach, phil. doct.
Erlangae MDCCCXXVIII.

[Über die eine, allgemeine, unendliche Vernunft] – Habilitationsschrift.

BwN 1, S. 207-214 (Auszug aus der lateinischen Dissertation de Ratione, Erlangen 1828)

SW B/J 4, S. 299-356 (Auszug; in deutscher Übersetzung)

GW 1, S. 1-173 (Lateinisch-Deutsch, Textvergleich mit der hs. eingereichten Promotionsschrift: De infinitate, unitate atque communitate reationis [Über die Unendlichkeit, Einheit und Allgemeinheit der Vernunft]. Erlangen 1828.)

Morgengruß zweier Freunde. (Verse aus dem Stegreif.) 1828.

Der Zuschauer an der Pegnitz, Nürnberg, Nr. 11 vom 7. Dezember 1829, S. 87-88.

[Neue Daten, S. 770-771 und S. 780 ?]

Gedanken über Tod und Unsterblichkeit aus den Papieren eines Denkers, nebst einem Anhang theologisch-satirischer Xenien [später: Distichen], [anonym] herausgegeben von einem seiner Freunde. Nürnberg: J. A. Stein 1830.

SW 3, S. 1-149.

SW B/J 1, S. 1-90 (Todesgedanken, 1830); S. 261-262 (Belegstellen aus Lichtenberg); S. 261S. 367-374 (Anhang: Satirisch theologische Distichen, 1830). GW 1, S. 175-515.

Der Ursprung des Bösen nach Jakob Böhme. [Vorabdruck aus „Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza, Ansbach 1833, § 52“] In: Athene. Eine Zeitschrift für die philosophischen und historischen Wissenschaften, hrsg. von einem Vereine von Gelehrten, redigiert von Chr. Kapp, 1. Bd., 3. Heft, Kempten 1832, S. 180-190.

Ludwig Feuerbach, Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Erich Thies. Bd. 2: Kritiken und Abhandlungen I (1832-1839), Frankfurt (Main): Suhrkamp 1975, S. 7-15.

GW 1, S. 517-531 – Siehe auch GW 2, S. 209-218.

Geschichte der neuern Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza. Ansbach: C. Brügel 1833; Leipzig: O. Wigand 1844 und 1847.

SW 4.
SW B/J 3.
GW 2.

Abälard und Héloise oder Der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen. Ansbach: C. Brügel 1834; Leipzig: O. Wigand 1844; New York 1853.

SW 3.

SW B/J 1, S. 263-366 (Der Schriftsteller und der Mensch. Eine Reihe humoristisch-philosophischer Aphorismen, 1834)

GW 1, S. 533-638.

(Rezension:) „Hegel. Sendschreiben an den Hrn. Dr. C. F. Bachmann.“ Von Dr. K. Rosenkranz. Königsberg 1834. 140 S. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Hrsg. von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin, Berlin: Duncker und Humblot 1835, April 1835, Nr. 64 (Sp. 521-525) und Nr. 65 (Sp. 529-535).

GW 8, S. 3-13, vgl. ebenda, S. X-XI und weiter unten „Kritiken auf dem Gebiete der Philosophie ...“.

(Rezension:) „Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Ein Versuch, das wissenschaftliche Fundament der Philosophie historisch zu erörtern.“ Von J. Kuhn. Mainz 1834. 558 S. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Mai 1835, Nr. 90 (Sp. 729-736).

SW 2, S. 83-91. (Überschrift: „Jacobi und die Philosophie seiner Zeit.“ Von J. Kuhn.)

SW B/J 2, S. 80-88. (Jacobi und die Philosophie seiner Zeit. Von J. Kuhn, 1835.)

GW 8, S. 14-23.

(Rezension:) „Die Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht.“ Von Friedr. Jul. Stahl. Erster Band: „Die Genesis der gegenwärtigen Rechtsphilosophie.“ Heidelberg 1830. XVI, 362 S. Zweiter Band: „Christliche Rechts- und Staatslehre.“ Erste Abteilung, Heidelberg 1833. XVI. 344 S. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Juli 1835, Nr. 1 (Sp. 1-7), Nr. 2 (Sp. 9-16) und Nr. 3 (Sp. 17-20).

SW 1, S. 108-127 (Überschrift: I. Kritik der „christlichen Rechts- und Staatslehre.“ (Von Fr. Jul. Stahl 1833) 1835; leicht gekürzt und überarbeitet.)

SW B/J 7, S. 109-128.

GW 8, S. 24-43.

(Rezension:) Hegels Werke. Vollständige Ausgabe. XIII. u. XIV. Bd. Hegels Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Dr. Carl Ludwig Michelet. I. Bd. XVIII, 418. II. Bd. 586, Berlin 1833. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, September 1835, Nr. 46 (Sp. 369-376), Nr. 47 (Sp. 377-381) und Nr. 48 (Sp. 385-389).

SW 2, S. 1-17 (Überschrift: Hegels Geschichte der Philosophie.)

SW B/J 2, S. 1-17 (Hegels Geschichte der Philosophie, 1835.)

GW 8, S. 44-61.

Kritiken auf dem Gebiete der Philosophie. Von Ludwig Feuerbach, Privatdocenten der Philosophie. Erstes Heft. Kritik des „Anti-Hegels“. Zur Einleitung in das Studium der Philosophie. Ansbach: C. Brügel 1835; Leipzig: Herbig 1835; Leipzig: O. Wigand 1844.

SW 2, S. 18-82 (Überschrift: Kritik des „Antihegel“)

SW B/J 2, S. 17-80 (Kritik des „Antihegel“, 1835)

GW 8, S. 62-127.

(Rezension:) 1) „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie.“ Ersten Bandes erste Abteilung: „Darstellung und Kritik der Philosophie des Cartesius nebst einer Einleitung in die Geschichte der neuern Philosophie.“ Von Dr. Joh. Erdmann. Riga und Dorpat 1834. X, 336. – 2) „Cartesius und seine Gegner. Ein Beitrag zur Charakteristik der philosophischen Bestrebungen unserer Zeit.“ Von Dr. C. F. Hock. Wien 1835. IV, 114. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, April 1836, Nr. 72 (Sp. 573 bis 576) und Nr. 73 (Sp. 577-580).

SW 2, S. 92-99.

SW B/J 2, S. 89-96 (Zwei Schriften über Descartes 1) Geschichte der neueren Philosophie. Von Dr. J. E. Erdmann 2) Cartesius und seine Gegner. Von Dr. C. F. Hock, 1836)

GW 8, S. 128-136.

Geschichte der neuern Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnizschen Philosophie. Ansbach: C. Brügel 1837; Leipzig: O. Wigand 1844 und 1848.

SW 5.

SW B/J 4, S. 1-295 (Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibniz'schen Philosophie. Zur neueren Philosophie und ihrer Geschichte.)

GW 3.

(Rezension:) „Die Idee der Freiheit und der Begriff des Gedankens.“ Von Dr. K. Bayer. Nürnberg 1837. 1 1/3 Tlr. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst. Hrsg. von Dr. A. Ruge und Th. Echtermeyer. Leipzig: O. Wigand 1838, Nr. 6 vom 6. Januar 1838 (Sp. 46-48) und Nr. 7 vom 8. Januar 1838 (Sp. 51-56).

SW 2, S. 116-125 („Die Idee der Freiheit.“ Von K. Bayer)

SW B/J 2, S. 111-120 (Die Idee der Freiheit. Von K. Bayer, 1838)

GW 8, S. 137-148.

(Rezension:) Zur Kritik des Empirismus. „Kritik des Idealismus und Materialien zur Grundlage des apodiktischen Realrationalismus.“ Von F. Dorguth, Geh. Justiz- und Oberlandsgerichtsrat. gr. 8. Magdeburg 1837. Heinrichshofen. (17 1/2 B. 1 1/3 Tlr.) In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 73 vom 26. März 1838 (Sp. 582-584), Nr. 74 vom 27. März 1838 (Sp. 588-592) und Nr. 75 vom 28. März 1838 (Sp. 597 bis 600). SW 2, S. 137-152 (II. Kritik der christlichen oder „positiven“ Philosophie. [Ueber das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, von Dr. Sengler, ord. Prof. der Philos. 1837], 1838)

SW B/J, S. 131-145 (Kritik des Idealismus. Von F. Dorguth, 1838)

GW 8, S. 149-164.

(Rezension:) „Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neuern Philosophie.“ Erster Band der zweiten Abteilung: „Malebranche, Spinoza und die Skeptiker und Mystiker des XVII. Jahrhunderts. Darstellung und Kritik ihrer Systeme.“ Von Dr. J. E. Erdmann, 1836. XXII, 257. Beilagen CX. In: Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, Berlin, Nr. 67 (Sp. 534-536), Nr. 68 (Sp. 537-542) und Nr. 69 (Sp. 545-551).

SW 2, S. 100-115.

SW B/J S. 96-111 (Geschichte der neueren Philosophie. Von Dr. Joh. Ed. Erdmann, 1838)

GW 8, S. 165-180.

(Rezension:) Zur Kritik der „positiven Philosophie“. „Über das Wesen und die Bedeutung der speculativen Philosophie und Theologie in der gegenwärtigen Zeit, mit besonderer Rücksicht auf die Religionsphilosophie. Spezielle Einleitung in die Philosophie und spekulative Theologie.“ Von Dr. Sengler, ord. Prof. der Philos., Heidelberg 1837. In: Hallische Jahrbücher für deut-

sche Wissenschaft und Kritik, Dezember 1838, Nr. 289 vom 3. Dezember 1838 (Sp. 2305-2311), Nr. 290 vom 4. Dezember 1838 (Sp. 2313-2316), Nr. 291 vom 5. Dezember 1838 (Sp. 2321-2324), Nr. 292 vom 6. Dezember 1838 (Sp. 2329-2333) und Nr. 293 vom 7. Dezember 1838 (Sp. 2337-2340).

SW 1, S. 128-154.

SW B/J 7, S. 128-153.

GW 8, S. 181-207.

Pierre Bayle nach seinen für die Geschichte der Philosophie und Menschheit interessanten Momenten, dargestellt und gewürdigt. Ansbach: C. Brügel 1838, Leipzig: O. Wigand 1844 und 1848.

SW 6.

SW B/J 5 (Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit)

GW 4 (Pierre Bayle. Ein Beitrag zur Geschichte der Philosophie und Menschheit)

Der wahre Gesichtspunkt, aus welchem der „Leo-Hegelsche Streit“ beurteilt werden muß; in Beziehung auf die in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ hierüber enthaltenen Artikel. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 61 vom 12. März 1839 (Sp. 481-488) und Nr. 62 vom 13. März 1839 (Sp. 489-499).

GW 8, S. 208-218.

Über Philosophie und Christentum in Beziehung auf den der Hegelschen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit. Mannheim: Hoff- und Heusersche Buchdruckerei 1839, Leipzig: O. Wigand 1839.

SW 1, S. 42-107 und SW 2, S. 179-184 (Vorrede; Titel: „Ueber Philosophie und Christenthum“).

SW B/J 7, S. 41-103 und S. 104-109 (gekürzt; Titel: Zur Charakterisierung der Schrift: Ueber Philosophie und Christenthum, 1839)

GW 8, S. 219-292.

Über das Wunder, 1839. In: Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben. Eine Monatsschrift für das gebildete Deutschland, Nürnberg, Mai 1839, S. 1-55.

SW 1, S. 1-41.

SW B/J 7, S. 1-41.

GW 8, S. 293-340.

An Carl Riedel. Zur Berichtigung seiner Skizze. In: Athenäum für Wissenschaft, Kunst und Leben. Eine Monatsschrift für das gebildete Deutschland, Nürnberg, Mai 1839, S. 50-64.

SW 2, S. 167-178 (L. Feuerbach an C. Riedel)

SW B/J 2, S. 392-403 (Brief an C. Riedel, 1839)

GW 9, S. 3-15.

Zur Kritik der Hegelschen Philosophie. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 208 vom 30. August 1839 (Sp. 1657-1660), Nr. 209 vom 31. August 1839 (Sp. 1665-1668), Nr. 210 vom 2. September 1839 (Sp. 1673-1677), Nr. 211 vom 3. September 1839 (Sp. 1681-1684), Nr. 212 vom 4. September 1839 (Sp. 1689-1693), Nr. 213 vom 5. September 1839 (Sp. 1697-1702), Nr. 214 vom 6. September 1839 (Sp. 1705-1709), Nr. 215 vom 7. September 1839 (Sp. 1715 bis 1718) und Nr. 216 vom 9. September 1839 (Sp. 1721 bis 1725).

SW 2, S. 185-232.

SW B/J 2, S. 158-204.

GW 9, S. 16-62.

(Rezension:) „Dr. Christian Kapp und seine literarischen Leistungen. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, Leipzig 1839 bei Brockhaus, Mannheim bei Bensheimer. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 297 vom 12. Dezember 1839 (Sp. 2369-2376) und Nr. 298 vom 13. Dezember 1839 (Sp. 2379-2384).

SW 2, S. 153-166. (Christian Kapp und seine literarischen Leistungen; gegenüber der Erstveröffentlichung in den Hallischen Jahrbüchern gekürzt)

SW B/J 2, S. 145-158 (Christian Kapp und seine litterarischen Leistungen, 1839)

GW 9, S. 63-79.

Das Pathos der Kritik und die Kritik der u n r e i n e n Vernunft. Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 12 vom 14. Januar 1840, (Sp. 93-94). Wastebook. 7.

GW 9, S. 80-81. (Auszug aus einem Brief Ludwig Feuerbachs an Arnold Ruge; einleitender und abschließender Zusatz von Ruge. – Siehe auch GW 18, S. 6-8.)

(Rezension:) Dr. Karl Bayer, „Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend.“ Erlangen 1839. Bei Palm. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissen-

schaft und Kunst, Nr. 85 vom 8. April 1840 (Sp. 676-680), Nr. 86 vom 9. April 1840 (Sp. 685-688) und Nr. 87 vom 10. April 1840 (Sp. 691-696).

SW 2, S. 126-136. (Überschrift: „Über den Begriff des sittlichen Geistes.“ Von Dr. Karl Bayer.)

SW B/J, S. 121-130 (Ueber den Begriff des sittlichen Geistes. Von Dr. Karl Bayer, 1840)

GW 9, S. 82-99.

(Rezension:) E. C. J. Lützelberger, 1) „Grundzüge der Paulinischen Glaubenslehre. Ein theologisch-exegetischer Versuch.“ Nürnberg 1839. – 2) „Die kirchliche Tradition über den Apostel Johannes und seine Schriften, in ihrer Grundlosigkeit nachgewiesen.“ Leipzig 1840. Verlag von Brockhaus. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 231, vom 25. September 1840 (Sp. 1841-1845) und Nr. 232 vom 26. September 1840 (Sp. 1849-1856).

SW B/J 7, S. 178-193.

GW 9, S. 100-114.

Das Wesen des Christentums. Leipzig: O. Wigand 1841; 2. verm. Aufl. 1843; 3., umgearb. und verm. Aufl. 1849.

SW 7.

BwN 1, S. 412-413 (Zweite Auflage des „Wesen des Christenthums“. Zusätze zur Vorrede 1843)

SW B/J 6 und SW B/J 7, S. 275-294 (Vorrede zur zweiten Auflage vom „Wesen des Christenthums“, 1843)

GW 5.

Ein kurzes Wort gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus, 1841. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 92 vom 17. April 1841, S. 367-368.

GW 22, S. 414

Zur Charakteristik des modernen Afterchristentums. Herr Dr. Nepomuk von Ringseis oder Hippokrates in der Pfaffenkutte. In: Hallische Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst, Nr. 131 vom 2. Juni 1841, S. 521-525, Nr. 132 vom 3. Juni 1841, S. 525-528, Nr. 133 vom 4. Juni 1841, S. 529-531 und Nr. 134 vom 5. Juni 1841, S. 533-535.

SW 1, S. 155-180. (Überschrift: III. Kritik der christlichen Medicin. (System der Medicin. Ein Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie, zugleich ein Versuch zur Reformation und

Restauration der medicinischen Theorie und Praxis. Von Dr. J. N. von Ringseis, königl. baier. Obermedicinalrath, Ritter des Civilverdienstordens der baierischen Krone. 1841.)

SW B/J 7, S. 154-178.

GW 9, S. 115-142.

(Rezension:) Einige Bemerkungen über den „Anfang der Philosophie“ von Dr. J. F. Reiff.

In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Nr. 150 vom 23. Dezember 1841, S. 597-600.

SW 2, S. 233-243 (Überschrift: Ueber den „Anfang der Philosophie“; gekürzte Fassung)

SW B/J 2, S. 205-115 (Ueber den „Anfang der Philosophie“, 1841)

GW 9, S. 143-153.

Erklärung vom Verfasser des „Hippokrates in der Pfaffenkutte“.

In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Nr. 3 vom 5. Januar 1842, S. 12.

GW 9, S. 154-155.

(Rezension:) Über den Marienkultus. „Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach spanischen, italienischen, lateinischen und deutschen Relationen und Originalpoesien.“ Durch Eusebius Emmeran. In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Nr. 10 vom 13. Januar 1842, S. 37-40 und Nr. 11 vom 14. Januar 1842, S. 41-44.

SW 1, S. 181-199 (Ueber den Mariencultus. Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte durch Eusebius Emmeran. 1841, 1842)

SW B/J 7, S. 195-211.

GW 9, S. 156-176.

Beleuchtung der in den „Theologischen Studien und Kritiken“ (Jahrgang 1842, I. Heft) enthaltenen Rezension meiner Schrift: „Das Wesen des Christentums“. In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Nr. 17 vom 21. Januar 1842, S. 65-68, Nr. 18 vom 22. Januar 1842, S. 69-72, Nr. 19 vom 24. Januar 1842, S. 73-74, Nr. 20 vom 25. Januar 1842, S. 77-79, Nr. 21 vom 26. Januar 1842, S. 81-84 und Nr. 22 vom 27. Januar 1842, S. 85-88.

SW 1, S. 200-248 (Beleutung einer theologischen Recension vom „Wesen des Christenthums“, 1842)

SW B/J 7, S. 212-258.

GW 9, S. 177-228.

Zur Beurteilung der Schrift „Das Wesen des Christentums“. In: Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst, Nr. 39 vom 16. Februar 1842, S. 154-155 und Nr. 40 vom 17. Februar 1842, S. 157-159.

SW 1, S. 248-258 (Zur Beurteilung der Schrift: „das Wesen des Christentums“, 1842)

SW B/J 7, S. 265-275.

GW 9, S. 229-242.

Vorläufige Thesen zur Reformation der Philosophie und Publizistik von Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, . In: Anekdoten zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik von Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Friedrich Köppen, Karl Nauwerk, Arnold Ruge und einigen Ungenannten. Hrsg. von Arnold Ruge, Zürich-Winterthur 1843, 2. Bd., S. 62-86.

SW 2, S. 244-268 (Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie)

SW B/J 2, S. 222-244 (Vorläufige Thesen zur Reform der Philosophie, 1842)

GW 9, S. 243-263.

[Anonym:] Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach. In: Anekdoten zur neuesten deutschen Philosophie und Publizistik von Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Friedrich Köppen, Karl Nauwerk, Arnold Ruge und einigen Ungenannten. Hrsg. von Arnold Ruge, Zürich-Winterthur 1843, 2. Bd., S.206-208.

(Vgl. H.-M. Sass, Feuerbach statt Marx. Zur Verfasserschaft des Aufsatzes „Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach“, in: International Review of Social History, [1976], S. 108 ff.; Inge Taubert/Werner Schuffenhauer, Marx oder Feuerbach? Zur Verfasserschaft von „Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach“, in: Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften der DDR 1973, Nr. 20, Berlin 1975, Glashütten i. T. 1975, S. 32 ff. W. Schuffenhauer, Karl Marx und die philosophischen Quellen des Marxismus im Spiegel der Marx-Engels-Edition. In: Buchstabe und Geist. Zur Überlieferung und Edition philosophischer Texte. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland hrsg. Von W. Jaeschke, W. G. Jacobs, H. Krings und H. Schepers. Hamburg 1987, S. 147-157.

Grundsätze der Philosophie der Zukunft, Zürich-Winterthur 1843.
SW 2, S. 269-346.
SW B/J 2, S. 245-320 (Grundsätze der Philosophie der Zukunft, 1843)
GW 9, S. 264-341.

F[euerbach] an R[uge], Bruckberg, im Juni 1843. In: Deutsch-
französische Jahrbücher, Paris 1844, S. 35.
GW 9, S. 342-343 (Siehe auch GW 18, S. 273-274)

Andenken an Eduard August Feuerbach, Ansbach: C. Brügel (o.
J. [1843]).
BwN 1, S. 413-414 (Auszug aus „Andenken an Eduard August
Feuerbach“, 1843)
GW 9, S. 344-352.

Das Wesen des Glaubens im Sinne Luthers. Ein Beitrag zum
„Wesen des Christentums“. Leipzig: O. Wigand 1844; (gekürzt:
Vorwärts. Pariser Deutsche Zeitung, Paris, August 1844, Nr. 63
vom 24. August 1844 – Nr. 87 vom 30. Oktober 1844).
SW 1, S. 259-325 (Das Wesen des Glaubens im Sinne Luther's,
1844)
SW B/J 7, S. 311-375.
GW 9, S. 353-412.

Der Unterschied der heidnischen und christlichen Menschen-
vergötterung, 1844. In: SW 1, S. 326-333.
SW B/J 7, S. 375-382.
GW 9, S. 413-419.

Merkwürdige Äußerungen Luthers nebst Glossen, 1844. In: SW
1, S. 334-341.
SW B/J 7, S. 382-389.
GW 9, S. 420-426.
Über das „Wesen des Christentums“ in Beziehung auf den
„Einzigsten und sein Eigentum“.
In: Wigands Vierteljahresschrift, Leipzig: O. Wigand 1845, 2.
Bd., S. 193-205.
SW 1, S. 342-359.
SW B/J 7, S. 294-310.
GW 9, S. 427-441.

Das Wesen der Religion. In: Die Epigonen, 1. Bd., Leipzig: O.

Wigand 1846, S. 116-178.
SW 1, S. 410-486 (Das Wesen der Religion, 1845). Leipzig: O. Wigand 1849.
SW B/J 7, S. 433-505.
GW 10, S. 3-79.

Ergänzungen und Erläuterungen zum „Wesen der Religion“, 1845. SW 1, S. 360-409.
SW B/J 7, S. 390-433.
GW 10, S. 80-121.

Vorwort zu L. Feuerbachs Sämtliche Werke. Erster Band Erläuterungen und Ergänzungen zum Wesen des Christentums (= SW 1). Leipzig: O. Wigand 1846. S. XVI.
SW B/J, S. 403-411 (Aus dem Vorwort zur ersten Gesamtausgabe, 1846)
GW 10, S. 181-190.

Wider den Dualismus von Leib und Seele, Fleisch und Geist, 1846. In: SW 2, S. 347-379.
SW B/J 2, S. 326-357.
GW 10, S. 122-150.

Fragmente zur Charakteristik meines philosophischen curriculum vitae, 1846. IN: SW 2, S. 380-414.
SW B/J 2, S. 358-391 (Fragmente zur Charakteristik meines philosophischen Entwicklungsgangs)
GW 10, S. 151-180.

Vorwort zu L. Feuerbachs Sämtliche Werke. Zweiter Band: Philosophische Kritiken und Grundsätze (= GW 2). Leipzig: O. Wigand 1846, S. V-VI.
SW B/J
GW 10, S. 191.

Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie. Über meine „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit.“ Nachträgliche Bemerkungen, 1846. In: SW 3, S. 263-408.
SW B/J 1, S. 91-214 (Die Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkt der Anthropologie, 1846); S. 246-261 (Nachträgliche Bemerkungen und Belege).
GW 10, S. 192-323.

Paul Johann Anselm von Feuerbach und seine Söhne. In: Wigands Conversations-Lexikon. Für alle Stände, Bd. 5, Leipzig 1847, 9. Auflage, S. 35-39.
GW 10, S. 324-332.

(Rezension:) Über „Das Wesen der Religion“ in Beziehung auf „Feuerbach und die Philosophie. Ein Beitrag zur Kritik beider von R. Haym, 1847. Ein Bruchstück. In: Die Epigonen, 5. Bd., Leipzig: O. Wigand 1848, S. 165-177.
BwN 1, S. 421-435.
SW B/J 7, S. 506-520.
GW 10, S. 333-346.

An Karl Riedel, 26. April 1848. In: Münchener Zeitung, Nr. 25 vom 3. Mai 1848, S. 149-150.
GW 22, S. 422

Döllinger und die Preßfreiheit, April 1850.
Mittelfränkische Zeitung. Fränkischer Kurier, Nr. 95 vom 5. April 1850.
GW 22, S. 424

Die Naturwissenschaft und die Revolution. In: Blätter für literarische Unterhaltung, Leipzig: H. Brockhaus, Nr. 268. vom 8. November 1850 (S. 1069-1071), Nr. 269 vom 9. November 1850 (S. 1073-1074), Nr. 270 vom 11. November 1850 (S. 1077-1079) und Nr. 271 vom 12. November 1850 (S. 1081-1083).
BwN 2, S. 73-92.
SW B/J 10, S. 3-24.
GW 10, S. 347-368.

Vorlesungen über das Wesen der Religion. Nebst Zusätzen und Anmerkungen. Leipzig: O. Wigand 1851.
SW 8.
SW B/J 8.
GW 6.

Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbachs Leben und Wirken veröffentlicht von seinem Sohne Ludwig Feuerbach. 2 Bde., Leipzig: O. Wigand 1852; 2., verm. Ausg., 2 Bde., Leipzig: J. J. Weber 1853 (Titel: Paul Johann Anselm Ritter von Feuerbachs Biographischer Nachlaß)

Paul Joh. Anselm Ritter von Feuerbach. In: Allgemeine deutsche Realenzyklopädie für gebildete Stände. Konversationslexikon, 10., verb. und verm. Aufl., Bd. 6, Leipzig: F. A. Brockhaus 1852, S. 34-36 und Wigands Conversations-Lexikon. Für alle Stände. Band 6, Leipzig 1852, 10. Auflage, S. 34-36.
GW 11, S. 3-8

Ludwig Feuerbach. In: Wigands Conversations-Lexikon. Für alle Stände: Band 6, Leipzig 1852, 10. Auflage, S.36.
GW 11, S. 9-10.

Theogonie nach den Quellen des klassischen, hebräischen und christlichen Altertums. Leipzig: O. Wigand 1866 (Titel: Der Ursprung der Götter nach den Quellen des klassischen und christlichen Altertums)
SW 9.
SW B/J 9, S. 1-329 und S. 350-364 (Epilog), S. 365-415.
GW 7.

(Rezension:) Spiritualismus und Sensualismus. „System der Rechtsphilosophie.“ Von Ludwig Knapp, Erlangen 1857. In: Das Jahrhundert. Zeitschrift für Politik und Literatur, Hamburg: O. Meißner 1858, Nr. 26, S. 410-412.
BwN 2, S. 96-101.
SW B/J 10, S. 25-31.
GW 11, S. 11-16.

Dr. Friedrich Wilhelm Heidenreich, praktischer Arzt, geb. 1798, gestorben 6. Dezember 1857 zu Ansbach. In: Das Jahrhundert. Zeitschrift für Politik und Literatur, Hamburg: O. Meißner 1858, Nr. 27, S. 421-425.
BwN 2, S. 101-108.
SW B/J 10, S. 32-40.
GW 11, S. 17-25.

Das Geheimnis des Opfers. Oder: Der Mensch ist, was er ißt, 1862. In: SW 10, Leipzig: O. Wigand 1866, S. 1-35.
SW B/J 10, S. 41-67.
GW 11, S. 26-52.

Über Spiritualismus und Materialismus, besonders in Beziehung auf die Willensfreiheit. 1866. In: SW 10, S.37 bis 204.

SW B/J 10, S. 91-229.

GW 11, S. 53-186.

[Anonym:] [Friedrich] Feuerbachs „Gedanken und Tatsachen“ [Hamburg 1862]. In: Fränkischer Kurier (Mittelfränkische Zeitung.), XXX. Jahrgang, Nr. 26-30, Nürnberg, 26.-30. Januar 1863.

Werner Schuffenhauer, Ludwig Feuerbach stellt des Bruders Schrift „Gedanken und Thatsachen“ 1862, vor. In: Aufklärung und Kritik, Nürnberg 1999, Sonderheft 3, S. 99-109.

Zur Unsterblichkeitsfrage vom Standpunkte der Anthropologie. Oder Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den, insbesondere volks- und altertümlichen, Unsterblichkeitsvorstellungen. 1866. In: SW 10, S. 205 bis 244.

SW B/J 1, S. 215-245 (Kritik der gewöhnlichen Erklärungen von den, insbesondere volks- und alterthümlichen Unsterblichkeitsvorstellungen, 1866)

GW 11, S. 187-218.

Zur Theogonie. Oder Beweise, daß der Götter Ursprung, Wesen und Schicksal der Menschen Wünsche und Bedürfnisse sind. Nach den lateinischen Schriftstellern. 1866. In: SW 10, S. 245-274.

BwN 2, S. 92-96.

SW B/J 9, S. 330-349.

GW 11, S. 219-243.

Epilog (zu Band 10 der „Sämmtliche Werke“ Ludwig Feuerbachs: Gottheit, Freiheit und Unsterblichkeit vom Standpunkt der Anthropologie, Leipzig 1866 [=SW10]), S. 275-293.

GW 11, S. 244-257.

Inhaltsverzeichnis Band 22

(mit * gekennzeichnete Briefe fehlen)

I. Briefwechsel

Nachtrag

.....	6
(977a) An G. Junghann vom 11.Juni 1862 (Nachtrag GW 21)	

I.1. Briefwechsel 1869-72

1869

.....	7
1186 An Wilhelm Bolin Ende Januar/12. Februar [1869]	
1187 Von Gustav Bäuerle 14. Februar 1869	
1188 Von Gustav Bäuerle 7. März 1869	
1189 Von Wilhelm Bolin 22. März 1869	
1190 Von Nikolai Wladimirowitsch von Khanikoff 6. August 1869	
1191 An Unbekannt 7. August 1869	
1192 An Wilhelm Bolin 20. August 1869	
1193 An Konrad Deubler 21. August 1869	
1194 An Mathilde F. Wendt 3. Oktober 1869	
1195 An E. La Rigaudière 10. November 1869	
1196 Von Chronik 11. November 1869	
1197 Von Edouard Vaillant 25. Dezember 1869	

1870 32

1198 An Mathilde F. Wendt 12. Januar 1870	
1199 Von Konrad Deubler 17. Januar 1870	
1200 An Konrad Deubler 28. Februar 1870	
1201 Von Wilhelm Bolin April 1870	
1202 Von Edouard Vaillant 25. April 1870	
1203 An Jakob von Khanikoff 28. April 1870	
1204 An Wilhelm Bolin 26. Mai/3. Juni 1870	
1205 An Ludwig Speidel 8. Juni 1870	
1206 Von Georg W. Rachel 12. September 1870	
1207 Von Wilhelm Bolin 23. September 1870	
1208 Von Luigi Stefanoni 1870	
1209 An Luigi Stefanoni [1870]	

1871	54
1210 An Konrad Deubler 26. März/1./6. April 1871	
1211 Von Ottilie Assing 15. Mai 1871	
1212 Von Wilhelm Bolin 15. Mai 1871	
1213 An Herrn Markus Sommer 1871	
1214 Von Ottilie Assing 6. September 1871	
1215 Von der Deutschen Schillerstiftung 20. Oktober 1871	
1216 An die Deutsche Schillerstiftung 29. Oktober 1871	
1217 An Luigi Stefanoni 20. November 1871	
1218 Von Leopold Kompert, Wiener Zweigverein der Dt. Schillerstiftung Nach dem 9. Dez. 1871	
1219 Von Karl Grün 16. Dezember 1871	
1220 Von Edouard Vaillant 31. Dezember 1871	
1221 An Luigi Stefanoni [Ende 1871]	
1872	74
1222 Bertha Feuerbach an Konrad Deubler 24. Januar 1872	
1223 Von La Libre Pensée, Brüssel 12. Juli 1872	
1224 Karl Dörflinger an Bertha und Leonore Feuerbach 22. September 1872	
1225 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 28. September 1872	

I. 2. Briefwechsel von und an Bertha und

Leonore Feuerbach 80

1 Leonore Feuerbach an Leonore Feuerbach 11. September 1844	
2 Bertha Feuerbach an Leonore Feuerbach o. J. [Aufschrift: ca. 1850]	
3 Conrad Beyer an Leonore Feuerbach 2. Februar 1856	
3a Emerenz Stadler an Leonore Feuerbach 16. Juni 1859	
4 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 11. November 1859	
5 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 11./17./30. Dezember 1859	
6 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 10. Juni 1860	
7 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 19. August 1861	
8 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 1. Juli 1862	
9 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 29. August 1863	
10 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 27. August 1864	
11 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 20./23. Oktober 1864	
12 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 13./14./21. Januar 1865	
13 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 30. April 1865	
14 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 30. Juni 1865	
15 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 8. Juli 1865	

- 16 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 19. November 1865
- 17 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 1865
- 18 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 1866
- 19 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 1866
- 20 Johanna Kapp an Leonore Feuerbach, 21. Oktober 1866
- 21 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 8./9. Februar 1867
- 22 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 1867
- 23 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 2. März 1867
- 24 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 23. Januar 1868
- 25 Bertha Feuerbach an Elise Feuerbach
- 26 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 15. September 1870
- 27 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 16. Februar 1871
- 28 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 5. Juni 1871
- 29 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin Vor dem 27. Juni /
27. Juni 1871
- 30 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 25. Februar / 3. März 1872
- 31 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach 22. Juli 1872
- 32 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach 18. September 1872
- 33 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 20. September 1872
- 34 H. Denis an Leonore Feuerbach 11. Oktober 1872
- 35 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 19. Oktober 1872
- 36 H. Denis an Leonore Feuerbach 19. Oktober 1872
- 37 H. Denis an Leonore Feuerbach 29. Oktober 1872
- 38 Bertha Feuerbach an Conrad Beyer vor dem 11. November 1872
- 39 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh etwa 1873
- 40 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 14. Januar 1873
- 41 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 27. April 1873
- 42 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 16. Mai 1873
- 43 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 10. Oktober 1873
- 44 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 4. / 7. Januar 1874
- 45 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 11. Januar 1874
- 46 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 19. Januar 1874
- 47 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 13. Februar 1874
- 48 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 9. März 1874
- 49 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 21. März 1874
- 50 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 10. / 12. / 16. Mai 1874
- 51 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 12. Juni 1874
- 52 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 3. Oktober 1874
- 53 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 11. Januar 1875
- 54 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 14. März 1875
- 55 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 8. April 1875
- 56 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 9. Mai 1875

- 57 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh Nach Anfang Mai / 27. Mai 1875
- 58 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 21./27. Juni 1875
- 59 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 16. Juli 1875
- 60 Bertha und Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin 30. Juli 1875
- 61 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 11. September 1875
- 62 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 1. / 2. November 1875
- 63 Bertha Feuerbach an Emma Herwegh 21. [Dezember 1875]
- 64 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 27. Dezember 1875
- 65 Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin [4. Juni 1876]
- 66 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 7. Juni 1876
- 67 Bertha Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum 19. Juni 1876
- 68 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 18. Juli 1876
- 69 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 1. / 4. / 6. Mai 1877
- 70 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach Juni 1877
- 71 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 15. November 1877
- 72 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 1877
- 73 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 4. Januar / nach dem 4. Januar 1878
- 74 Bertha und Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin
- 75 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 2. Januar 1879
- 76 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 1. Januar 1880
- 77 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 17. Januar 1880
- 78 Leonore Feuerbach an Wilhelm Bolin 25. Juni 1880
- 79 Bertha Feuerbach an Wilhelm Bolin 3. / 7. Juli 1880
- 80 Bertha Feuerbach an Elise und Leonore Feuerbach 28. November 1880
- 81 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 24. Juni 1881
- 82 Konrad Deubler an Bertha und Leonore Feuerbach 4. Dezember 1881
- 83 Leonore Feuerbach an Konrad Deubler 19. Dezember 1881
- 84 Bertha Feuerbach an Elise und Leonore [ca. 1881]
- 85 A. Vaillant an Leonore Feuerbach 26. Juni 1882
- 86 Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach 19. September 1882
- 87 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 10. Oktober 1882
- 88 Bertha Feuerbach an Elise und Leonore Feuerbach Dezember 1882
- 89 Konrad Deubler an Leonore Feuerbach 3. November 1883
- 90 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach 9. November 1883
- 91 Leonore Feuerbach an Unbekannt 26. November 1884
- 92 Leonore Feuerbach an Arnold Dodel-Port 11. Januar 1885

- 93 G. Junghann (junior) an Bertha Feuerbach 14. Januar 1885
- 94 G. Junghann (junior) an Anselm Johann Ludwig Feuerbach
26. April 1885
- 95 Leonore Feuerbach an Westermann 17. Juni 1887
- 96 Leonore Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum
23. Juni 1887
- 97 Leonore Feuerbach an das Germanische Nationalmuseum
4. Februar 1889
- 98 jetzt 3a
- 99 Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach Berlin 27. April 1890
- 100 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl Juli 1890*
- 101 E. Freiherr von Marschalk an Leonore Feuerbach 1. Januar
1891
- 102 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach 28. Juli 1891
- 103 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 22. November 1891*
- 104 Leonore Feuerbach an Bartholomäus von Carneri
20. März 1892*
- 105 Leonore Feuerbach an Unbekannt 2. November 1895
- 106 Leonore Feuerbach an Concordia-Verlagsanstalt
16. November 1897
- 107 Leonore Feuerbach an Concordia-Verlagsanstalt
30. November 1897
- 108 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 20. Mai 1898*
- 109 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 26. Oktober 1900*
- 110 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 16. Juni 1903*
- 111 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 14. August 1903*
- 112 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 7. Juni 1904*
- 113 Frau Karl Emil Franzos an Leonore Feuerbach 12. Juli 1904
- 114 Leonore Feuerbach an Marcel Herwegh 16. Juli 1904
- 115 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 25. August 1904*
- 116 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 5. September 1904*
- 117 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 10. Januar 1905*
- 118 Leonore Feuerbach an Marcel Herwegh 15. März 1909
- 119 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach 15. Februar 1911
- 120 Von Heinrich Benecke an Leonore Feuerbach [ca. März 1911?]
- 121 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 13. Mai 1911*
- 122 Leonore Feuerbach an Friedrich Jodl 17. Juni 1911*
- 123 Leonore Feuerbach an Margarethe Jodl 29. Januar 1914*
- 124 Leonore Feuerbach an Margarethe Jodl 12. Januar 1917*
- 125 Universitätsbibliothek München an Leonore Feuerbach
26. Januar 1917*
- 126 Universitätsbibliothek München an Leonore Feuerbach

15. Juni 1917*
 127 Universitätsbibliothek München an Leonore Feuerbach
 5. Juli 1917*
 128 Universitätsbibliothek München an Leonore Feuerbach
 31. Januar 1918*
 129 Leonore Feuerbach an die Universitätsbibliothek München
 9. März 1919
 130 Karl Quenzel an Leonore Feuerbach 26. Juni 1920
 131 Edouard Vaillant an Leonore Feuerbach o. D.

I. 3. Briefwechsel Verwandte und nahestehende Zeitgenossen 232

- Z 1 Henriette Feuerbach an Christian Heydenreich 14./16. Juni 1841
 Z 2 Henriette Feuerbach an Christian Heydenreich Ende Juli 1841
 Z 3 Elise und Helene Feuerbach an Henriette Feuerbach, 2. Mai 1843*
 Z 4 Friedrich Kapp an Friedrich Christian Georg Kapp
 6. August 1843
 Z 5 Otto Kapp an Eleonore Feuerbach, 28. August 1843*
 Z 6 Johanna Kapp an Eleonore Feuerbach, 18. September 1843*
 Z 7 Johanna Kapp an Eleonore Feuerbach, 17. Dezember 1843*
 Z 8 Emilie Kapp an Eleonore Feuerbach, 1843/44
 Z 9 Friedrich Kapp an Johanna Kapp 4. November 1845
 Z 10 Friedrich Kapp an Johanna Kapp 18. Dezember 1845
 Z 11 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 31. Juli 1846
 Z 12 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 15. November 1846
 Z 13 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 1./2. Januar 1847
 Z 14 Friedrich Kapp an Ida Kapp 3. März 1847
 Z 15 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 14. Juni 1847
 Z 16 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 17. November 1847
 Z 17 Henriette Feuerbach an Sophie Heydenreich 25. Mai 1848
 Z 18 Friedrich Kapp an Ida Kapp 12. Juni 1848
 Z 19 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 3. Januar 1849
 Z 20 Gottfried Keller an Hermann Hettner 17. Februar 1851
 Z 21 Gottfried Keller an Hermann Hettner 29. August 1851
 Z 22 Gottfried Keller an Hermann Hettner 3. August 1853
 Z 23 Hermann Hettner an Gottfried Keller 9. Oktober 1856
 Z 24 Henriette Feuerbach an Michael Bernays 18. Mai 1857
 Z 25 Otto Wigand an Karl Gutzkow 14. Mai 1862
 Z 26 Karl Gutzkow an die Deutsche Schillerstiftung 24. Mai 1862
 Z 27 Emilie Wüstenfeld an Karl Gutzkow 1862
 Z 28 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh Juli 1863

- Z 29 Otto Wigand an Karl Voigt 3. November 1865
 Z 30 Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung 18. Oktober 1868
 Z 31 Henriette Feuerbach an Marie [...?] 22. Oktober 1868
 Z 32 Otto Wigand an Leopold Kompert 11. November 1868
 Z 33 Karl Scholl an Konrad Deubler 1870
 Z 34 Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung 3. September 1871
 Z 35 Enno Hektor an die Deutsche Schillerstiftung 6. Oktober 1871
 Z 36 Karl Scholl an Konrad Deubler 13. Oktober 1871
 Z 37 Karl Scholl an Konrad Deubler 3. Mai 1872
 Z 38 Karl Scholl an Konrad Deubler 11. September 1872
 Z 39 Emma Herwegh an Frau Carl Mayer 15. September 1872
 Z 40 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh 9. Mai 1873
 Z 41 Gottfried Keller an Hermann Hettner 31. Januar 1875
 Z 42 Friedrich Kapp an Julius Rodenberg 11. März 1876
 Z 43 Friedrich Kapp an Eduard Cohen 13. August 1876
 Z 44 Konrad Deubler an Karl Scholl Dezember 1883
 Z 45 Hermann Feuerbach? an Unbekannt 2. November 1895*
 Z 46 Anselm Feuerbach an den Syndikus der Erlanger Universität 7. Januar 1903
 Z 47 Wilhelm Bolin an Gerstenberg 20. Februar 1904
 Z 48 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 5. Februar 1922
 Z 49 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 23. Februar 1922
 Z 50 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 12. September 1922
 Z 51 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 18. Januar 1923
 Z 52 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 18. Januar 1923
 Z 53 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 14. Mai 1923
 Z 54 Julie Feuerbach an Wilhelm Bolin 30. Juni 1923
 Z 55 Wilhelm Börner an Wilhelm Bolin 3. September 1923
 Z 56 Wilhelm Börner an Wilhelm Bolin 30. Oktober 1923
 Z 57 Henriette Feuerbach an Unbekannt
 Z 58 Henriette Feuerbach an Emma Herwegh ohne Datum

I.4. Untersuchungen und Erläuterungen

zu den Briefen GW 22 326

I.5. Korrigenda zu den Bänden GW 1-21 394

II. Neu aufgefundene, zu Lebzeiten nicht publizierte	
Studien und Aufsätze	403
Morgengruß zweier Freunde.	
(Verse aus dem Stegreif.) (1828)	404
Ein kurzes Wort gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus.	
(1841)	406
Luther als Schiedsrichter zwischen Strauß und Feuerbach. Kein	
Berliner	412
Döllinger und die Preßfreiheit. (April 1850)	417
[Friedrich] Feuerbachs „Gedanken und Tatsachen“ [1863]	421
 III. Verzeichnisse	432
Literaturverzeichnis	433
Namenverzeichnis	437
Korrespondenzverzeichnis	446
Verzeichnis der zu Lebzeiten veröffentlichten Schriften	484